ber
ich.
leben.

H. Mon.
598 p.
-2

Wagner

Aus dem

Oesterreichischen Klosterleben.

Ein Beitrag

zur

Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts.

Von

Dr. A. E. Wagner.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Berlin, 1870.

Carl Heymann's Verlag.

(Julius Imme.)

366 Gg

Aus dem

Oesterreichischen Klosterleben.

Ein Beitrag
zur
Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts.

Von

Dr. A. E. Wagner.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Berlin, 1870.

Carl Heymann's Verlag.
(Julius Imme)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zweiter Band.

	Seite
Vorbereitung zum Priesterthum	1
Die Tage der Priesterweihe	36
Aus der Zeit des Presbyterats	62
In der auswärtigen Seelsorge	169
Wieder Daheim	224
Der Official	279

Vorbereitung zum Priesterthum.

Am Tage nach abgelegter Profess liess mich der Prälat zu sich rufen. Als ich vor ihn trat, erwähnte er mit einigen Worten meiner würdigen Haltung bei der Feierlichkeit und erlaubte mir zur Erholung für acht Tage in's Weinland auf eines der Stiftsgüter „mit Conventgelegenheit“ zu fahren. Das that ich denn auch noch am selben Nachmittage und bin nun ein Gast des jungen unverheiratheten Verwalters unserer Herrschaft. Den Conventwagen habe ich gleich wieder zurückgeschickt. Wenn die Zeit zur Rückkehr sein wird, muss der Verwalter das herrschaftliche „Zeug“ hergeben.

Das Leben unter „Hauern“, wie die Weingartenbauern hier genannt werden, hat eine eigenthümliche Färbung, die von der des Zusammenseins mit Ackerbau treibenden Landleuten wesentlich verschieden ist. Ich möchte sagen, dass dieses philiströse, schwerfällig und ängstlich, während jenes frei, frisch und dreist ist.

Der Verwalter scheint sich bei den Stiftsunterthanen in ganz kurzer Zeit — er hat diese Stellung noch nicht lange — sehr beliebt und angenehm gemacht zu haben. Ob das so dauern wird, ist freilich die Frage. Da er zugleich Jurist ist und als solcher das Justizamt verwaltet, so dürfte er oft in die Lage kommen, seine so grosse Kunst des Betragens auszuüben, um jedweden im Namen des Klosters zu befriedigen und stets bei gutem Humor zu erhalten.

Es ist das hier überhaupt ein eigenthümliches Verhält-

niss, in welchem die Geistlichkeit als Eigenthümerin der Herrschaft zu ihren Unterthanen steht. An dem Dominium hängt nämlich die Verpflichtung, das Bezirks-Criminalgericht aus eigenen, d. h. geistlichen Mitteln zu erhalten und der hochwürdigste Herr Prälat ist somit in der Person seines Oberbeamten *quasi* Chef der peinlichen Gerichtsbarkeit.

Es war für mich kein wohlthuendes Gefühl, als der Verwalter — um mir die Sehenswürdigkeiten des Schlosses zu zeigen — mich in die Criminalgefängnisse, welche die Stiftsherrschaft für Verbrecher bereit halten muss, führte und mir deren vortreffliche Einrichtung rühmte. Sie sind allerdings im guten Stande und im Sinne jener Gastfreundschaft, welche die Landesgesetze vorschreiben, sehr wohl mit allem Nöthigen versorgt. Alle sind ganz sauber und zufälliger Weise eben leer bis auf Eines. Darin sitzt ein Schulmeister und wird — wie der Verwalter meint — noch einige Monate gut sitzen müssen, bis er schliesslich in ein grösseres Criminalgefängniss, wahrscheinlich auf Schloss Spielberg in Mähren, zu noch etwas viel längerem Sitzen als Abbüssung einer langjährigen Strafe wird abgeführt werden. Sein Verbrechen soll, obgleich die Untersuchung ziemlich complicirt ist, doch unzweifelhaft sein. Der Mensch hatte sich in seinen Liebesgefühlen an unrechte Objecte verirrt und zwar an kleine Mädchen seiner Schule. Der Verwalter sagte mir, ihm wäre eine Untersuchung wegen Strassenraub, Mord und Todtschlag lieber gewesen, als wie hier bei diesem Falle ganz kleine Kinder verhören und mit deren weinenden Eltern verhandeln zu müssen. Das Uebel eines solchen Verbrechens, wie es dieser Mensch begangen hat, ist unbeschreiblich gross und darum setzen auch die Gesetze so harte Strafen darauf. „Vorläufig hat das Stift — meint der Verwalter — einen Gast hier zu beherbergen, der ihm, Alles in Allem gerechnet, sehr theuer zu stehen kommen wird.“ —

Uebrigens hat der Verwalter so viel Biederes und Gutmüthig-strenges in seinem gewöhnlichen Wesen, dass ich es gerne glaube, er sei bei den Unterthanen schnell beliebt geworden. Dem niederen Volke imponirt nichts so sehr als ein wohlwollendes Betragen derjenigen, welche das Recht haben, strenge zu verfahren. „Wenn halt aber der g'strenge Herr Verwalter so freundli' red't, kann Koaner ihm harb sein!"

Des Abends gehen wir regelmässig aus, den einen oder andern Hauer in seinem offenstehenden Keller zu besuchen und werden immer mit grosser Herzlichkeit aufgenommen. Gleich wird auch vom Besten, „vom Fassl, worauf die schwarze Katz' sitzt", eingeschenkt und getrunken. Der Hauer zeigt sich gleichsam *in floribus.* Manche fröhlichen Scherze fallen und Anekdoten aller Art werden erzählt. Wenn sich dann das Gespräch, wie fast jedesmal, auf Religion und Geistlichkeit lenkt, ist der Mann in seiner allerschönsten Laune und bringt Alles zu Tage, was ihm auf dem Herzen liegt. Der g'strenge Herr secundirt ihm und nimmt durchaus nicht Partei gegen dessen Ansichten. Das ist nun gar zu hübsch. Ich lache und schweige; eigentlich müsste ich aber der Dritte im Bunde sein. Was da vorgebracht wird, hat Alles seinen guten Grund. Eine ganz besondere Pique scheinen die Leute auf den dortigen Kaplan zu haben, der ein sehr gewinnendes Aeussere an sich haben soll. Einer der Hauer sagte da, als vom geistlichen Hausbesuch die Rede war: „Lieber hätt' ich 'n Soldaten im Quartier, als so'n Schwarzen zum B'such. Vom Soldaten woass i, was 'r will und kann mi und mei Weibsvolk in Acht nehmen, aber bei dem da woass koa Mensch, wo 'r hinaus oder hinein will." —

Uebrigens war es das erstemal mit mir eine eigene Geschichte. So lange wir in dem kühlen Keller sassen, war mir ganz gut und frisch zu Muthe; der Wein schmeckte mir und

trank sich ganz leicht. Kaum aber kam ich aus dem Keller hinaus an die frische Luft, verwirrten sich mir die Sinne und ich wusste bald nichts mehr von dem, was um mich und mit mir geschah. Am anderen Tage sagte mir denn der Verwalter, was mir etwa noch nachträglich zu wissen nöthig war. Schade nur um so manch eine hübsche Anekdote, die ich gehört hatte und wegen der Untreue meines Gedächtnisses nicht mehr genau nacherzählen kann. Künftighin werde ich wohl vorsichtiger sein müssen.

Die Natur und ihre Geschöpfe haben doch gar keinen Respect für das, was wir Menschen das Heiligste der ganzen Welt nennen, die Religion. Dass demgemäss auch die von den Vertretern der Religion geweihten und geheiligten Sachen keine besondere Rücksicht im Haushalte der Natur finden, liegt auf der Hand.

Da hatte ich meinen bei der Feier der Profess ganz besonders vom Prälaten gesegneten und mit Weihwasser besprengten Talar an die Wand gehängt und jetzt, wo ich von meinem Ferienausfluge zurückgekehrt und zur Reise in die Studien mich rüstend, das Kleidungsstück vom Nagel nehme, um es sorgfältig einzupacken: siehe, da hatte sich unterdessen ein Mäusepaar in der einen Tasche ein molliges Nestchen eingerichtet und das Mütterchen säugte wahrscheinlich eben seine fünf lieben Kinderchen, als ich hinzukam. Zum Ausbau des Nestes haben die zarten Bestien meinen Regenschirm und eine wollene Fussdecke zernagt. Nun muss der Conventschneider das durch Schmutz und allerhand Allotria der lieben Geschöpfe entweihte Kleid wieder nach der Kirchensprache *ad integrum* restituiren. Die kleine Familie habe ich aus Spass und Mitleid anderswo gut untergebracht.

Als ich heute gegen Abend müssig durch den nahen Wald schlenderte, bald auf die verschiedenartigen Laute und Töne unter den Bäumen horchend, welche die Stille von Zeit zu Zeit unterbrachen, bald wieder niedergebeugt nach den mannigfachen Moosarten spähend, die mir am feuchten Rande meines Pfades vielfarbig entgegenleuchteten, wurde ich plötzlich durch die Ankunft P. Albins, des „Wilden", wie er genannt wird, überrascht. Mühsam und allem Anscheine nach ängstlich rutschte er über den glatten Erdboden eines kleinen Abhangs auf mich zu herab. Ich eilte ihm einige Schritte entgegen, beide Hände ausstreckend; an ihnen hielt er sich auch bei seiner unfreiwilligen Fahrt gerade in dem Momente fest, als sich der lange Talar ihm unter die Füsse wickelte. Ohne meine Hilfe hätte er nothwendig fallen müssen. Er dankte mit dem Kopfe nickend und sagte leise wie vor sich hin:

„Das war' mal Hilfe zu rechter Zeit!"

„Der Waldboden ist nach dem heftigen Regen sehr glatt geworden" — entgegnete ich. Er jedoch schwieg still und schritt neben mir langsam einher.

Als ich mich von meiner kleinen Aufregung wieder erholt hatte, empfand ich ein stilles Vergnügen über dieses unvermuthete Zusammentreffen mit einem Manne und Mitbruder, von dem ich zwar oft und viel reden, den ich aber bisher nur von ferne zu sehen bekommen hatte. Ich erkannte in ihm ganz gut jene Gestalt wieder, die uns — wie Sie sich, bester Herr Professor! wohl noch erinnern werden — an jenem Tage im Walde begegnet ist, als wir miteinander in das Stift einfuhren. Nur schien mir der Mann noch viel blässer und mägerer auszusehen als damals. Die Linien seines Gesichtes zogen sich alle fast senkrecht herab; der Blick seiner Augen war matt und dabei unstät; die ganze Haltung schlaff und abgespannt. Ein alter, abgegriffener Filzhut bedeckte den

Kopf. Der Talar war mehr fuchsbraun als schwarz. In seinem ganzen Wesen stand Selbstvernachlässigung und cynische Sorglosigkeit deutlich ausgeprägt.

Nachdem ich etwa fünfzig Schritte stumm neben ihm einhergegangen war, redete ich ihn — auf gut Glück wie ich mir dachte — an:

„Liebliche Luft! Man fühlt sich ganz erfrischt nach der drückenden Schwüle des Tages, die einem gleichsam alle Electricität ausgesogen hatte.“

Er schwieg noch eine Weile, dann nahm er meine Einladung zum Gespräche an und sagte gleichgiltig:

„Das Gewitter hat den Himmel erheitert.“ —

„Und die Geschöpfe.“ —

„Meinen Sie?“ —

„Ich fühle es.“ —

„Ich nicht.“ —

„Hochwürden sind vielleicht unwohl.“ —

„Das möchte ich beinahe glauben.“ —

„Das Menschengemüth hat oft auch seine schwülen Tage und seine schwarzen Wolken.“ —

„Die aber nicht so schnell vergehen, wie die in der Luft.“ —

„Es fehlt vielleicht auch ein Gewitter.“ —

„Wohl möglich.“ —

„Die Gegensätze müssten sich aufreiben und“ —

„Entzünden?“ — fragte er gleichsam aufmerksamer geworden.

„Es müsste blitzen und — einschlagen“ antwortete ich.

„So ist es recht, Frater J s i d o r! Sie scheinen es zu verstehen, witzige Vergleiche anzustellen. Aber dieser taugt hier doch nicht.“

„Warum, Hochwürden?“

„Weil ein solches Gewitter den Zustand nur noch ver-

schlechtern müsste, wenn es überhaupt etwas daran ändern würde.“

„Dann wird wohl doch auf irgend eine andere Art abzuhelfen sein?“ —

Er blieb stehen, sah mich eine Weile starr an und sagte mit etwas strengerem Tone:

„Sie wollen sich wohl die undankbare Mühe geben, für Anderer Leiden Theilnahme zu äussern?“ —

„Ich betrachte allerdings diese Mühe als eine der besseren Aufgaben meines Lebens.“

„Dann haben Sie sich sehr verirrt, indem Sie dabei in ein Kloster gerathen sind.“

„Verirrt?“

„Ja. Für ein theilnehmendes Herz giebt es in einem Kloster nur schlechte Nahrung. Theilnahme?! Ja! Hm! Wie man etwa an Schau- und Lustspielen, an Possen theilnimmt. Vom Erhabeneren eines Drama, einer ächten Tragödie darf man da gar nicht reden. Haben Sie hier im Kloster schon viel Gelegenheit gefunden, theilnehmend zu sein?“

„Nicht viel, aber doch manchmal. Ich bin auch noch nicht lange hier, habe dieser Tage erst meine Profess abgelegt.“

„Ich bedauere Sie darum und wiederhole, dass Sie sich verirrt haben. Ich sage es Ihnen, damit Sie sich darauf gefasst machen, eines Tages bitter enttäuscht zu werden. Es ist mir aber lieb, Sie kennen gelernt zu haben und ich danke Ihnen für die helfende Hand, die Sie mir vorhin gereicht haben. Guten Abend!“ —

Damit bog er rasch vom Wege ab und zwischen die Bäume hinein. Ich sah ihm lange nach. — Irrsinnig ist er nicht, das ist meine feste Ueberzeugung, aber gemüthskrank.

Seit einigen Tagen sind wir, die theologischen Studenten, wieder Alle bis auf Einen, der kurz vor der Profess von seinem Stifte entlassen worden war und Viere, die im vergangenen Jahre ganz absolvirt haben, frohen Muthes beisammen, unsere Studien der „Gottesgelehrtheit“ fortzusetzen oder wie ich mit noch vier Andern zu vollenden. Sechs neue sind aus verschiedenen Gegenden hinzugekommen, das grosse Lernwerk zu beginnen.

Für mich wird diesmal eine der schwersten Aufgaben das Studium der Dogmatik oder Glaubenslehre sein, weil es sich dabei immer nur um das *jurare in verba magistri* handeln wird. Die anderen Fächer, Pastoral und Catechetik oder die Lehre der Seelsorge und des Religionsunterrichts, dann die Kunst des Predigens und des Ceremonienwesens werden mir wohl keine besonderen Schwierigkeiten machen.

Von Seite des „Masters“ hängt immerfort wie das Schwert des Damokles über unsern Häuptern eine Inquisition verbotener Bücher, die wir in unsern Zimmern lesen. Es handelt sich dabei vorzüglich um schlüpfrige und ketzerische Schriftwerke. Was nun die Letzteren betrifft, so müsste man, glaube ich, doch auch seine Gegner kennen lernen. Wenn deren Gründe etwa stärker sind als die unsern, so haben sie mehr Recht als wir, denn der Stärkere hat Recht trotz allen „Mastern“ der Welt. Daraus folgt aber noch gar nicht, dass sie allein Recht haben und dass wir uns nach ihnen allein zu richten haben. Sie müssen widerlegt werden.

Meine Freude, den P. Claudius gesund und wohlgelaunt wieder anzutreffen, war gross und ich konnte nicht unterlassen, ihm das öfter zu wiederholen. Wir wollen wieder wie im vergangenen Jahre an Recreationstagen unsere regelmässigen Spaziergänge auf einsamen Wegen und in abgelegenen Gegenden machen. Mit meinen Stiftsneuigkeiten und Erlebnissen während der grossen Ferien, nach denen er fragte, war ich bald fertig. — „Alles Andere ist bei Ihnen *comme chez nous* — meinte er — und nun sind wir wieder an unserem Glossencapitel (der für mich interessantesten Gattung von Zwiegesprächen) angekommen.“

„Es ist ganz unrichtig — sagte mir heute auf dem Spaziergange der P. Claudius — wenn man die Zweifler, Denker und Ungläubigen beschuldigt, den Abfall von der römischen Orthodoxie auf dem Gewissen zu haben. Gerade umgekehrt. Die übertriebene Rechtgläubigkeit unserer Dogmatiker ist Schuld daran. Denn was geht aus dem Zank und Streit über die unglaublichen Glaubenslehren am Ende hervor? Nichts anderes als Unglaube, Freigeisterei, Verspottung der Methode, wie diese Glaubenslehren den Geistern beigebracht werden sollen. Das hat Bretschneider prächtig nachgewiesen. Sie müssen es ja selber fühlen — so wandte sich Claudius direct an meine Persönlichkeit — wie Ihnen zu Muthe ist, wenn so ein — —, der von der Idee „Welt und höchstes Wesen“ auch nicht die leiseste Ahnung hat, sich Mühe gibt, dieses oder jenes Dogma als unzweifelhaft glaubwürdig darzustellen. Mit Reden lässt sich das eigentliche Glauben nun einmal nicht erzwingen, am allerwenigsten mit ledernen Beweisen eines solchen langweiligen Professors.

Ich kann überhaupt nur das glauben, wozu ich guten Grund habe, und diesen Grund muss ich nicht nur jederzeit selber untersuchen dürfen und können, ob er wirklich gut oder ob er es noch immer ist: sondern er muss mir auch genügend, d. h. besser erscheinen als jeder andere. Was wollen Sie aber dazu sagen, wenn die Gegner der Orthodoxie für ihre Ansichten lauter solche Beweise vorbringen, gegen die unser Einer rein gar nichts anders anführen könnte, als: „Mein Professor hat dagegen dies und das gesagt.“

Da muss man sich halt — freilich in aller Stille — vor der Macht der Vernünftigkeit beugen. —

Ich bleibe dabei, und so meint es auch Bretschneider: „Wie alles Wissen veränderlich ist, so ist es das theologische. Das ist, meine ich, vielmehr noch mit dem Glauben der Fall. Der ist von jeder Minute abhängig und sogar von dem augenblicklichen Zustande unseres Magens. Ich halte unsere verknöchertesten Glaubenshelden — wenn sie es überhaupt sind, wirklich und nicht blos irrthümlich sind — nur für Kranke, die am Magen leiden.“

In der künftigen Woche wird es einige Tage Ferien und etwas Zerstreuung geben. Es soll der fünfzigste Jahrestag der ersten Messe des Prälaten, also ein geistlicher Jubeltag gefeiert werden. Dadurch kommt unser Studiencursus in eine kleine Confusion und unser „Master“ in eine sehr grosse, denn die ganze Hausordnung geht dabei auf einige Zeit zum Guckguck.

Die Feier der Secundiz des hiesigen Prälaten ist vorüber. Der Gäste war eine Unzahl. Wir Cleriker haben mehrere Tage lang casernenartig in den Lehrsälen zusammenwohnen müssen, weil unsere gewöhnlichen Zellen in Gastzimmer umgewandelt worden sind. Kirchliche Feierlichkeiten und Ceremonien, Tafeln, wobei edle Weine und Champagner in Strömen flossen, musikalische Productionen, selbst Militärmusik aus Wien, Feuerwerk u. dgl. drängten einander und nahmen alle Thätigkeit der Mitwirkenden sowohl wie der Zuschauer in Anspruch. Die Schulen und Collegien, Studien und Chorgebete ruhten, die alte Hausordnung kam — wie vorauszusehen war — in Unordnung und die ganze Disciplin des „Masters" hatte fieberhafte Ferien.

Interessanter ist das psychologische Phänomen, das man bei diesem Feste anzustaunen Gelegenheit hatte, nämlich das frische, kräftige und belebte Wesen des Jubelgreises, der vom Anfang bis zum Ende der Festlichkeiten Alles mitmachte. Er war vor einigen Wochen so schwer erkrankt, dass sein Leibarzt dessen Leben als unrettbar aufgeben zu müssen laut erklärte. Der Prälat hatte ihn über das Wesen der Krankheit genau befragt und mit aller Strenge verlangt, dass ihm die Wahrheit gesagt werde. Da er sich immer seine Secundiz und sogar das etwas mehr als ein Jahr später zu feiernde Abtenjubiläum zu erleben gewünscht hatte: war der Ausspruch des Doctors, dass nun schon der Abschied aus dem irdischen Dasein bevorstehe, für ihn sehr betrübend. Der ärztliche Bescheid beugte indessen seine Seele nicht nieder. Mit grosser Kaltblütigkeit verlangte er die Sterbesakramente, die ihm auch mit allem Pomp und in Gegenwart des gesammten Capitels gereicht wurden. Als sich aber nach der Ceremonie Alle bis auf den Prior entfernt hatten, blitzte sein Auge wie elektrisch auf. Er riss das schwarze Sammtkäppchen vom Haupte, schlug damit so kräftig als möglich

vor sich hin auf die grünseidene Bettdecke und rief mit der ihm noch immer eigenen starken Stimme: „Ich will aber noch nicht sterben! Johann! meine Tropfen!“ — Der Kammerdiener reichte ihm dieselben und — am andern Tage stand der alte Mann aus dem Bette auf. Die Stärke seiner Willenskraft hat ihm das Leben gefristet. Jetzt fühlt er sich, als müsste er jedenfalls auch noch das andere Jubiläum erleben.

Noch ein anderes Beispiel von Willenskraft des alten Prälaten wurde mir nachträglich erzählt. Als junger, kaum erst geweihter Priester war er Candidat für den damals erledigten Prälatensitz und hatte grosse Hoffnung, gewählt zu werden. Am Tage der Wahl selbst war er aber schwer erkrankt. Trotzdem wurde er wirklich gewählt und als er davon Kenntniss erhielt, hatte er gleichsam nichts Eiligeres zu thun, als gesund zu werden, um die Weihe und Infulation empfangen zu können. Es gelang ihm auch in kurzer Frist.

Durch seinen eisernen Willen hat er sich überhaupt die ganze Zeit seiner äbtlichen Regierung und namentlich in der Periode schwerer Heimsuchung während der Franzosenkriege ausgezeichnet.

Die Festesklänge sind verhallt, die klösterliche Alltagsleier wird dafür nach und nach wieder laut. Das Studiren und Examiniren hat begonnen und der „Master“ hält wie sonst seine Morgen- und Abend-Exhorten gleichsam vor tauben Ohren.

Ich habe keinen Glauben an etwaige grosse, fruchtbringende Erfolge dieses kleinen Lehrinstituts, wie es hier ein-

gerichtet ist, selbst wenn anders geartete Zöglinge da wären, als wir sammt und sonders sind. Ich will mir nicht anmassen, das innerste Wesen meiner Collegen zu durchschauen, aber was nicht nur mir, sondern jedem aufmerksamen Beobachter ganz nahe vor Augen liegt, darf ich wohl als Thatsache aussprechen und darauf ein Urtheil gründen. Keiner studirt eigentlich nach dem strengen Sinn des Wortes, sondern lernt nur und zwar nicht mehr als er eben muss, um im Examen nicht durchzufallen. Aus Lust oder Wissbegierde lernt Keiner, aber mit Unlust und Widerwillen Jeder. Dem gemäss fehlt auch jede Selbstthätigkeit; von Selbstvertrauen, Muth, wechselseitiger Aneiferung, Freude am wissenschaftlichen Erfolg ist keine Rede — mit Einem Worte alles, woraus sich einst Grosses und Herrliches in der Wirksamkeit eines wahrhaften Seelsorgers entfalten könnte, wird da vermisst. — Es ist ein gar kleines Institut dieses theologische Lyceum. Menschen- und Seelenkenntniss wird dem künftigen Seelsorger gar nicht gelehrt, die Darstellung religiöser Symbole dagegen nur als ein gedankenloser Mechanismus. Pädagogik und Katechisirkunst lernt er vom Zuhören und Redekunst durch eine Probepredigt. Bibelstudium ist mindest anempfohlen und Gottesgelahrheit? — ist ein blosses Wort. Wir gehen als ganz winzige Theologen einher. — Und welche Aufgabe liegt schon in dem Worte: Theologie!

Der „Master“ hat als Lehrer der Dogmatik an die Spitze seines heutigen Vortrags den Satz gestellt, dass „der Urgrund alles menschlichen Wissens einzig und allein die göttliche Offenbarung sei.“ An sich ist nun — wie mir vorkommt — ein solcher Ausspruch ganz unglaublich und die Kunst des Professors, die ich heute entwickeln hörte, um ihn

zu begründen oder glaublich zu machen, hat für mich auch nicht ausgereicht. Er subsumirte hier, wie sonst immer, unter dem Worte „göttlich" noch die Begriffe „priesterlich" und „kirchlich", was ich aber — freilich nur für mich im Stillen — nicht gelten lasse und nicht gelten lassen kann. Alle seine Behauptungen waren übertrieben, gewagt und mystisch. Jeder Vordersatz müsste erst mühsam erwiesen werden. Das ist nichts. Gerade so wie der Lehrer mir gegenüber nichts ausgerichtet hat, würde ich einem Denker gegenüber mit der mir angegebenen Beweisart nichts ausrichten.

Aber jetzt nach reiferer Ueberlegung der Sache sehe ich doch auch wieder ein, dass es bei einiger Kunstfertigkeit nicht so ganz unmöglich sein müsse, einen solchen ganz unglaublichen Satz glaublich zu machen. Ich nehme z. B. an, dass ich denselben einem sogenannten Naturphilosophen, also einem der unkirchlichsten gegenüber zu rechtfertigen hätte und dass seine Ansicht über diese Frage darin bestände, Urgrund alles menschlichen Wissens sei einzig und allein das Experiment und eine freilich mit Schaden und Schmerzen gemachte, oft wiederholte Erfahrung. Ich bin selber dieser Meinung und glaube, dass sie in allen Zeiten richtig gewesen sei und sein werde. Aber bei dem Worte „Wissen" müsste ich den Gegner fassen. Nicht für das menschliche Wissen, sondern nur für das „religiöse Glauben" möchte ich die höhere Inspiration in Anspruch nehmen und es würde sich darum handeln, meinen Gegner zu einem solchen Zugeständnisse zu bewegen. Was liegt ihm auch am „Glauben", das „Wissen" ist hier die Hauptsache.

Wenn es mir nur gelänge, mich mit ihm über einige wenige Definitionen zu einigen, die mein Glaubenssatz in sich schliesst. Die Uneinigkeit der Meinungen besteht, wie ich glaube, meist nur in der Uneinigkeit von Definitionen. „Ich verstehe das darunter!" — sagt der Eine; — „und ich das" —

der Andere. So lauten schliesslich alle Controversen. Ich müsste also vor Allem die Kunst verstehen, mich mit dem Gegner in den Definitionen zu einigen, ihn dabei entweder zur Nachgiebigkeit zu bewegen oder selbst ihm nachzugeben.

Hier z. B. würde ich sagen: Die menschlichen Ideen, Meinungen, Ansichten etc. sind schliesslich doch immer eine unbegreifliche Geistesfähigkeit und Wirkung einer allwaltenden Kraft, die — mag ihr Name wie immer oder noch gar nicht erfunden sein — das menschliche Hirn electrisirt. — Ob mir mein Gegner diese Behauptung nicht zugeben müsste? Ich denke. Aber aus diesem sichern Hort kann manche Kirchenlehre und auch der obige ganz unglaubliche Glaubenssatz mit grosser Kraft vertheidigt werden und somit der Welt gezeigt werden, dass darin, so absurd er scheinen mag, doch auch ein vernünftiger Sinn zu Grunde liege. Es gehört nur polemische Finesse dazu.

Diese Kunst eines theologischen Kampfes ist es nun, die ich zu erlernen habe, die ich möglicherweise oft brauchen werde, die aber mein Professor nicht sonderlich versteht. Sie ist es auch, aus der ich mir das Räthsel lösen kann, wie es denn komme, dass oft sehr gescheute und aufgeklärte Männer als Bekenner und Vertheidiger der unglaublichsten Glaubenslehren auftreten. Sie üben nur die Kunst des Glaubenskampfes an sich selber und ihr tiefes Nachdenken schadet ihrer Kunst nichts, fördert sie vielmehr.

Der Theologe muss sich — wie ich denke — zu helfen wissen.

Dieser Tage besuchte uns P. Gideon auf der Durchreise nach Augsburg. Unser Prälat hat ihm also wirklich die Erlaubniss gegeben, sich an dem Unternehmen zu betheiligen, den Bene-

diktinerorden, nachdem er in Baiern vor mehreren Jahrzehenten beseitigt worden war, daselbst wieder herzustellen. Es sollen demselben nach und nach alle Lehranstalten des Landes übergeben werden. Dabei soll Gideon als Lehrer mitwirken.

Aus dem hiesigen Stifte treten zwei Mitglieder, die schon Gymnasiallehrer sind, über. Diese sind demnach in dem Fache zu Hause, welchem sie vorstehen sollen. Bei P. Gideon ist es zwar noch nicht der Fall, seine allgemeine Bildung und Belesenheit aber wird wohl geeignet sein, ihm den Eintritt in das Lehramt einer öffentlichen Anstalt zu gestatten. Von einem wie immer Namen habenden darauf bezüglichen Examen hat man ihn dispensirt.

Uebrigens ist allen aus Oesterreich angeworbenen Freiwilligen der Rücktritt in ihr mütterliches Kloster vorbehalten und hängt derselbe lediglich davon ab, wie lange sie sich in diesem Wirkungskreise gefallen werden. Dem erwählten Abte des neuen Stiftes werden sie nur temporären Gehorsam geloben, bleiben aber im Uebrigen an ihre zu Hause abgelegten Gelübde gebunden.

P. Gideon hielt sich nicht lange hier auf und reiste allem Anscheine nach mit recht erfreulicher Zuversicht hinaus in die neue Klosterwelt.

Fast alle Werke der Kunst sind nach und nach unter gewissen Modificationen zum Dienst der Kirche herangezogen worden und bilden nun einen Bestandtheil unseres gottesdienstlichen Apparates. Es ist namentlich einem Geistlichen ganz unmöglich, seine Augen davon als von etwas Weltlichem abwenden zu wollen. Auf möglichst vollkommene Werke der Baukunst, Bildhauerei, Malerei haben die klösterlichen

Vorfahren wie bekannt viel, sehr viel verwendet, und wer möchte nicht an einer Sammlung von Meisterarbeiten seine Freude haben, wie sie hier in grosser Zahl zu finden sind.

Indessen kann ich nicht leugnen, dass meine Phantasie durch manches schöne Werk der bildenden Kunst auf Abwege geführt wird, die der Gedanke eines der Welt Entsagenden — wie die Klostermoral verlangt — nicht betreten soll. Wie aber kann ein einsamer, in der Kraft und Fülle körperlicher Säfte schwelgender, durch das „Sich von der Welt verlassen fühlen“ aufgeregter junger Mensch es anstellen, um den sinnlichen Eindrücken eine Gränze zu setzen?! —

Warum soll ich nicht aufrichtig sein und gestehen, was in meinem Innern vorgeht? Ich weiss mich am Anblicke lieblicher Bilder, wenn sie auch in der Kirche sind, zu zerstreuen, zu ergötzen, zu laben und darüber zu trösten, dass die Lebenden mir ferne, mir unerreichbar sind. Die Kirche bietet in ihren geheiligten Gemälden dem Auge Frauengestalten dar, die an Vollkommenheit der Darstellung nichts zu wünschen übrig lassen. Ich betrachte sie mit wahrem Entzücken und lasse meiner Einbildungskraft freien Spielraum, um etwa Aehnlichkeiten lieber Persönlichkeiten herbeizuzaubern. Und wenn dann unnennbare Sehnsucht über mich kommt, wie sollte ich im Stande sein die Gedanken und Wünsche zu zügeln, zu mässigen, zu unterdrücken? — Warum sollte ich es thun? —

Das Resultat aller meiner Lernerei und meines privaten Nachdenkens ist jetzt eine vollständige Confusion der Ideen und Begriffe. Es wäre nicht zu wundern, wenn ich hier das ungereimteste Zeug niederschriebe. All mein Verstand ist, wie mir scheint, zum Teufel gegangen.

Als ich heute mit P. Claudius über Kirchenmusik sprach und ihm meine Begeisterung für die Meisterwerke dieses Faches zu erkennen gab, sagte er mit einer fast verletzenden Gleichgiltigkeit: „Das Ohr der Andacht hat sich schon so sehr an die lärmende Kirchenmusik gewöhnt, dass ein Hochamt, nur von einfachem, wenn auch noch so gediegenem Gesange begleitet, als die allergrösste Armseligkeit, die es auf der Welt nur geben kann, angesehen würde. Je heller dagegen die Trompeten schmettern, die Pauken donnern, je stimmenreicher und mannigfaltiger das Orchester ist, je lauter die Sänger, desto erhebender wirkt die Musik auf die Gemeinde. Zu dem ohnehin unverständlichen lateinischen Texte können die Melodien noch so frivol und wollüstig sein — sie stören keinen Menschen in seiner Art Andacht, sie machen ihn nur inbrünstiger. Die geheiligte Muse der Töne ist hier eine Magd, die die ordinärste Arbeit zu verrichten hat.“ —

Wenn ich auch zugeben will, dass in diesen Ansichten manches Wahre liegt, so möchte ich doch nicht jedes Wort unterschreiben. P. Claudius ist halt selber nicht musikalisch.

Bei dieser Gelegenheit muss ich erwähnen, dass die Kirchenmusik hier in dem Rufe grosser Cultur steht. Es ist das übrigens ein Ruf, auf den wohl jedes Stift in Oesterreich Anspruch zu machen wünscht. In der That wird für dieses Fach der Kunst überall — und *ad majorem Dei gloriam* — das Allermöglichste geleistet.

Was aber diesem Stift hier den grössten musikalischen Reiz verleiht, ist der vielbeneidete und sorgfältig bewachte Besitz von Compositionen des Abbé Stadler, der hier gelebt und dem Stifte seine ausserordentlichen Werke hinterlassen hat. Sie sind im Allgemeinen noch wenig bekannt, denn sie werden hier so sorgfältig gehütet, dass es bis jetzt nicht

gelungen ist, irgend eine Abschrift auch der kleinsten musikalischen Composition des genannten Meisters zu stehlen. Darum mag auch Abbé Stadler nur hierorts gewürdigt sein. Ich setze übrigens ebenso wie die Anderen sein Requiem dem Mozartischen zur Seite und das wird Ihnen, lieber Herr Professor, gewiss am deutlichsten sagen, wie gross die Verehrung dieses Meisters bei uns sein mag.

Nun noch eine Andeutung der Kräfte, welche hier an den Musikaufführungen, sei es in der Kirche oder in den Salons des Prälaten, mitwirken. Beim Gesange sind im Sopran und Alt zwölf bis fünfzehn Knaben beschäftigt, von denen ein Paar Solisten in Bezug auf Wohlklang und Biegsamkeit der Stimme vorzüglich zu nennen sind. An Tenören finden sich sechs, sieben, an Bässen bis neun zusammen; es sind Geistliche, jüngere Beamte und Lehrergehilfen. Das Orchester besteht gewöhnlich aus zehn bis zwölf Violinen, drei Bratschen, zwei bis drei, auch vier Cellos und zwei Contrabässen. Flöten, Oboes, Clarinetten, Hörner und Fagotte sind immer paarweise vertreten. Drei Trompeten, eine Posaune und die unvermeidlichen Pauken schliessen den Reigen. Das macht mit Einschluss des Dirigenten, eines Stiftsgeistlichen, eine Kapelle von nahe an siebenzig Mann aus. Bei besonderen Festen steigt aber die Zahl durch Zuwachs von aus der Ferne herbeigeeilten Dilettanten oder eingeladenen Gästen noch höher.

Ich kann Sie auch nebenbei versichern, dass es kein musikalisches Werk giebt, an das sich der P. Regens chori mit seinen Mannschaften nicht wagen möchte, selbst Operntheile nicht ausgenommen. Die Oratorien, ältere und neuere, werden immer mit der grössten Gewissenhaftigkeit aufgeführt.

Ich freue mich immer, wenn ich ein Examen überstanden habe, denn dann kann ich das wieder vergessen, was ich für dasselbe mit grosser Mühe eingebüffelt hatte. Ueberhaupt macht es mich froh zu denken, dass diese nichtsnutzige Art Studium bald ein Ende haben wird und ich sage mir es zum Troste oft, dass mich das Erlernte in der Folge nicht beschweren soll. Ich will es gründlich vergessen. Was war das nur heute wieder für Zeug im Vortrage des Professors der Dogmatik!

Leider komme ich jetzt selten dazu, meine Sammlung von Notizen über die um mich herum statthabenden Vorgänge oder von Glossen über hiesige Ansichten und Meinungen zu vergrössern. Manchmal fehlt mir die Zeit, noch öfter aber die Ruhe und gute Laune. Jeder vorkommenden Regung und Gemüthsbewegung will ich denn doch auch nicht Ausdruck geben, sie kann ja ihrer Natur nach nur vorübergehend sein. Von kleinen Aergerlichkeiten, die mir das theologische Studium bereitet, muss überhaupt, meine ich, weiter kein Aufhebens mehr gemacht werden, und was unter uns Clerikern getrieben wird, ist oft so kleinlich, kindisch und erbärmlich, dass es wohl nicht verdient für die Erinnerung aufbewahrt zu werden.

Auf meinem heutigen Spaziergange verlor ich den letzten Rest von Orthodoxie, den ich allenfalls noch hatte, wohl auf Nimmerwiederfinden; ich kränke mich aber darum nicht. Der, welcher mich dieselbe verlieren liess, war wieder mein Freund, P. Claudius. Er selber kann und will von meinem Verlust keinen Nutzen haben; er hat ja, was ich verlor, nicht gefunden. Auch seine Rechtgläubigkeit ist pure verloren.

Und wenn ich mich frage, was daraus werden soll, da ich, der Ungläubige, den Glauben zu predigen berufen sei: sage ich mir, was sich P. Claudius sagt.

Wir sprachen über die Vorkommnisse des Tages. Ich hatte Collegien gehabt und zwar in der Dogmatik. Der Professor hatte uns fünf Zuhörern einige soholastische Fragen wieder auf möglichst schwächliche Art erklärt und beantwortet. „*Utrum filius Dei non potuerit aut voluerit homines salvare tamquam Deus, quin prius homo fieret?*“ — so lautete eine der geistreichen Aufgaben, deren Lösung unsere Bewunderung erregen sollte. Ich machte mich nun vor P. Claudius über die Methode des Dogmenlehrers lustig. Er aber sagte ganz ernst und finster: Wissen S', lieber Isidor! die ganze Geschichte dieses Glaubensartikels ist eine höchst eigenthümliche. Ich will Ihnen sagen, wie ich sie auffasse: Der liebe Gott straft nicht allein die ersten Menschen Adam und Eva für ihre Sünde, sondern alle ihre Nachkommen. Die Strafe steht jedenfalls nicht im Verhältniss zur Veranlassung und der liebe Gott nimmt sich vor — freilich erst nach ein Paar Tausend Jahren — der Menschheit die Schuld der Voreltern wieder abzunehmen. Das geschieht nun, aber wie? — Der Vater schickt seinen Erstgeborenen zu den Kindern; er soll sie auf den rechten Weg führen und mit dem beleidigten Vater aussöhnen. Die Kinder aber schlagen den Erstgeborenen todt und nun ist alles gut. Der Vater ist versöhnt und die Kinder werden wieder in Gnaden angenommen. Da haben Sie *in nuce* das Dogma, so wie es in meiner Seele festgewurzelt ist. —

Ich konnte darauf nichts entgegnen, denn ich war über diese simple Erklärung fast bestürzt. — Und jetzt, da ich Alles noch einmal erwäge, bin ich auch so weit gekommen wie P. Claudius; ich zerbreche mir nur noch über das eine Räthsel den Kopf: Wie es komme, dass Einer, der das Amt

hat, die Dogmen seiner Kirche den Gläubigen zu predigen, zu erklären wie P. Claudius, zu einem Andern, der sich zu demselben Amte vorbereitet wie ich, so spricht?! — — Du armes gläubiges Volk mit deinen ungläubigen Lehrern! —

Was die Weltleute im Kloster suchen und nicht finden, was die Ordensgesetze strenge vorschreiben und nie erreichen, wozu jeder Novize dressirt und doch nie erzogen wird — Unterwerfung und Besiegung der sinnlichen Triebe, suche ich auch vergebens in der Wirklichkeit des mich umgebenden Lebens. Ich höre in Exhorten des Meisters, in Vorträgen der Professoren, ich lese in den ascetischen Büchern alle Tage das Eine, nur durch Vertilgung und Ausrottung nicht allein der sogenannten fleischlichen, sondern aller sinnlichen Regungen, werde der Mönch in ein rein geistiges Dasein versetzt, zur wahrhaft geistlichen Würde erhoben, sogar zur Heiligung der menschlichen Natur geführt: aber wo und an wem ist der entsprechende Erfolg zu sehen? — Wer lebt hier ohne Regungen seiner fünf Sinne? — Wer kann das? — Wir Alle samt und sonders, vom Jüngsten bis zum Aeltesten, der Eine mehr, der Andere weniger, hängen an der schnöden Weltlichkeit, sehen sie, hören sie, gehören ihr an durch Vermittelung unserer Sinne. Die ascetischen Gründsätze lassen wir gelten, tasten sie nie an, bestreiten sie nicht: aber für praktisch ausführbar halten wir sie auch nicht. Es fällt hier Keinem ein, seine menschliche Natur durch Vertilgung sinnlicher Regungen heiligen zu wollen. Und wenn aus alten Zeiten etwas derartiges berichtet wird, so erscheint das Erzählte eben nur als Erzählung, Legende, Sage. Man glaubt oder glaubt sie nicht.

Dieser mein Seufzer ist durchaus nicht etwa ein schmerzlicher. Ich spreche ihn nicht aus, weil ich etwa die Lust oder gar einen Drang in mir fühle, jenen den Sinnen feindlichen Grundsätzen nachzustreben. Meine Ansichten über diesen Punkt sind gerade entgegengesetzter Art. Ich erachte jene Regeln über Unterdrückung der Thätigkeit der Sinne für naturwidrig und glaube, dass nur ein Irrsinniger den Versuch einer solchen Unterdrückung machen kann. Ich halte nichts von der althergebrachten Glaubenstheorie, der gemäss die menschliche Natur aus einem sinnlichen und einem geistigen Wesen getrennt bestehen soll und getrennt gedacht wird: vielmehr ist meine feste, auf Lebenspraxis gegründete Ueberzeugung, dass sie ein einheitliches, untrennbares Wesen sei und dass alle unsere Geistigkeit sich auf den Fundamenten der Sinnlichkeit aufbaue.

Ich seufze also nicht etwa und klage nicht darüber, dass die ascetischen Regeln hier bei uns so ganz wirkungslos sind: ich staune nur über die Möglichkeit und Dauer ihres Daseins, über die Nacktheit ihres Auftretens, über die Dreistigkeit ihrer immerwährenden Anforderungen. Ich staune darüber, dass heutigen Tages noch Jemand im Stande ist, solche Lehrsätze immer wieder vorzutragen, trotzdem er ganz gut weiss, dass sie verlacht werden, trotzdem er sie selber im Stillen verlacht.

Es hilft nichts, dass man ihnen etwa einen vernünftigen Gedanken unterlegt, wie etwa den allerdings nicht zu bestreitenden: Alle menschlich-religiöse Vollkommenheit beruht in der Weisheit, nach allen seinen von der Vorsehung verliehenen Kräften mit Maass und Ordnung zu leben und demnach die sinnlichen Triebe zu beherrschen.

Es hilft das hier nichts, denn meine Askese spricht nicht ebenso, sie sagt ganz trocken, kurz und deutlich: Tödte alle deine Sinne, ersticke deren Regungen, vertilge deren Werk-

zeuge. Sie beruft sich auf das Evangelium. „Wenn dich dein Auge ärgert, reisse es aus u. s. w.“ Und dieser grelle Abstand der ascetischen Forderung von der wirklichen Erfüllung, kurz, dieses theoretisch-praktische Unding von Klosterwesen ist es, das tagtäglich zu allerhand „gottlosen“ Glossen aufregt, in meinem Innern einen beständigen Zank und Hader anfacht und mir keine Ruhe lässt.

Ich glaube nicht, dass die andern Herrn Mönche in ihren Auslassungen über diesen Punkt mit mir nicht übereinstimmen würden; manch Einer möchte nur besser, richtiger, einfacher sich auszudrücken verstehen: aber das weiss ich, dass das Alles, was ich da als Gedankenspäne hinschreibe, vom kirchlich-officiellen Standpunkte aus pure Ketzerei ist und jeden geistlichen Oberen schuldigerweise höchlichst empört. Das praktische Leben des Empörten stellt sich freilich selber auch auf meine Seite, aber verdammt müssen doch alle solche gottlosen Ansichten nun einmal öffentlich vor aller Welt werden, sobald sie ausgesprochen an das Licht treten. Vergebens weise ich dann auf das wirkliche Leben hin. Selbst die Ketzerrichter sprechen durch ihr Thun und Treiben nichts anderes aus: aber ich soll doch nun einmal solche Sachen nicht laut denken.

Eines muss ich übrigens noch bekennen und es wird mir nicht als Mangel an Bildung, Erfahrung oder Einsicht angerechnet werden: ich hatte bisher, d. h. bis zum Leben im Kloster, keine Vorstellung davon, wie gross die sinnlichen materiellen Bedürfnisse jener Leute sein können, welche ausreichende Mittel haben, sie zu befriedigen. Hier im Klosterleben habe ich diese Vorstellung erst erhalten.

Alle diese meine Ansichten betreffen freilich die gesammte Sinnlichkeit als Gegensätze zu jenen ascetischen Mortificationen, welche nach der strengen Mönchsregel vergangener Zeiten die vollen fünf Sinne umfassen sollen und die

längst vergessen wären, wenn man nicht noch immer für nöthig hielte, ihrer in officieller Weise gleich als wie heiligender Eigenthümlichkeiten des Klosterlebens zu gedenken. Es gibt aber dabei noch einen besonderen, einen so zu sagen delicaten Punkt, den man gewöhnlich ins Auge fasst, wenn auch von ascetischen Uebertreibungen nicht die Rede ist.

Was nun diesen delicaten Punkt betrifft, den eigentlichen Punkt, dem man auch im gewöhnlichen Leben den Namen „Sinnlichkeit" beilegt und worin seit jeher ein piquanter Unterhaltungsstoff für das der Geistlichkeit entgegenstehende Laienthum zu finden war: so erlaube ich mir Angesichts der mich umgebenden Persönlichkeiten vorläufig noch keine Meinung zu haben, selbst nicht für mich allein. Ich würde auch hierin meiner Offenherzigkeit keinen Zwang anthun und es sagen, wie dieses *punctum puncti* von der klösterlichen Strenge überwunden wird, wenn ich es sicher wüsste. Ich habe aber darin noch keinerlei Erfahrungen und halte es für leichtsinnig, auf blosses Gerede, das allerdings zuweilen sehr schlimm ist, ein Urtheil zu fällen. Wer nicht weiss, darf auch nicht urtheilen.

Des Geschwätzes giebt es hier wie überall genug; auch hier stehen die geistlichen Herren beim Volke in Bezug auf den Punkt nicht im besten Rufe. „'ne Kaserne oder 'n Kloster in der Nähe zu haben ist g'haut wie g'stochen" — sagen die Leute. Das braucht man aber wie Sprichwörter überhaupt nicht genau zu nehmen.

Dagegen steht in mir die Ueberzeugung schon jetzt fest, dass kein Vorwurf die Klostergeistlichkeit ungerechter trifft als der in manchen raisonnirenden Schriften ausgesprochene, dass sie Abtödtung und Selbstqual bis zur Entmenschung treiben. Das, glaube ich, wird auch nie, wenigstens im Allgemeinen nie der Fall gewesen sein. Auf die Dauer kann ja kein Mensch — und der Mönch bleibt Mensch, er mag

anstellen, was er kann — den Kampf gegen das Gesetz der Natur siegreich bestehen. Ich sage auf die Dauer und im Kloster dauert die Zeit viel, viel länger, als ausserhalb desselben. Und gelänge es 'nmal Einem, so unterliegen neben ihm dafür gewiss Hunderttausend.

Heute war wieder wie allwöchentlich einmal Examen über den stattgehabten Vortrag dogmatischer Lehren. Der „Master", zugleich Professor der Dogmatik, war sehr unzufrieden mit meiner Art zu antworten und äusserte schliesslich in Gegenwart meiner Collegen, dass er mich nicht günstig classificiren könne, wenn ich nicht fleissiger sein werde. Da ich bereits Profess bin, demnach in jenem ungünstigen Falle nicht amovirt, aber auch wieder nicht zur Priesterweihe zugelassen werden könnte: so würde mich ein schlechtes Zeugniss allerdings in eine sehr bedenkliche Lage versetzen. — Ich ging nach der Stunde zu ihm und bat ihn, mit mir Nachsicht zu haben, da es mir so gar schwer werde, immer nur den einen von ihm bestimmten Ausdruck zu gebrauchen. Er nahm zwar meine Bitte sichtlich gut auf, versicherte aber mir nicht helfen zu können. Ich müsse mich genau an die festgesetzten Worte halten. Er sagte, dass gerade in diesem Fache eine mathematische Gewissenhaftigkeit herrschen müsse und dass das Pünktchen auf dem i nicht fehlen könne, ohne das Fundament des ganzen Dogmenbaues zu erschüttern. Welch schwaches Fundament!

„Verstehen — meinte er — brauchen Sie 's nicht; es geht mich gar nichts an, ob sie was davon verstehen oder nicht: aber die Fragen, die ich Ihnen vorlege, müssen Sie mit orthodoxer Genauigkeit und so beantworten, wie es in

den Heften geschrieben steht, die ich dictirt habe. Zu studiren ist da gar nichts. Vieles werden Sie auch niemals verstehen. Versteh ich 's doch auch nicht." —

Was bleibt mir nun übrig, als eine ungewohnte Mühe und Plage und die Ueberzeugung, dass es der Gedankenlosigkeit, der Dummheit und Verstellung viel leichter gemacht ist, Theologie mit Auszeichnung zu treiben, als der geistigen Befähigung eines Denkers. Nun, in Gottes Namen! Muss mich halt wieder einmal gründlich verläugnen.

Die geistliche Gelehrsamkeit muss erschrecklich tief, hoch, weit und breit sein. Die Lehrer der Dogmatik im neunten Jahrhundert haben es — nach der Versicherung des „Masters" — bis zu einem siebenfachen Verständniss der heiligen Schrift gebracht. Ich meine freilich, dass das einfache und richtige Verständniss auch das einzigste sein müsste, um der Wahrheit zu entsprechen; aber es ist mir doch interessant zu hören, wie diese siebenfachen Auslegungen geartet waren. Der „Master" zählte sie her: die historische, allegorische, historisch-allegorische, tropische, parabolische, doppelsinnige und moralisch-instructive. Von allen die bedeutsamste muss jedenfalls die parabolische gewesen sein, bei welcher anders gelesen als gesprochen wurde.

Bei solcher enormen Gelehrsamkeit kann es mich nicht wundern, wenn einzelne Kirchenlehrer auch die sublimsten Beinamen erhielten. Thomas von Aquin z. B. hiess *doctor „angelicus"*, Duns Scotus ein *„subtilis"*, Heinrich von Gent ein *doctor „solemnis"* u. s. f.

Dagegen findet man auch den Ehrentiteln gar sehr entgegengesetzte Beinamen. So hiessen z. B. jene Dogmatiker

Dr . . . lehrer oder Stercoristen, welche sich in ihren gelehrten Untersuchungen bis zur Entscheidung der Frage verstiegen hatten, *an corpus domini nostri etiam in stercore maneat, an commutetur vel ejiciatur?* —

Einige Kleriker haben gute Spielanlagen; allabendlich sitzen sie zusammen und spielen verbotene Kartenspiele. Das sogenannte „Halbzwölf" ist am beliebtesten. Wenn dabei auch nicht grosse Summen verspielt werden, so wird der Verlust doch manch Einem sehr empfindlich. Der Bankgeber ist dem blinden Zufall am meisten preisgegeben.

Sobald der Meister durch den Kreuzgang die Runde gemacht und seine überallhin knarrende Thüre geschlossen hat, kommt Einer um den Andern gespensterhaft still in das verabredete Zimmer und das Pointiren geht los. Das verabredete Zimmer ist meist ein solches, das über dem ausgedehnten Priorat belegen ist. Da ist die Gesellschaft sicher, vom untern Stockwerke aus nicht gehört zu werden.

Die Vorträge über das kirchliche oder priesterliche Ceremonialwesen finden nicht in einem eigentlichen Lehrsaale, sondern in der Sakristei der Stiftskirche statt, weil daselbst die priesterlichen Paramente, Kleidungen und alle sonstigen Vorrichtungen bei der Hand sind. Das Studium der bei kirchlichen Ceremonien zu beobachtenden Regeln selbst ist zwar nicht schwer, aber sehr umfangreich und — belehrend. Es zeigt mir am deutlichsten, wie weit das gegenwärtige Chri-

stenthum von der ursprünglichen Einfachheit apostolischer Vorschriften abgewichen ist, oder vielmehr, dass diese heutige Christlichkeit vorzüglich in einer bunten äussern Form beruht, während der urapostolischen eigentlich fast jede Aeusserlichkeit fehlte.

Die Bekleidung des Priesters z. B., welcher Messe liest, besteht aus sechs Stücken, welche eines über das andere und alle über das gewöhnliche Ordensgewand angelegt werden müssen.

Das Schulterngewand, Humerale genannt, welches eigentlich dazu bestimmt ist, mit den Schultern auch zugleich das Haupt zu bedecken und „wie ein Helm des Heils" zu verhüllen.

Die Alba, ein bis an die Fersen reichendes, weites Hemde, das „den ganzen weltlichen Menschen verdecken soll."

Das Cingulum, ein aus weisser Wolle gedrehter Strick mit Quasten, der Gürtel der Keuschheit.

Die Stola, ein mit der Zeit sehr schmal gewordenes, vom Halse beiderseits herabhängendes Kleidungsstück, ein die Würde und das Recht des Priesterthums recht eigentlich anzeigendes Unterscheidungszeichen.

Das Schweisstuch, Manipulum, über den linken Arm gehängt, zum Zeichen, dass bei der heiligen Handlung „der Schweiss des Verstandes abzuwischen" sei. (Uebrigens ist dieses sogenannte Schweisstuch zum etwaigen Gebrauche nicht zu verwenden, denn es ist durch Gold- oder Silberstickereien und schwere Stoffe steif und fest wie ein Bret.)

Die Casula (d. h. das kleine Haus), ein schweres, reich geziertes Obergewand, auf dessen Kostbarkeit grosse Dinge gehalten werden und dessen Farben, soviel davon die angebrachten Gold-Borden und Stickereien sichtbar lassen, je nach der Bedeutung des Tages verschieden sind. — Lauter Dinge des neuen Christenthums.

Die Apostel lasen weder Messe noch hatten sie irgend eine besondere Kleidung.

Missa, Messe — woher kommt dieser sonderbare Name für eine Ceremonie, die dem gläubigen Katholiken unendlich mehr ist, als Predigt und Ceremonie, die ihm als die heiligste aller andächtigen Handlungen, als ein unblutiges Gottesopfer selber gilt? — Die Antwort muss man von meinem hochgelehrten „Master" hören, wenn er mit pfiffiger Miene und dem Ausdruck von grosser Selbstbefriedigung lang und breit auseinander setzt, dass man das so eigentlich nicht wisse.

„*Missam celebrare* — meint er umschweifig beginnend — Messe lesen gilt vom Priester; die Laien hören sie nur. Sonst sagte man aber statt *celebrare* auch *facere*, *agere*, *dicere*, *tenere*. — Dass das Wort vom hebräischen *missah*, d. i. Opferung, stamme, möchte man nur ungerne zugeben, weil es sonst den Anschein einer etwaigen Verwandtschaft mit dem jüdischen Opfer haben könnte. Theologische Sprachforscher meinen, es könne nur von *mitto*, *mittere*, *misi*, *missum* stammen und die Bedeutung haben, dass diese heilige Handlung uns zu Gott schicke. *Transmittit fideles ad Deum.* Andere weisen auch auf *mittere* hin, aber im Sinne von *ferre* (das Opfer) darbringen. Wieder Andere beziehen sich auf die Demission der Catechumenen, die vor der heiligen Opferhandlung fortgeschickt zu werden pflegten, nachdem sie Vorlesung und Predigt angehört hatten."

Ich muss mich schon damit beruhigen, die Entstehung bedeutsamer Namen nicht zu wissen. Es geht damit auch anderweitig oft nicht anders. Da ist z. B. in unserer Klosterregel das vielgebrauchte Wort „*cuculla*". Dass es einen Theil der Kleidung bedeute, ist gewiss. Aber welchen? — Das

ist ganz unbekannt und nicht zu ermitteln. Ob eine Flocke oder ein Ueberkleid, ob eine Casula oder kleiner Ueberwurf, oder gar nur eine Capuze, Kopfbedeckung — damit gemeint sei, hat noch keine Klostergelehrsamkeit herausgebracht.

Eben so geht es mit der „Tunica“, von welcher der heilige Ordensstifter spricht. Soll es eine Kutte, ein Talar, ein Leibrock, ein Hemde mit, ohne Aermeln sein? — ja, wer das ermitteln könnte!

Es herrscht hier im Stifte seit zwei Tagen eine unbeschreibliche Aufregung. Eine der ansehnlichsten Persönlichkeiten verfiel durch die unvermuthete Beschuldigung eines Verbrechens, das die weltlichen Gerichte sehr hart zu strafen pflegen und das in der Oeffentlichkeit nicht leicht beim wahren Namen genannt wird, in eine strenge Disciplinar-Untersuchung, die wohl geraume Zeit dauern wird. Ich wünschte von ganzer Seele, dass sich die Anklage als grundlos herausstellen möchte, glaube es aber nicht.

Die sogenannte Knabenliebe, wie sie namentlich in Wien so sehr häufig vorkommen soll, ist ein uraltes Laster und eine Geissel überfeinerter Sinnlichkeit. Sie soll in Klöstern nicht selten sein. Wunderlich genug! Für mich ist das eines der grössten psychologischen Räthsel im Reiche menschlicher Ergötzlichkeiten überhaupt und um so mehr bei Personen, denen es weder an Bildung und geläutertem Geschmack, noch an anständiger Gelegenheit zu sündigen fehlt.

Das Gebet, welches unter den vielen der Messe denjenigen näher betrifft, welcher dieselbe bezahlt hat oder —

wie die gewöhnliche Sprechweise lautet — „für welchen sie gelesen wird“, ist sehr kurz und entspricht jedenfalls nicht der hohen Vorstellung, welche sich der gemeine Mann, das Volk, der Besteller und Bezahler einer Messe davon macht. Es lautet für die Lebenden:

„Erinnere dich, o Herr, deines Dieners, oder deiner Dienerin, oder auch deiner Diener und Dienerinnen N. N. (hier wird, wenn es möglich ist, der Taufname genannt) und aller Umstehenden, deren Glaube und Hingebung dir bekannt sind, für welche wir, oder welche dir dieses heilige Opfer darbringen.“

Für die Abgestorbenen heisst es:

„Gedenke auch, o Herr! deiner Diener und Dienerinnen N. N., die uns mit dem Zeichen des Glaubens vorangegangen sind und den Schlaf des Friedens schlafen. — — — (Stilles Nachdenken.) — Ihnen, Herr, und allen, die in Christo ruhen, mögest du einen Ort der Erfrischung (Kühle), des Lichts und der Ruhe verleihen.“

Für einige Persönlichkeiten sind ausserdem noch kurze Gebete vorgeschrieben, die vor und nach der eigentlichen Opferung verrichtet werden, so z. B. das für die verstorbenen Eltern:

„Gott, der du uns geheissen hast, Vater und Mutter zu ehren, erbarme dich gnädig der Seele meines Vaters (oder der Mutter, oder der Seelen der Eltern), vergieb deren Sünden und lass mich sie in der Freude ewiger Klarheit wiedersehen.“

Das Einstudiren der Geschicklichkeit, mit der eine Messe ohne besonderen Aufenthalt und Anstoss zu lesen ist, kostet, wie ich jetzt sehe, doch grosse Mühe, trotzdem im Messbuche mit grossen deutlichen Lettern vorgedruckt ist, was der Priester

in jedem besonderen Falle zu thun habe, wann und wie er bald auf die rechte, bald auf die linke Seite des Altars zu gehen, sich zum Volke umzuwenden, wo er ein Kreuz, eine Verbeugung zu machen, wie er den Altar-Rand oder dessen Mitte zu küssen, laut oder leise oder gar nicht zu sprechen habe u. s. w. Trotzdem, sage ich, dass alles das sehr genau im Messbuche und an passender Stelle angegeben ist, muss man es sich aneignen und vollkommen auswendig lernen, weil sonst viel Zeit mit dem Nachlesen der Instruction verloren gehen würde und weil die heilige Handlung auch wohl noch in eine dem öffentlichen Auge deutliche Stockung, wenn nicht gar Verwirrung gerathen müsste.

Ich habe mir die nöthigen Paramente und ein Messbuch in mein Zimmer bringen lassen und lese zur Uebung alle Tage meine Messe genau nach dem Directorium.

Die grosse Masse des Volkes soll durch die Geistlichkeit erzogen und moralisch geleitet werden. Das ist die ausgesprochene Aufgabe. Dann aber fällt alles Gewicht auf die Frage, wie die Geistlichen selber zu jener Seelensorge ausgebildet werden? — Meine Antwort schöpfe ich aus der eigenen, täglichen Erfahrung und sie lautet höchst betrübsam. Wir werden — so viel an den höheren Anordnungen liegt — zu unwissenden, gedankenlosen und heuchlerischen Lehrern dressirt. Wird oder bleibt Einer und der Andere anders, besser, wissenschaftlich überlegend, urtheilend, ehrlich, wahrheitsliebend: so wird oder bleibt er es durch und aus sich selber und — leider muss ich behaupten — gegen den Willen seiner Vorgesetzten.

Wie hoch die Priesterwürde in der theologischen Literatur angeschlagen wird, kann sich ein Laie, welchem dieses Bereich ganz fremd ist, gar nicht träumen lassen. Da heisst es z. B. wie aus Einem Munde, „auch der schlechteste (!) Priester verrichte grössere Dinge am Altare als in allen Bureau's, Hörsälen, Palästen, Werkstätten jemals zu Stande gekommen wären.“ —

In einem Werke des Jesuiten Joseph Wessenberg, betitelt: Vorboten des neuen Heidenthums — lese ich: „Verzeiht uns, ihr Fürsten, Könige und Kaiser dieser Welt! Wir verehren zwar in Eurer Person die höchste Gewalt, Gesetze zu machen und über Land und Leute zu gebieten, allein unserem Priesterthum können wir Euch niemals gleichschätzen, weil die Macht desselben sich über alles Zeitliche, über die ganze Natur bis in das künftige Leben erstreckt und selbst über den König der Könige zu befehlen hat“. — u. s. w.

Leider sind es immer die weltlichen Stiftsbeamten, welche einen Scandal, der etwa im Innern der klösterlichen Familie stattgefunden hat, zuerst an die grosse Glocke bringen. Wenn sich dann auch Manches nicht als so schlimm herausstellt, wie es anfangs erzählt worden, so ist doch das öffentliche Aergerniss nicht mehr rückgängig zu machen. Und diese Leute, die vom Stifte Amt und Brod haben, finden ein ganz besonderes Vergnügen darin, alle verdrüsslichen Vorkommnisse mit der grellsten Vertheilung von Licht und Schatten grau in grau darzustellen. Dagegen giebt es auch kein Mittel.

In früheren Zeiten gehörte noch viel weniger dazu, Priester zu werden, als gegenwärtig, und die Kirche war sehr duldsam. Pabst Stephan II. verurtheilte — wie ich da in einem Werke (Stephan. II. Respons. c. 13) lese — einen Geistlichen, der weder das Glaubensbekenntniss, noch das Vaterunser, noch die gewöhnlichen Psalmen hersagen konnte, und verstiess ihn in ein Kloster. Wenn ein Bischof ordinirt werden sollte, musste er erst befragt werden, ob er das Evangelium lesen könne.

Die Tage der Priesterweihe.

Ich bin nun in der Bischofstadt, um mit mehreren andern, sowohl Klosterleuten als Alumnen, die letzten Weihen zu empfangen. Mit mir ist mein Confrater Benignus. Der Agathon hat noch ein Jahr zu studiren.

Der klösterlichen Candidaten zur Priesterweihe sind eilf; sie kamen aus verschiedenen Orden, die zu dem einen Bischof-Sprengel gehören, hier zusammen und wohnen sämmtlich im Kloster der P. P. Franziskaner — gegen gutes Kostgeld, wie sich von selbst versteht. Das collegiale Verhältniss der mannigfach gekleideten Ordensbrüder scheint sich sehr einträchtlich gestalten zu wollen und sind wir allesammt ganz guter Dinge. Die bevorstehenden bedeutungsvollen Ceremonien werden wohl auf den Humor der jungen Leute nicht nachtheilig wirken.

Mit den Hauswirthen, den P. P. Franziskanern, sind wir sehr bald recht cordial geworden und wird es uns bei ihnen für die zehn oder zwölf Tage, welche wir hier zubringen sollen, wie es allen Anschein hat, recht gut gefallen. Mit ihrer Ordensregel und Hausordnung, die beide von denen unsers Ordens sehr verschieden sind, haben wir als Gäste nichts zu schaffen; wir stehen unter der leitenden Aufsicht des bischöflichen Spirituals, der uns in seiner besondern Weise zu regieren hat und vorläufig jeden Umgang ausserhalb der Klostermauern, jeden Austritt aus der Pforte für die ganze Zeit unseres Hierseins streng verboten hat. Nur

der kurze Weg zur bischöflichen Kirche steht uns in festgesetzten Stunden offen.

Demnach haben wir uns sowohl in den Zellen, als auch in dem geräumigen Klostergarten für die vorgeschriebene Periode so häuslich als möglich eingerichtet.

Das Franziskaner-Essen schmeckt uns und namentlich der Wein. Diese sogenannten Bettelmönche leben in materieller Hinsicht ganz gut und gemächlich, jedenfalls nicht schlechter als die Stiftsherren, die nach der (geistlichen) Weltmeinung so hoch über ihnen stehen.

Von einem Rangunterschiede zwischen uns und ihnen ist hier augenblicklich auch keine Rede. In ihre Kirche kommen wir nicht und im Refectorium sitzen wir Gäste Alle an einem eigenen Tische. Im Garten bei Bier und Kegelspiel sind Bettel-Kutten und Herren-Talare gute Kameraden; es stecken ja darin lauter junge Leute, die es mit der Etiquette nicht so genau nehmen. Die älteren Franziskaner halten da nicht mit und somit giebt es keine Collisionen.

Vor Beginn der zum Empfange heiliger Weihen vorgeschriebenen Vorbereitungen und Uebungen mussten wir Klosterbrüder heute schon am frühen Morgen uns alle miteinander in das Palais des Bischofs begeben, um ihm vorgestellt zu werden. Auf dem Gange dahin hatte ich allerhand gottlose Gedanken. Ich erinnerte mich daran, was mir einmal P. Claudius auf unseren gemeinsamen Spaziergängen gesagt hatte: eine bischöfliche Commission, ich glaube aus der Stadt Bonn, welche der Pabst zur Berathung über die durch das Lutherische Reformwesen entstandenen Gefahren eingesetzt, habe ihm unter Anderem gerathen, „er solle vor

Allem sorgen, dass die zu wählenden Bischöfe unwissend und dumm, in den Angelegenheiten der geistlichen Herrschaft aber wohl erfahren und dafür besorgt seien.“ Ich konnte nicht anders, als mir eine solche Vorstellung meines Bischofs zu machen, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Höchst wahrscheinlich habe ich mich diesmal vollständig geirrt, denn der Mann machte auf mich, als ich ihn erblickte, den überwältigenden Eindruck geistiger Grösse und Würde, und ich bin jetzt nicht mehr der spöttischen Kritik fähig, welche ich mir im Stillen erlaubt hatte, als ich die Treppe des Palastes erstieg und die glänzenden Salons auf spiegelglatten Parquetten durchschritt.

Auch sage ich mir jetzt, dass allerdings in einem Jahrhundert wie das unsere ein mächtigerer Arm den Hirtenstab der Kirche zu halten berufen sein muss, als der der Apostel und ihrer ersten Nachfolger nothwendiger Weise gewesen. Unser Volk, dem ich mehr Sinnlichkeit als Religiosität zutraue und das sich gewiss immer durch Aeusserlichkeiten bestechen lässt, hätte höchst wahrscheinlich selbst vor dem Teppichmacher P a u l u s oder dem Fischer P e t r u s, wenn sie auferstehen und vor den Altar treten könnten, in ihrer allerhöchsten Einfachheit und Geistesarmuth zu lehren oder zu predigen, kaum so viele und so mächtige Gefühlsregungen, als es eben hat, wenn der erhabene Bischof in seinem höchsten Glanze und in wahrhaft bezaubernder Herrlichkeit vor den geblendeten und an den strahlendsten Schimmer gewöhnten Augen erscheint.

Wahr ist es, man sieht den Bischof selten, selbst in der Kirche. Nur einige Male im Jahre hält er das Hochamt. Nur ab und zu, in seiner Residenz wohl kaum alljährlich einmal, ertheilt er die Firmung, an irgend einem fernen Orte seines Sprengels gar nur in Perioden von vielen Jahren, während die Apostel und ersten Bischöfe häufig öffentlichen

Gottesdienst hielten oder predigten, jedenfalls aber mitten im Volke lebten. Die Leute von damals waren auch darnach. Die der Gegenwart dagegen scheuen nichts mehr als Abnutzung und Alltäglichkeit; auf sie wirkt mächtig nur das Seltene, Unnahbare, Mysteriöse.

Das Betragen unserer Gastgeber lässt uns nichts zu wünschen übrig. Der P. Guardian als Oberhaupt des Hauses, ein hübscher und leutseliger Mann, ist gegen uns so artig und zuvorkommend als möglich und wenn wir irgend welchen Unsinn treiben oder lustigen Lärm machen, so sieht und hört er nichts. Dem bischöflichen Spiritual, der ein höchst rigoroser, in sich blickender, leise und gemessen auftretender Mann ist, will — wie verlautet — jene Franziskaner-Duldsamkeit sehr wenig gefallen. Aber was will man machen? Einen andern oder geeigneteren Platz, um uns unterzubringen, giebt es in der ganzen Bischofstadt nicht. Ins Alumnat, das bischöfliche Erziehungshaus für Weltgeistliche, wagt man das übermüthige Völkchen der Klosterzöglinge nicht aufzunehmen; sie würden nur Unheil stiften und die fromme Herde wohl gar noch anstecken. Anderntheils ist die Eifersucht zwischen Saecularen und Regularen stets so gross, dass Reibungen nicht ganz zu vermeiden wären. So bleibt nur das Franziskanerkloster und hat dasselbe in den Augen des Volkes immer noch wenigstens eine Art Schein der Bussstrenge und des heiligen Ernstes für sich. Auf diesen äussern Schein legt man, wenn ich nicht sehr irre, auch hier ein ziemlich grosses Gewicht. *Si non caste, saltem caute.*

Da unsere Wohnungen wie der Garten der Oeffentlichkeit so weit entrückt sind, dass wir dem Volke nicht leicht Aergerniss geben können, so hat unser manchmal tolles Getreibe, von dem der Bischof und sein Spiritual — den uns

wiederholt gegebenen Ermahnungen nach — Kenntniss zu erhalten wissen, äusserlich wohl nicht viel zu sagen.

Die P. P. Franziskaner sind, wie gesagt, ganz liebe Leute, artig im Betragen, theilnehmend in jeder Beziehung und was mir vorzüglich erscheint, verschwiegen in Bezug auf ihre häuslichen Uebelstände und Zwistigkeiten.

Etwas Verschmitztes in den Augen und Mundwinkeln, wie mir vorkommt, haben aber doch fast Alle. Woher mag das kommen? Wozu mag es dienen?

Die ernsten, eindringlich genug dargestellten, mitunter aber auch recht langweiligen Kirchenceremonien, Praeparationen, Exercitien, Vorträge und Bussübungen, welche dem Empfange der Priesterweihe vorhergehen müssen, nehmen die Vormittage ganz ein. An den Nachmittagen findet nur noch die Vesper und eine deutsche Exhorte statt. Nach diesen offiziellen Stunden bringen wir den Rest des Tages in recht bewegter, ja lustiger Weise hin. Bis zum Nachtmahl (7 Uhr) sind wir allesammt im Klostergarten beim Kegelspiel. Die jüngere Hälfte der P. P. Franziskaner hilft. Es wird viel guten Biers getrunken, das auf unsere, der Gäste, gemeinsame Kosten von einem Laienbruder herbeigeschleppt wird. Wie beim Kegelschieben gewöhnlich, ist viel Geschrei und Lachen zu hören. —

Nach dem Nachtmahl versammeln wir uns in einer der Zellen, welche eben gross genug ist, uns knapp aufzunehmen. Der Tisch wird in die Mitte zurecht gestellt, Stühle werden aus den andern Zellen zusammengetragen. Der Frater Koch bereitet den Punsch und allerhand Allotria werden getrieben. Ein anderer dienende Frater, B o n a v e n t u r a, ein feister

und stattlicher Bursche, aber mit schielenden Augen, die sich zu der braunen Kutte ohnehin sehr komisch verhalten, ist der Hauptspassmacher. Unter andern Talenten, die sonst in lustiger Geselligkeit vielfach geschätzt zu werden pflegen, besitzt er auch eine grosse Geschicklichkeit im sogenannten Bauchreden und führt damit allerhand possirliche Scenen auf. Die vorzüglichste, stets *da capo* verlangte ist die, worin er einen total betrunkenen Mönch darstellt, dem in Folge des übermässigen Weingenusses sehr schlimm wird und die ordinärsten *naturalia* zustossen. Der Künstler genirt sich dabei nicht im mindesten, glaubt auch keine Rücksicht nehmen zu müssen. Wir sind ja unter uns. Bei schallendem Applaus stellt er mit vollkommener Naturwahrheit kleine Bilder klösterlichen Treibens und Lebens dar. Dafür wird er dann nach Möglichkeit mit Punsch tractirt und er kann wunderbar viel vertragen.

Heute empfing ich die Weihe zum Subdiaconat. Die dabei vorgekommenen Gebete und Ceremonien dauerten so ziemlich den ganzen Vormittag. Der zu Weihenden waren neunzehn bischöfliche Alumnen und eilf Ordens-Cleriker. Jeder war mit der Alba bekleidet, und trug über dem linken Arme ein Manipel, in der rechten Hand eine brennende Kerze. Vor dem Hochaltare stand auf dem höchsten Absatze in der Mitte ein reich gezierter Betschemel und auf der Epistelseite ein hoher Lehnstuhl, beide für den Bischof.

Als wir versammelt und in Reihen — die Alumnen in erster, wir regularen Cleriker in zweiter Linie — aufgestellt waren, erschien der Bischof mit seiner grossen Assistenz. Er selbst war nur im (geistlichen) Hauskleide, seine Beglei-

tung aber in Kirchengewändern, jeder nach Amt und Würde. Der Dom-Kanzler blieb stets ihm zur Rechten. Die übrigen Domherren fanden sich in ihren Betständen auf beiden Seiten des Presbyteriums ein. In der Nähe der einen Ecke des Altars wurde nun der Bischof, stille Gebete nach dem ihm vorgehaltenen Rituale sprechend, mit den Kirchengewändern bekleidet, welche für diese Ceremonie vorgeschrieben sind. Die Mütze wurde ihm auf das Haupt gesetzt, der Stab in seine Hand gegeben. Hinter ihn stellte sich der Priester, welcher das brennende Bischofslicht trug, um während der ganzen Zeit wie ein zweites Ich bei ihm zu bleiben, der Gemeinde das: *Ego sum lux mundi* — gleichsam anschaulich zu machen.

Als dann Alles bereit und in Ordnung war, schritt der Bischof zum Hochaltar, setzte sich und die Ceremonie begann mit lauten Vorlesungen von Seite der Diaconen. Darauf folgte die Anrede des Bischofs an uns, in lateinischer Sprache und nach dem Wortlaute des Rituals. Wir sollten bedenken, welches Amt wir da übernehmen werden; bisher seien wir frei gewesen und hätten in die Welt zurückkehren können. (Das galt indessen nur noch den Alumnen; wir Ordens-Cleriker hatten sämmtlich bereits die drei Gelübde abgelegt und waren demnach schon längst nicht mehr frei. Darauf ist zwar das Rituale, das vor so und soviel Jahrhunderten festgestellt worden, wo Mönche noch nicht regelmässig zu Priestern geweiht zu werden pflegten, nicht eingerichtet: dasselbe muss jedoch immer gleich pünktlich ausgeführt werden, wenn auch die äussern Verhältnisse sich geändert haben.) — Nach Empfang dieser Weihe — fuhr der Bischof fort — seien wir an das Amt gebunden. Wer aber Gott diene, sei nicht unfrei, sondern Herrscher. Noch sei es Zeit, sich zurückzuziehen, wer dagegen zur Annahme der Würde entschlossen bleibe, solle herantreten.

Darauf wurden wir, die Alumnen zuerst, von dem bischöflichen Notar einzeln beim Namen aufgerufen, um näher an den Hochaltar zu treten. Bei jedem Namen fügte der Notar hinzu, auf wessen Rechtstitel Einer geweiht werden solle. Bei den Alumnen hiess es: *N. N. ad titulum ecclesiae* oder *patrimonii sui,* bei uns Klostergeistlichen dagegen: *N., professus ordinis N., ad titulum paupertatis.* Die Alumnen behielten dabei ihren Familiennamen, zum Zeichen, dass sie als Priester die Ihrigen, Vater, Mutter, Geschwister nicht zu vergessen brauchen. Wir Klosterkleriker wurden nur beim Klosternamen aufgerufen und es sollte damit der Welt zu erkennen gegeben werden, dass wir ihr nicht mehr angehören. Ausserdem fiel mir wieder das Wort von der leidigen Armuth auf, das bei den Namen der Alumnen nicht gebraucht wurde. Als Alle aufgerufen und beisammen waren, kniete der Bischof auf den für ihn bereiten Schemel nieder; wir aber, die geweiht werden sollten, legten uns der ganzen Länge nach auf das Angesicht hin, um in diesem Zustande während der grossen Litanei, welche von den umstehenden Priestern und dem Sängerchor gebetet wurde, auszuharren. Bei einer Stelle dieses Wechselgebetes stand der Bischof auf, wendete sich zu uns, ergriff den Stab und sprach dreimal mit feierlich erhobener Stimme: *Ut hos electos benedicere digneris!* — worauf die Litanei fortgesetzt wurde. Nach derselben mussten wir uns erheben und wieder eine Mahnung von Seite des Bischofs (in lateinischer Sprache) vernehmen, die uns das Amt, welches wir übernehmen, und seine Verrichtungen genau bezeichnete. Endlich wurden uns Kelch und Paten, dann mit Wein und Wasser gefüllte Kannen und ein Handtuch gereicht, alles Geräthe des Messdienstes, die wir mit der Hand berührten.

Nach einem weiteren Gebete nahm der Bischof das Manipel, welches jeder Einzelne mitgebracht hatte, ab

und steckte es als äusseres Zeichen des neuen Amtes an dessen linken Arm, sprechend: *Accipe manipulum, per quem designatur fructus bonorum operum.* Und indem er jedem das Evangelium reichte: *Habe potestatem legendi in ecclesia lectiones pro vivis ac pro defunctis.* —

Einige Psalmen bildeten den Schluss der Ceremonie. Die erste der drei höheren Weihen hatten wir; sie ist „unwiderruflich und unvertilgbar."

Ich weiss nicht, ob es an mir allein lag, oder mehr an den stattgehabten Gebeten und Ansprachen, dass sie gar so kraftlos klangen und nichts von jener Würde oder Erbauung erkennen liessen, welche doch der hohen Wichtigkeit des aufgetragenen Amtes gemäss erwartet werden müsste. Auch las der Bischof — von seiner schulmässig vortragenden Assistenz gar nicht zu sprechen — Alles aus dem Rituale mit einer gewissen Monotonie, die zu seinem Wesen — er soll auch ein ausgezeichneter Kanzelredner sein — gar nicht stimmte.

Heute ging ich in dem hübschen und grossen Garten der Franziskaner herum, während meine Collegen an der nachmittäglichen Arbeit waren, Kegel schoben und Bier tranken. Da gewahrte ich eines nicht gar alten Laienbruders; er sass auf der Bank im Schatten einer Jasminlaube allein und sinnend, den Kopf auf beide Hände gestützt. Bei Tische war ich auf ihn aufmerksam gemacht worden. Sein eigenthümliches Wesen war Gegenstand eines langen und eifrigen Gespräches. Man betrachte ihn hier — so wurde gesagt — auch schon deshalb gewissermassen als Curiosität, weil er ein Paar weltberühmter Tänzerinnen zu Schwestern habe. Sie sollen bedeutendes Vermögen aller Art besitzen und von der Einen gehe die

Rede, sie sei irgendwie an einen preussischen Prinzen heimlich vermählt. Ihr Bruder aber ist Franziskaner, Bettelmönch, sogar nur Laienbruder, dessen Beruf im Kloster ist, Dienstbotenarbeit zu verrichten. Man sagte von ihm ferner, er sei sehr simpler Natur und habe dabei einen kleinen Sporn im Kopfe.

Als ihm die Schwestern eines Tages eine bedeutende, jährlich zu erneuernde Geldunterstützung anbieten liessen, hat er dieselbe ganz entschieden zurückgewiesen und gesagt, von solchen Sünderinnen wolle er gar nichts wissen und daher auch nichts haben; er brauche überhaupt kein Geld und am allwenigsten H.... geld.

Seine Mitbrüder sollen ihm zwar genug zugeredet haben, sich die Sache anders zu überlegen, ja sie sollen sich bereit erklärt haben, eine etwaige Sünde, wenn sie am Gelde haften sollte, auf sich zu nehmen: er aber blieb fest bei seiner Weigerung. — Das mag ihm wohl den Titel eines Simpel und Narren eingebracht haben.

Ich setzte mich zu ihm und begann ein gleichgiltiges Gespräch, worauf er freundlich einging. Bald wurde das Halloh der Kegelschieber so schallend, dass wir genug Veranlassung hatten, über klösterliche Angelegenheiten zu sprechen.

Da zeigte es sich denn, dass der Mann weder ein Simpel noch ein Narr sei. Seine Aeusserungen waren zwar schlicht und einfach, aber für den Bildungsgrad eines Laienbruders, der nie auf einer hohen Schule gewesen, gründlich und sinnig genug.

„Ja schau'n S' — sagte er unter Anderem — ich hab' hier noch kein' Noth g'habt. G'redt wird von der Armuth viel, jah, und wie! Aber wahr is kein Wort. Unser Ord'n soll nach der Bestimmung seines Stifters, des heilig'n Franz, wie S' wiss'n, 'n Bettelord'n sein, dem gutherzige Leute das schenk'n, was zum einfach'n Leb'n nöthig is. Wie die Regel vorschreibt, soll'n wir uns durch 'ne ganz apparte Armuth

auszeichnen. Aber 's is schwer geg'n den Stachel auszuschlag'n, sagt die Schrift. Schon acht Jahr' nach der Stiftung spaltete sich der Ord'n g'rade um der lieb'n Armuth will'n in zwei Partei'n, 'ne strengere und 'ne mildere. Die mildere hat später die Gunst und Unterstützung des Pabstes g'wonnen und der verordnete: „die Bettelord'n können liegende Gründ', Häuser, Hausgeräth, Bücher und and're Dinge b'sitzen, aber 's Eigenthumsrecht g'hört dem heiligen Petrus." Noh, wir wiss'n schon, was das heisst und wer der heilige Petrus is. — Unser Kloster hier hat nu' seine regelmässig'n Einkünfte, vom Volk' etliche lauf'nde Beiträg' und auch von der Regierung 'ne jährliche Unterstützung, ausserdem aber 'n klein'n Meierhof und in d'r Stadt 'n Paar Häuser, die Zins trag'n. Und wenn Einer fragt, so is 's Kloster halt arm und wir sind 'n Bettelord'n; dafür hab'n wir auch die Erlaubniss im Land' herumzuzieh'n und Jeden anzubetteln, er mag so reich wie wir oder zehnmal ärmer sein."

„Jah, so is 's mit d'r Zeit word'n, dass wir eig'ntlich nur noch an Armuth Mang'l hab'n. Uns'r Herr Jesus war 'n wirklich arm'r Mann, d' Mönche folg'n ihm aber nicht nach. Bei uns heisst's halt: „Wenn Ein'r alt werd'n und gute Tag' hab'n will, ohne grosse Sorg', ohne Arbeit, ohne viel Müh', da werd' er 'n armer Mönch. Selig sind die Armen! Und nach 'n Tod g'hört ihnen 's Himmelreich auch noch." —

„Nur in ein'm Punkt möcht' man glaub'n, dass hier Armuth herrscht. Ich hab' 'mal irgendwo g'les'n, dass bei armen Leut'n aus Mang'l und Noth allerhand Laster, Bosheit, Unverschämtheit, Lügenhaftigkeit, Neid entsteh'n. Wenn das wahr is, so is 's auch bei uns wahr und 's muss hier grosse Armuth sein, da all die saubern Sachen da sind." —

Noch lange unterhielt mich der Mann mit seiner ehrlich gemeinten Plauderei. Er hat, wie aus Allem hervorgeht, den geistlichen Beruf in Folge persönlicher Ansichten erwählt

und hat jetzt an seine kleine Mitwelt keine andere Forderung, als dass sie ihn in Ruhe lasse, nach seiner Art fromm und gut sein.

Als ich einmal zur Zeit der grossen Ferien im Weinkeller eines Hauers Jemanden aus der fröhlichen Gesellschaft sagen hörte, jeder Geistliche gebe einen ganz eigenen Geruch von sich und man könne den Stand daran erkennen, selbst wenn Seine Hochwürden kein geistliches Gewand, sondern Civilkleider anhabe: da zerbrach ich mir lange den Kopf darüber, was denn das wohl für ein Geruch sein könnte. Auch heute ist mir die Sache noch nicht ganz klar. Man spricht zwar tropisch oft vom Geruche der Heiligkeit, aber einen solchen hat der nichts weniger als bildlich spöttelnde Hauer nicht gemeint.

Wohl könnte die Geistlichkeit nach Weihrauch duften, mit dem sie viel zu thun hat. Sie könnte demnach in ganz gutem Geruch stehen. Aber das darf man kaum immer behaupten. Wessen Geruchsnerven nicht etwa durch lange Gewohnheit abgehärtet oder vielmehr ascetisch abgetödtet sind, wird in Kirchen die Bemerkung gemacht haben, dass statt des reinen Weihrauchs oder des wohlriechenden theuern Harzes oft aus Sparsamkeit ein Gemisch schlechter Surrogate gebrannt wird, die einen gar bösen Geruch verbreiten. Alles zur grösseren Ehre Gottes; aber wenn die Geistlichen nach diesem Rauch beurtheilt werden sollten, dann müssten sie allerdings in schlechtem Geruch stehen.

Hier unter den Franziskanern fiel mir die Rede des Hauers wieder ein, denn ich finde, dass diese Herren allesammt einen ganz eigenthümlichen Geruch, aber keinen guten, von sich geben. Daran könnte man es allenfalls wagen, diese Leute von Ferne zu erkennen. Dass dabei meinerseits keine

Sinnestäuschung vorliegt, beweist die Uebereinstimmung meiner Collegen, welche die gleiche Bemerkung machten.

Bei dem gestrigen Abendbanquett hat sogar Einer aus uns den Frater Spassmacher damit aufgezogen und die Gesellschaft stimmte in den Spott ein. Mein Frater wehrte sich nach Möglichkeit im Scherz und im Ernst und als Alles nicht half, sagte er resignirt: „Na, und wenn ein Franziskaner auch bei Lebzeiten nit gut riecht, so riecht er desto besser, wenn er todt ist. Davon haben S' 'n Beispiel an dem heiligen Franziskaner — Gott! wie heisst er gleich? — weiss schon, Didacus, ja Didacus; der hat als Leiche so lieblichen Geruch von sich gegeben, dass alle Welt zusammengelaufen is, um sich daran zu laben.“ — Die Folgerung, dass nach der einen Leiche alle andern wohlriechen, war allerdings stark, aber man liess sie passiren.

Dagegen pflegen elegante Stiftsherren, besonders die jüngeren, Essenzen und Parfums reichlich zu verschwenden, um ihren Geruchssinn zu delectiren, was aber die armen Bettelmönche hier eben nicht mögen nachmachen dürfen.

In meinem Studienstift dufteten alle Geistliche nach Wohlgerüchen der feinsten Art und da habe ich auch erfahren, wie man sich dieselben auf wohlfeile Weise verschaffen kann. Man verständigt sich einfach mit dem Stifts-Apotheker, der sie liefert und in der Generalrechnung als Brustpulver, Thee, Vesicanzen u. dgl. notirt. Da die Medicinen aus der Stiftskasse bezahlt werden, so kostet es den einzelnen geistlichen Herren gar nichts, um in einem guten Geruch zu stehen. An diesem würde man aber mehr einen Weltmann und Modejunker erkennen, nur nicht einen Geistlichen, einen Mönch.

„G'redt wird von der Armuth viel, aber wahr is kein Wort.“ Die Darstellung des schlichten Fraters geht mir nicht aus dem Kopfe. —

In der That ist die Armuth dieser Armen unter den Mönchen nur eine optische Täuschung, an die nicht einmal das Volk glaubt oder vielmehr, an die das Volk am allerwenigsten glaubt, weil es selber dagegen nach Kräften beisteuert.

Ich habe in der Ferienzeit eine dieser Bettelfahrten der sogenannten armen Mönche zwar durch eigene Anschauung kennen gelernt: man muss aber den Frater Bonaventura beim Glase Punsch erzählen hören, was er die zwei Jahre erlebt habe, als er auf „Terminiren“ ausgewesen sei. Ich mag nicht Alles nachsagen, was ich da gehört habe; theils sind viele Unsauberkeiten darunter, theils auch scheint er mir viel dazu gelogen zu haben: aber soviel kann ich als gewiss annehmen, dass eine solche Bettelfahrt — freilich für Charaktere, wie der des jocosen und leichtfertigen Fraters — ein lustiges Stück Leben ist, und dass sich manch Anderer ebenfalls der Aufgabe freuen mag, welche in das klösterliche Einerlei eine so bedeutende Abwechslung bringt.

So ein terminirender Kuttenmann durchzieht — je nach Belieben zu Fuss oder zu Wagen — den ihm angewiesenen Landesbezirk und sammelt „milde Gaben für sein Kloster“. Er verschmäht nichts und hat für Alles Verwendung. Was man ihm giebt, Brod, Mehl, Fleisch, Wurst, Schinken, Eier, Hühner, Gänse, Wildpret, Getreide, Hülsenfrüchte, Wein, Bier, Most, Honig, Oel, Wachs, und „im schlimmsten Falle“ — wenn die Leute von all dem nichts weggeben wollen oder können — baares Geld. Auf dem gemietheten Leiterwagen, den er sich überall hin nachfahren lässt, wird Alles passend untergebracht. Er führt zu dem Zwecke leere Fässer, Kisten, Säcke mit sich oder kauft sie gelegentlich auf dem Wege.

Oft lässt er sich gleich auch die Gefässe sammt den Gaben schenken. Wenn der Wagen voll ist, schickt er ihn mit einem schriftlichen Bericht nach Hause und miethet einen andern.

Es giebt genug Landleute, die nur ungerne ihren Beitrag zur Erhaltung des „armen Klosters" leisten, aber wenn sich diese durch den allgemeinen Volksglauben geheiligten, durch staatliche Duldung und kirchliche Privilegien geschützten Bettler bei irgendwem anmelden, können sie ohne Sünde und Gottes Zorn — wie die Frommen meinen — oder ohne öffentliches Aergerniss — wie die Gottlosen fürchten — nicht abgewiesen werden. Sie dürfen betteln von Gott- und Rechtswegen und müssen erhalten.

Noch ist zu bemerken, dass der Frater Terminirer die Landleute und Hauer gewöhnlich zur Zeit der Ernte oder Weinlese zu besuchen pflegt; da geben auch die Leute am willigsten und leichtesten vom Segen Gottes etwas ab.

Zur Zeit der Weinlese sieht man daher in den üppigen Weingegenden den mit einem grossen Mostfasse schwer beladenen Wagen des ehrwürdigen Franziskaners von einem Viertel zum andern langsam dahinrollen. Hinterher trabt fröhlich, obgleich unter der Last der Hitze und seiner braunen Kutte leidend, die Gestalt des Mönchs. Seine Augen leuchten und sein Mund spielt wie bei Einem, der mindestens guter Dinge ist. Er hat vom süssen Most ab und zu gekostet und ist sehr zufrieden. Und wenn er dann mitten in die fröhliche Schaar der Winzer und Winzerinnen tritt, so lassen diese von ihrer Arbeit und erwiedern seinen frommen Gruss in vertraulichster Weise. Der Anknüpfungspunkt zum freundlichen Verkehr ist gegeben; es beginnt auch sofort die lauteste Unterhaltung von allen Seiten. Der gute Mann nimmt nichts übel, denn er lacht gern ein's mit. Daher ist er bei dem jüngern Volke stets eine willkommene Erscheinung. Neckereien und handgreifliche Zweideutigkeiten beantwortet er in ent-

sprechender Weise und erregt fröhliches Gelächter. Durch Witz und heitere Laune bereitet er nicht nur sich, sondern auch seinem Nachfolger für's nächste Jahr eine gute Aufnahme vor.

Nur hie und da schüttelt irgend ein altes Mütterchen, das den Spass mit anhören muss, bedenklich das graue Haupt und schmollt im Stillen gegen die gottlose Jugend, die den Gottesmann in Versuchung führt. —

Der Frater Terminirer hat zwar von seinen Obern die Weisung, die Nacht stets bei dem nächsten Pfarrer zuzubringen, der sich diese Einquartierung schicklichkeitshalber schon gefallen lassen muss: aber es macht sich nicht immer so und er bleibt manchmal bei einem Bauer, der ihn dann nach Umständen unterbringt. Das ist das Kapitel, auf welches der Frater Bonaventura von uns Neomysten fast allabendlich geführt wird und wobei derselbe uns die komischsten und kitzlichsten Schnurren zum Besten giebt. Nacherzählen lässt sich davon nichts, höchstens kann man annehmeu, dass ein kleines Drittel davon wahr und der grössere Rest erlogen ist. Aber auch jenes Drittel ist schon viel. —

Ich begreife Manches, die Schwächen und Ausartungen einzelner Klostergeistlichen, die Macht der Gewohnheiten und Sitten, den Zusammenhang von Vorurtheilen und Gutmüthigkeit: aber ich begreife das Volk nicht, das einem solchen Kuttenmenschen ehrfurchtsvoll die Hand küsst und sich mit ihm auch zugleich in den Schmutz legt, ohne in dem Einen oder Andern — wie es doch scheint — beirrt zu werden. Oft küsst Einer ihm die Hand und spuckt ihm dann auf den Rücken. Das Volk ist der pure Widerspruch seiner selbst.

Die Masse der Ceremonien, mit welchen die Weihen ertheilt werden, wächst immer mehr an. Die Weihe zum Diaconat dauerte heute länger als vier Stunden. Nach Be-

ginn der Messe und nach vielerlei Gebeten und Lectionen wurden wir wieder einzeln vorgerufen und dem Bischof von dem Archidiacon mit den Worten vorgestellt: „*Reverendissime Pater, postulat S. mater ecclesia, ut hos praesentes ad onus diaconii ordinetis.*“ Darauf frug der Bischof: „*Scis illos esse dignos?*“ — und erhielt die Antwort: „*Quantum humana fragilitas nosse sinit et scio et testificor ipsos dignos esse.*“

Das schien mir sehr schlau geantwortet. Wenn ich hätte selber antworten müssen, ob ich des Amtes, das ich übernehme, auch würdig sei, wäre meine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit auf eine sehr harte Probe gestellt worden. So war es aber höchst bequem, dass Einer, der „nicht Alles genau wissen konnte“, für Alle antwortete und „nach Massgabe menschlicher Gebrechlichkeit“ gut sagte. —

Darauf redete der Bischof das Volk an und fragte so laut als möglich in die Kirche hinein, wenn Jemand etwas gegen die hier zu Weihenden einzuwenden habe, so solle er „um Gotteswillen“ hervortreten und es sagen, aber auch eingedenk sein seines eigenen Verhältnisses. —

Lange Pause. Es antwortete Niemand und hatte demnach Keiner etwas gegen die Weihe einzuwenden. Die Frage war freilich lateinisch gesprochen und davon hat im Volke wahrscheinlich auch Keiner etwas verstanden. Aber selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, wer hätte den Muth gehabt, gegen die jungen Leute, die da vor dem Altare wie Engel Gottes standen, als öffentlicher Ankläger aufzutreten? Das Volk ist überzeugt, dass die geistlichen Obern über den Charakter und die Vergangenheit der Candidaten — „*quantum humana fragilitas nosse sinit*“ — ganz gut instruirt sind, und dass keiner zu dieser Ceremonie zugelassen würde, gegen dessen Weihe ein canonisches Hinderniss vorläge. Dieser Punkt ist längst geordnet und die Fragen sowohl an den Archidiacon, als an die umstehende Gemeinde eine blosse

Formalität, gegen die selbst aber auch nichts zu sagen ist. Sie ist ganz in der Ordnung. —

In der nun folgenden Ermahnung des Bischofs, die er an uns, „*ad Leviticum ordinem promovendos*", richtete, d. h. aus dem Rituale herauslas, wurde die materielle und symbolische Bedeutung unseres Amtes besonders betont und das entsprechende Verhalten kurz auseinandergesetzt. Einige lateinische Worte galten wieder dem Volke. —

Ich konnte und durfte mich nicht darnach umsehen, welche Gesichter die dem Altar zunächst Stehenden aus dem Volke hatten und was für Mienen sie in dem Augenblicke machten, wo sie vom Bischof angeredet wurden: aber es fielen mir aus frühern Beobachtungen — wenn auch nur vorübergehend — Bilder ein, die zu meiner gegenwärtigen Andacht ganz schlecht passten und die ich deshalb auch nach Möglichkeit verscheuchte. —

Mit der lateinischen Sprache beim Volksgottesdienste bin ich überhaupt nicht einverstanden; wenn aber gar wie hier bestimmte Fragen gestellt und Ansprachen gehalten werden, die das Volk auch nicht einmal errathen kann, bei denen es allenfalls nur merkt, dass sie ihm gelten: da will es mir denn doch scheinen, als wenn damit etwas Unrechtes gethan würde. In alten Zeiten hat das Volk seine Seelsorger selbständig gewählt; jetzt wird es nur noch gefragt, ohne zu wissen was und ohne antworten zu können.

Das Volk nahm also auch heute höchst wahrscheinlich die Mahnung des Bischofs, gemeinsam mit seinen Priestern um den Segen des Himmels für die Neuzuweihenden zu beten, mit grösstmöglicher Unbefangenheit entgegen. In der That betete der Bischof ganz allein. Dabei legte er einem Jeden aus uns die eine Hand auf und sprach: „*Accipe Spiritum Sanctum ad robur et ad resistendum diabolo et tentationibus ejus*". Nach dem Gebete empfing ein Jeder die „*Stolam*

candidam de manu Dei". — Dieselbe wurde wie beim Militär die Adjutanten-Schärpe über die linke Achsel gelegt und unter der rechten Schulter lose geknüpft. Dann hing man ihm die Dalmatica um. Endlich reichte der Bischof einem Jeden das Evangelium zur Berührung und sprach: „*Accipe potestatem legendi Evangelium*" etc. — Nach einigen Gebeten übte Einer aus uns — für Alle — sogleich auch die uns übertragene Macht aus und las laut das Evangelium des Tages. Damit endete die Weihe und die begonnene Messe wurde fortgesetzt.

Ich wage nicht, noch besonders all der verschiedenartigen Umständlichkeiten und Betheuerungen, der Anreden und Bitten, der Formalitäten und Sinnbilder zu erwähnen, die in die Ceremonie der Weihe eingeflochten und denen ähnlich waren, die ich bei der Beschreibung der ersten Weihe in Kürze schon angeführt habe. Ihr Inhalt macht auf den Zuhörer, wenn er sie versteht, wenig Eindruck, mehr vielleicht auf den Zuschauer, der nicht Alles genau beurtheilen kann.

Hier in der Bischofstadt ist ein Nonnenkloster, aus dessen inneren Vorkommnissen Einer der Franziskaner beim Kegelschub und Bier etwas zu erzählen wusste, für dessen Wahrheit er einstehen zu können versicherte. Ich muss mich darauf beschränken, das Erzählte nur in der Hauptsache anzudeuten.

In einem der Klostergänge, der in das Oratorium führt, hat noch vor wenigen Monaten an einer etwas dunkeln, von einem Lämpchen schwach erleuchteten Stelle die lebensgrosse Statue des mit Dornen gekrönten Heilands, ein sogenanntes *Ecce homo*, gestanden. Wenn die Nonnen zum Chorgebete eilend an dem Bilde vorüber kamen, pflegten sie dasselbe zu

küssen. Nun ist aber die Entdeckung gemacht worden, dass zwei der Nonnen nicht nur häufig ausser der Zeit des Vorübergehens bei der Statue verweilten, sondern dass sie sich da in ganz besonderer Weise zu amusiren wussten. Die Sache wurde in jüngster Zeit auf unbekannte Art und zwar gleich direct dem Bischof verrathen. Natürlich folgte ein sehr strenges Strafgericht und wurde die Statue aus dem Klostergange fort in den grossen Kirchenraum gebracht, wo sie jetzt steht.

Soviel aus der mit allerhand schlechten Bemerkungen begleiteten Erzählung des ehrwürdigen Paters. In's Publikum soll aber bisher nichts von diesem Gerede gedrungen sein und meinte der Franziskaner auch, so etwas wäre erst das rechte Unglück in der Sache. — Die ehrwürdigen Frauen ständen beim Volke in grossem Ansehen und machten sich besonders durch unentgeltlichen Unterricht weiblicher Kinder um die Stadt verdient. Den Bischof soll jene Geschichte sehr tief berührt haben, da er dem Kloster immer sehr zugethan war. Auch habe man früher nur wenig von Unordnungen irgend einer Art gehört, die da geschehen wären. „So was Menschliches könne denn auch 'nmal passiren und müsse entschuldigt werden."

Mit grossem Erstaunen vernahm ich heute am Schlusse der Exhortation aus dem Munde unseres Spirituals, dass ein Jeder aus uns zu der morgen stattfindenden letzten Weihe einen von ihm geschriebenen Revers mitzubringen habe, worin er in bestimmt angegebenen Ausdrücken an Eidesstatt erklärt, dass er keiner geheimen Gesellschaft angehöre. Dass man hier zu Lande die geheimen Gesellschaften über Alles

fürchtet und ihr Aufkommen nach Kräften hindert, weiss ich: aber dass sich die Vorsicht bis in die Kirche hinein und wie hier an die heiligen Weihen drängt und diese so zu sagen davon abhängig macht, hätte ich nicht gedacht.

Ob man dabei höhern Orts mehr an politische Verschwörungen oder nur an wissenschaftliche, sociale, dem katholischen Wesen nicht freundlich gesinnte Verbindungen denkt, weiss ich nicht. Mir will es scheinen, dass das doch mehr eine Anordnung der weltlichen Regierung sei. Für die geistliche sind z. B. die Freimaurer-Gesellschaften allerdings sehr unangenehm: aber Jedermann weiss, dass solche in Oesterreich überhaupt nicht vorkommen, weil sie auch von Polizeiwegen nicht geduldet werden. Es wäre daher eine Angehörigkeit zu denselben so jungen Leuten, wie wir alle sind, nicht gut möglich. Ist doch unser Lebenswandel ein von Angeberei und Spionage so allseitig begränzter, beobachteter, dass die Theilnahme an irgend einem Vereine überhaupt, selbst wenn er die allergeheimsten Zwecke hätte, der geistlichen Obrigkeit nicht verborgen bleiben könnte.

Dagegen hegt aber im Besonderen die Politik allerdings nicht gleiche Voraussetzungen für die theologische Jugend, und daher vermuthe ich, dass dieser Revers einer Metternich'schen, d. h. kaiserlichen Anordnung gemäss auszustellen ist. Uebrigens kein übles Mittel, um etwaigen geheimen Verbindungen auf die Spur zu kommen. In dieser feierlichen Zeit, wo das jugendliche Gemüth ganz und gar nur für einen hochheiligen Gegenstand eingenommen und begeistert ist und alle übrigen Interessen zum Schweigen gebracht sind, möchte man wohl voraussetzen, dass Einer, wenn er früher irgend welcher geheimen Verbindung angehört hätte, sich leicht zu erkennen geben, jedenfalls aber wenig Anstand nehmen würde, ihr vollständig zu entsagen, mindestens den Beichtvater davon in Kenntniss zu setzen.

Die letzte der drei höheren Weihen, die zum eigentlichen Priester, habe ich nun auch erhalten. Besondere Vorbereitungen, Bussübungen, Betrachtungen, immer gemeinsam und unter Aufsicht des bischöflichen Spirituals, waren vorhergegangen. Am Vorabend hatte nicht gespielt, nicht Kegel geschoben, nicht Bier getrunken werden dürfen. Alles trug bei, die feierlichste Stimmung der Gemüther zu erregen. Selbst der Bischof soll den Tag vorher gefastet haben.

Wir erschienen vor dem Hochaltar wie Messpriester gekleidet, nur war der Theil der Casula, welcher über den Rücken herabhängt, aufgerollt und am Nacken wie ein Joch zusammengebunden. In der rechten Hand trug ein Jeder die brennende Kerze und ein langes weisses Tüchelchen, womit im Laufe der Ceremonie die Mittelfinger gebunden wurden. —

Die Fragen und Antworten der Präsentation waren dieselben, wie vor der Weihe zum Diaconat. Auch das Volk wurde wieder lateinisch — aber diesmal viel eindringlicher und umständlicher — befragt. Es erhob keinen Widerspruch, obwohl der Bischof eine grosse Pause eintreten liess, den Leuten zur Einrede gleichsam Zeit zu lassen. Wenn Unsereiner nicht gewusst hätte, was das zu sagen habe, wäre ihm diese lange Pause der Erwartung doch vielleicht peinlich geworden: so aber hatte Alles nur eine formale Bedeutung und es liess sich ganz gut der Fortgang des Ceremoniels erwarten.

Nach einer längeren Ansprache des Bischofs an die zu Weihenden knieten wir je zwei und zwei vor denselben. Er legte Jedem beide Hände auf, ohne Gesang oder Gebet. Darauf rückte das Paar die Reihe herum vor alle Priester der bischöflichen Assistenz, die auch stumm ihre Hände auflegten. Als diese, selbstverständlich sehr lange Zeit dauernde Ceremonie an Allen vollführt war, erhoben der Bischof und seine Priester ihre Hände hoch, ein Segensgebet sprechend. Nach dessen Beendigung setzte der Bischof sich in seinen

prachtvollen Lehnstuhl und löste Einem der Neomysten nach dem Andern halb das im Rücken zusammen gerollte Messgewand mit den Worten: „*Accipe jugum Domini*". Lange Gebete und Hymnen folgten. Während des Gesanges: „*Veni Creator spiritus*" — setzte sich der Bischof wieder, zog die Handschuhe von den Händen, steckte den Siegelring an den Zeigefinger, liess sich das Gremiale über die Kniee legen und begann die Salbung mit dem heil. Oele. Jeder zu Salbende kniete vor ihn hin und faltete eng die Hände, so dass alle Finger ausgestreckt dicht aneinander hielten mit Ausnahme des Daumens, der von dem Zeigefinger getrennt zu halten war. Indem nun der Bischof mit seinem rechten in das heil. Oel getauchten Daumen zwei Striche übcr die Hände in der Art machte, dass er, von der Spitze des rechten Daums nach der Spitze des linken Zeigefingers hin, und von der Spitze des linken Daums nach der Spitze des rechten Zeigefingers zwei Linien, im Ganzen also etwa die Form eines schief liegenden Kreuzes zog, und schliesslich auch die Höhlung jeder Hand einölte, sprach er für jeden besonders einige Segensworte, auf welche wir mit „Amen" antworteten. Darauf wurden unsere Hände wieder eng geschlossen und alle Finger mit Ausnahme der beiden Daumen mit dem Tüchelchen, das ein Jeder mitgebracht hatte, fest gebunden.

Sobald dies geschehen, ging Jeder auf seinen Platz zurück. Der Bischof rieb sich die Finger mit Brod ab und verrichtete Gebete. Darauf folgte die symbolische Uebergabe des priesterlichen Rechtes, das heil. Messopfer zu verrichten, indem der Bischof jedem Einzelnen den Kelch mit Wein und die Paten mit der Hostie darreichte, die wir mit Daumen und Zeigefingern anfassten. Nun wusch er sich abermals die Hände und die von ihm selber begonnene heilige Messe wurde fortgesetzt.

Nach dem Offertorium mussten auch wir die gesalbten

Finger waschen, mit Brod reiben und mit demselben Tüchelchen, mit welchem sie gebunden gewesen, gut abtrocknen. Der Bischof setzte sich in seinen Stuhl und wir knieten je zwei vor ihn, um ihm das Gott dargebrachte Opfer, nämlich die geborgte brennende Kerze, zu überreichen, wobei wir ihm die Hand küssten. Nachdem derselbe nun wieder die Hände gewaschen hatte, setzte er seine Messe fort; wir dagegen knieten, je zwei vor einem aufgeschlagenen Messbuche, nieder, um mit ihm halblaut sprechend die heil. Handlung zu begehen. Die Worte der Consecration dagegen mussten wir alle gleichlautend und mit erhobener Stimme sprechen.

Als vor der Communion der Bischof den Altar küsste, trat der erste der Ordinirten zu ihm und küsste mit ihm den Altar, worauf er von dem Bischof den „*osculum pacis*“ erhielt. Der Erste gab nun den Kuss dem zunächst Stehenden, und dieser weiter. So ging das *osculum* von Einem zum Andern, wobei jeder Gebende: „*Pax tecum*“ — zu sagen und jeder Empfangende: „*Et cum spiritu tuo*“ zu entgegnen hatte. Zur Communion empfing Jeder die Hostie von der Hand des Bischofs, die er aber zuvor geküsst haben musste, den gemeinschaftlichen Kelch dagegen an der Epistelseite aus der Hand des assistirenden Diacons.

Nach einigen Gebeten und nach gemeinsamer Ablegung des Glaubensbekenntnisses setzte sich der Bischof wieder und legte den vor ihm Knieenden einzeln die Hände auf, sprechend: „*Accipe spiritum sanctum; quorum remiseris peccata, remittuntur in coelis*“ etc. Dabei löste er den Rest der aufgerollten Casula und wir wurden da gleichsam mit einem einzigen Ruck zu jenen gefürchteten und gesuchten, geehrten und gehassten Gewissenspotentaten gemacht, denen eine Macht ertheilt ist, wie sie kein Fürst der Welt zu besitzen sich rühmen kann, die Macht, alle Arten innerlichster Regungen eines Menschen in's Gericht zu führen, sie zu binden, sie zu

lösen nach selbsteigener Erkenntniss und das für alle Ewigkeit. — Gebete und Segnungen beschlossen die Feierlichkeit.

Unmittelbar nach Schluss dieser kirchlichen Weihe zogen wir Neomysten *in corpore* zum bischöflichen Palais, um daselbst im grossen Empfangssaal den schuldigen Dank abzustatten. Nach einiger Zeit — Mittagsstunde war schon längst vorüber — erschien der Bischof in seinem geistlichen Hauskleide und unsere Gefühle wurden durch eine stumme Verbeugung ausgesprochen.

Mehr scheint auch nicht beansprucht worden zu sein, denn Seine Gnaden begannen sogleich in deutscher Sprache eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Mahn- und Abschiedsrede, die mich in der That auf's innigste bewegte. In der wohlwollendsten Weise und mit grosser Beredtsamkeit zeigte er uns den Weg, welchen wir zum Heile der christlichen Gemeinden und zu unserem eigenen Glücke zu wandeln vor uns haben. Kein Stand in der Welt biete so viel Gelegenheit, wahre Humanität zu üben, als der priesterliche. Auf der Kanzel und im Beichtstuhl, in der Schule und im Familienkreise, bei Gesunden und Kranken, bei Glücklichen und Unglücklichen vermöge der für seinen heiligen Beruf begeisterte Priester die liebevollsten Rathschläge zu ertheilen. Am Krankbette könne er wie ein tröstender Engel vom Himmel, im Familienkreise ein Friedensbote, im Staatsleben ein Gesandter Gottes sein. — Er sprach so väterlich, so eindringend, so rührend, dass viele von uns in Thränen ausbrachen, alle tief erschüttert wurden.

Ich fasste allen Ernstes die edelsten Entschlüsse, denn der Fingerzeig auf eine ausgedehnte Uebung der Humanität versöhnte alle Gegensätze meines innern Wesens.

Als wir nach Hause kamen, stand die für uns besonders gedeckte Tafel bereit und ein leckeres Mahl wurde aufgetragen. Es war zugleich das Abschiedsessen, das uns

die P. P. Franziskaner reichten. Die Stiftsequipagen waren bereits angekommen, uns mit dem Frühesten des andern Tages in die klösterliche Heimat zu entführen. Wir packten dann unsere sieben Sachen, und soll heute Abends noch ein fröhliches letztes Punsch-Gelage unser Beisammensein beschliessen.

Ich nütze bis dahin die Zeit, mich durch Schreiben von den mannigfachen Aufregungen des Tages zu erholen und das Andenken an das Erlebte dauernd festzustellen. Ich werde auch meinen Eltern schreiben und glaube ihnen damit eine grosse Seelenfreude zu bereiten.

Aus der Zeit des Presbyterats.

Die Feier meiner ersten Messe fand in einfacher Weise statt. Da Sie, verehrter Freund, vor vier Jahren der glänzenden Primiz Valerian's persönlich beigewohnt haben, so überhebt mich dieser Umstand der Nothwendigkeit einer genaueren Beschreibung dieser Feierlichkeit. Indem ferner keine Verwandtschaft hier war, der zu Liebe grosser Pomp hätte stattfinden müssen, ich selber aber auch gewünscht hatte so einfach als möglich wegzukommen: so liess man es bei dem Nothwendigsten bewenden, bei einem einfachen Hochamte in der Kirche und bei einem Gastmahl *duplex primae classis* im grossen Speisesaal. In der Austheilung des neupriesterlichen Segens geschah aber dem herbeigeströmten Volke keinerlei Abbruch.

Gestern bin ich aus meiner Vaterstadt in das Kloster wieder zurückgekehrt. Ich hatte einige Tage nach der Primiz auf längere Zeit Urlaub erhalten, um im Kreise meiner Angehörigen eine Nachfeier des Festes zu begehen. Am Tage der Octav meiner im Kloster celebrirten ersten Messe feierte ich dieselbe Ceremonie in der Prager Dominikanerkirche, wohin meine Eltern eingepfarrt sind, und die geistlichen Herren des Ordens, dem diese Kirche gehört, übten

an mir die vollständigste Gastfreundschaft, indem sie Alles aufwendeten, was zur Verherrlichung einer solchen Festlichkeit üblich und dienlich zu sein pflegt. Nach dem Hochamt vollzog ich gleich die priesterliche Einsegnung meiner älteren Schwester und ihres Bräutigams. Beide hatten auf diesen Act schon seit mehr als einem Jahre mit Sehnsucht gewartet.

Ich will es nicht versuchen, Ihnen, lieber Herr Professor, die Seligkeit meiner Eltern und Geschwister zu schildern, deren sie sich in diesen Tagen theilhaftig fühlten. Ich wäre dessen selber nicht wohl fähig. Was mich betrifft, so war ich auch sehr glücklich und mit mir zufrieden. Ich bereute nicht das grosse Opfer, das ich dem mütterlichen Gelübde gebracht habe.

Nun ich wieder hier im Stifte bin, erscheint mir das jüngst Erlebte wie ein süsser Traum und nicht wie pure Wirklichkeit. Ich wache aber und sehe Alles, was jetzt mich umgiebt, in seiner Wahrheit an. Ein blosser Traum wäre schöner.

Durch die Priesterweihe habe ich die geistliche Gewalt über die Seelen und das Recht, die Sacramente zu spenden, nur im Allgemeinen erhalten; die besondere Zuweisung einer bestimmten Gemeinde, in welcher ich als Geistlicher zu wirken das Recht oder die Jurisdiction haben soll, geschieht erst nach der Priesterweihe und nach überstandenem besonderen Examen vor dem Bezirksdechant.

Dieser geistliche Herr spielt in dem Lebensvergnügen eines jeden Priesters seines Bezirks eine etwas störende Rolle. Die von ihm ertheilte Jurisdiction wird nicht für immer, sondern nur auf Zeit ertheilt. Junge Priester, die noch

keine dauerhafte Anstellung in der Seelsorge haben, erhalten sie nur auf ein oder höchstens zwei Jahre. Nach jedesmaligem Ablauf dieser Periode müssen sie bittlich um Erneuerung derselben einkommen und diese zu erhalten, wiederholt das sogenannte Dechantexamen glücklich bestehen. Erst dann, wenn ein Geistlicher nach gut bestandener grösserer, vor dem Consistorium abgehaltener, sogenannter Concurs-Prüfung Pfarrer geworden, ist er von der dechantlichen Erneuerung seiner Jurisdiction befreit. Dies gilt aber wieder nur so lange, als er in seiner Pfarrgemeinde zufrieden bleibt; will er dagegen eine andere, etwa bessere Stelle erlangen, so muss er sich, wenn er davon nicht aus besonderer Gunst des Bischofs oder Consistoriums dispensirt wird, einem neuen Concurs-Examen unterwerfen. Dabei spielt aber wieder der Bezirksdechant insofern mit, als seine Empfehlung das Examen erleichtert oder erschwert.

Daher kommt es, dass manchmal ein Seelsorger, der oben nicht gut angeschrieben steht, von einer armseligen Pfarre auf eine bessere nicht gelangen kann, weil ihm das Concurs-Examen nicht geschenkt wird und er zu alt oder bequem ist, um sich darauf schulgemäss vorbereiten zu können. Und könnte er es auch, so würde er doch höchst wahrscheinlich durchfallen, darum eben, weil er schlecht angeschrieben steht. Das Anschreiben aber ist Sache und Amt des Bezirksdechants, eines Pfarrers, der als Vigilant und Referent über so und soviel Seelsorger gesetzt ist. In seinem Revier ist auch unser Stift und so habe ich dieser Tage nun Veranlassung gehabt, mich bei ihm zu einer Jurisdictions-Prüfung einzufinden. Das war das Erste und Nöthigste in meiner neuen Würde.

Die Fahrt dahin geschah, wie gewöhnlich, mit einigem Pomp; Kutscher und Pferde waren in Galla, der Wagen sauber gewaschen und gebürstet, ich in canonischer Ver-

fassung und so ernst-feierlicher Stimmung, dass ich vor mir selber erstaunen musste. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, mit solch einem Manne zu thun zu haben. Leichter glaubt man mit seiner bischöflichen Gnaden selber fertig zu werden, als mit dem fürchterlichen Dechant. Wenn dieser nun zufällig gerade die Nacht vor dem Tage, an welchem ich zu ihm kommen und mich examiniren lassen musste, schlecht geschlafen, oder wenn er sich denselben Morgen etwa mit seiner Wirthschafterin, seinem Knechte, seinem Kaplan u. s. w. gezankt hätte, wie übel wäre mir das bekommen. Die Schande, auf ein Jahr zurückgewiesen zu sein und keine Jurisdiction zu haben, wäre unerträglich gewesen.

Aber ich habe es ganz glücklich getroffen. Seiner Hochwürden waren bester Laune und obwohl Sie mit mir ziemlich scharf in's Zeug gingen, so waren Sie doch auch wieder sehr nachsichtig und beantworteten die gestellten Fragen oft — wenn ich zögerte — gleich selber. Sie waren ja auch 'nmal Professor der Theologie. —

Als ich angekommen war, musste ich eine gute Weile warten; dann wurde ich zum Frühstück eingeladen, und nach dessen Beendigung begann das Verhör, wobei Examinant und Examinandus ganz gemüthlich neben einander im Zimmer auf und ab spazierten.

Wie gesagt, waren die mir gestellten Fragen der Art, dass ich gut gerüstet sein musste, um sie befriedigend zu beantworten. Und nachdem das im Anfange gleich gut gelungen war, machte sich die Fortsetzung viel leichter, als ich mir gedacht hatte.

Die ersten Fragen, die er mir stellte, betrafen das heilige Messopfer. „Als geweihter Priester des Allmächtigen, lieber Herr Amtsbruder! — so begann er etwas salbungsvoll — werden Sie nun täglich die heilige Messe lesen dürfen, und wenn keine Hindernisse obwalten, auch können.

Sagen Sie mir: *quinam sunt defectus, celebrationem Sacrosanctae Missae prohibentes?*"

Ich war mir der Sache bewusst und antwortete:

„Die Gebrechen, welche einer Feier des hochheiligen Messopfers hinderlich entgegen stehen oder dieselbe verbieten, können viererlei Art sein, nämlich: *defectus materiae*, Gebrechen am Gegenstande, *defectus formae*, Gebrechen an der äussern Darstellung, *defectus ministri*, Gebrechen an der Person des Opfernden, und *in ministerio ipso*, Gebrechen in der Handlung selbst.

„Richtig, aber auch die *defectus in dispositione corporis* nicht zu vergessen. (Ich hatte dieselben schon im dritten Punkte enthalten gedacht, liess ihn aber weiter reden.) Nun geben Sie mir bestimmte Beispiele, wollen sagen vom ersten Fall. Ein *defectus materiae* wäre zum Beispiel?" —

„Ein *defectus materiae* wäre — setzte ich fort — wenn das zu consecrirende Brod aus gemischtem Mehle und nicht aus reinem Korn bereitet wäre, oder wenn Wein oder Wasser nicht die ganze Reinheit seiner Natur hätte, sondern verfälscht wäre."

„Ja, oder — — wenn der Wein sauer geworden und in Gährung übergegangen wäre. Wenn nun aber das Eine oder das Andere statt hätte und Sie würden das vorher wissen?" —

„Dann würde ich eine schwere Sünde begehen, wenn ich dennoch die Consecration vornehmen möchte, ohne vorher die unregelmässigen Zuthaten durch regelmässige zu ersetzen."

„Zuthaten? so möchte ich die *materiam* eben nicht nennen" — rümpfte Sr. Hochwürden etwas die Nase, lenkte aber die Fragen gleich weiter.

„Wäre nun ein *defectus* in der Materie mit Ihrem Wissen geblieben, dann hätte wohl die ganze heilige Hand-

lung keinen Erfolg, nicht wahr?" — Dabei blieb er stehen und blickte mir schlau nach den Augen.

„Das nicht, antwortete ich dreist, der Erfolg wäre derselbe, aber ich hätte eine schwere Sünde begangen."

„Richtig! *Conficitur sacramentum, sed sacerdos graviter peccat.* Auch bei unreinem Brode, auch bei gefälschtem Wein wird die Transsubstantiation statthaben, aber der darum wissende Priester trägt und büsst eine schwere Schuld. Gut. Nun nennen Sie mir einen dritten Fall, einen *defectus ministri.* Giebt es deren viel oder wenig?"

„Deren kann es viele geben" —

„Ja, mein lieber Herr Amtsbruder — unterbrach er mich — kann, kann es geben; was kann nicht Alles sein! Die Casuisten haben alle Möglichkeiten aufgefunden und erörtert: daran wollen wir uns aber jetzt nicht kehren. Sagen Sie mir lieber einen in der Praxis leicht vorkommenden Fall des persönlichen Irrthums, wie z. B. der ist, dass ein Priester meint, er benedicire Eine Hostie und es sich später zeigt, dass zwei aneinander klebten. Wollen den Fall gleich festhalten. Was würden Sie da thun?" —

Da ich mit der Antwort zögerte, ergänzte der Dechant das Fehlende und sagte: „Nun, hätten Sie es vor der Consecration bemerkt, dass zwei Hostien zusammenkleben, so" —

„So hätte ich sie getrennt und" —

„Und die eine davon bei Seite auf eine geeignete Stelle, aber ausserhalb des Altars gelegt; nicht wahr? Hätten Sie es aber früher nicht bemerkt und würden beide communiciren: wie wollten Sie sich da mit der Intention helfen? — Sie haben doch nicht die Absicht gehabt, zwei Hostien auf einmal zu consecriren, sondern nur Eine; Sie consecrirten aber zwei, thaten also etwas, was gar nicht Ihre Intention war? — Nun, schauen S', das ist so ein casuistischer Fall. Da

kann uns nur die *intentio generalis*, die Intention der Mutter Kirche helfen zu thun, was sie thut."

Obwohl ich nun den Zusammenhang und Sinn der letzten Worte nicht gleich begriffen habe, that ich doch, als ob ich damit ganz einverstanden wäre. Das forderte schon die Artigkeit. Jetzt allerdings, wo ich es niederschreibe, verstehe ich und bewundere die Feinheit der casuistischen Auskunft. Hätte der Priester — das soll wohl mit der *intentio generalis* gesagt sein — bei irgend einer heiligen Handlung nicht die richtige Meinung, so schadet das nichts; die allgemeine Meinung der Mutter Kirche ergänzt das Fehlende in Bezug auf die heilige Handlung selbst: der Priester aber kommt blos mit einer schweren Sünde weg.

„Sagen Sie mir einen andern Fall, da Sie mit dem eben angeführten nicht ganz bekannt gewesen zu sein scheinen."

„Wenn sich der Celebrant während der heiligen Handlung erinnert, dass er eine Todsünde auf dem Gewissen habe, die er noch nicht gebeichtet hat, und von der er demnach auch noch nicht absolvirt ist." —

„Ja, was thut er da?" —

„Er muss erschrecken und den festen Vorsatz fassen, sogleich nach Beendigung der heiligen Messe zu beichten und zu büssen; damit kann er die heilige Handlung fortsetzen."

„Gut, hm! — sollte er aber nicht besser thun, die heilige Messe zu unterbrechen und erst zur Beichte zu gehen? — — *Utique*, allerdings, ja, *si non timet scandalum;* das aber würde nicht ausbleiben, wenn er vor den Augen der Gemeinde bei unvollendetem Opfer vom Altar wegginge. — Nun sagen Sie mir einige *defectus in ministerio ipso.*"

„Wenn während der heiligen Messe irgend eine unvermeidliche Störung geschieht, als: Feuersbrunst, Ueberschwemmung, Einsturz u. dgl."

„Was würden Sie in einem solchen Falle thun?"

„Ich müsste, wie die Pastoral-Vorschriften verlangen, die heilige Handlung abkürzen, alle Gebete und Ceremonien weglassen und die Consecration, wenn sie noch nicht geschehen ist, gleich vornehmen und darauf communiciren." —

„Die weggelassenen Gebete aber" —

„Die müsste ich später verrichten."

„Richtig. Was wäre aber zu thun, wenn einem Priester gerade nach der Consecration so unwohl würde, dass er gar nicht mehr die Communion vornehmen könnte?"

„Dann müsste ein anderer Priester geholt werden, der die unterbrochene heilige Messe bis zu Ende celebrirt."

„Ja; das muss auch geschehen, wenn — wie schon manchmal der Fall eintrat — der Celebrant plötzlich stirbt. Im vorigen Jahre hat, wie Sie vielleicht gehört haben, den Pfarrer N. in R. gleich nach der Wandlung der Schlag gerührt, und da er in seinem Gebirgsdorfe allein war, der nächste Nachbar aber einige Stunden Zeit brauchte herbeizukommen, dieser auch nicht mehr *jejunus* war: so musste die Vollendung der heiligen Messe auf den nächsten Tag verschoben werden. — Ja. Nun wollen wir zu was Anderem übergehen. Was halten Sie von dem Wunder der Transsubstantiation? Als Seelsorger werden Sie oft Gelegenheit haben, zu Ihrer Gemeinde darüber zu sprechen." —

Während er das sagte, packte mich eine grosse Angst, denn nun stand ich auf dem gefährlichen Felde der Rechtgläubigkeit. Ich fasste mich, so gut es eben ging und antwortete frisch weg: „Ich halte dieses Wunder für das allergrösste von Allen."

„Warum?"

„Weil dabei Brod und Wein in göttliche Substanzen verwandelt werden und doch ihre eigene Substanz als Brod und Wein behalten."

„Das ist erst Ein Grund; es gibt aber der Gründe viel mehr: Das Untheilbare wird getheilt und bleibt dennoch untheilbar.“ —

Nun erinnerte ich mich an meinen strenggläubigen Professor der Dogmatik und an seine Vorträge. Ich griff gleich in's Volle hinein und setzte fort: „Täglich wird der göttliche Leib genossen und mindert sich nicht.“

Herr Dechant secundirte: „Auf der ganzen christlichen Welt geschehen täglich tausende dieser hochheiligen Wandlungen und es findet doch keine Vermehrung der göttlichen Substanz statt.“

„Der unermessliche Leib der Gottheit in einer so kleinen Hostie“ —

„Derselbe Leib aller Orten“ —

„In jedem Theile immer das Ganze“ —

„Täglich genossen und doch niemals vermindert. *Sufficit.* Ich sehe, dass Sie in der Dogmatik wohl zu Hause sind. Aber begreifen Sie auch etwas von diesem Wunder?“

„Könnte ich es begreifen, würde das Wunder aufhören.“

„Richtig. Wie sagt der berühmte Theolog Duranti? — *Verbum audimus*, *motum sentimus*, *modum nescimus*, *praesentiam credimus.* — Was halten Sie aber von dem Falle, dass 'nmal — wie 's schon öfter geschehen ist — eine Maus die im Tabernakel bewahrte consecrirte Hostie aufzehren würde? — — Nun? Es wäre gerade nicht so schlimm, als es sich anhört, denn: Sobald das Brod aufhört Brod zu sein, hört auch in ihm die Substanz der Gottheit auf. Ein wichtiger Satz! Ausserdem ist 'ne Maus an sich nicht böse und sündhaft, was man aber leider nicht von jedem Consecrirenden oder Communicanden sagen kann. — Nun sagen Sie mir: In der praktischen Seelsorge kommen die Exorcismen häufig vor. Mit welchen materiellen Mitteln kann der böse Geist gebannt werden?“

„Mit geweihtem Wasser, Salz,“ — —

„Asche und? — — und Wein. Was bedeuten diese vier Materien?“

„Wasser ist das Sinnbild der Thränen der Reue, Salz das der Weisheit, Asche der tiefen Demuth und“ — —

„Und Wein der geistlichen Freude. — Gut. Was halten Sie vom Fastengebot?“

„Ich halte das Fastengebot für eines der heilsamsten unter den kirchlichen Geboten.“

„Das ist es auch. Ich will Sie aber um einen besondern Fall des Klosterwesens befragen. Sie wissen, dass die nicht reformirten Benedictiner den Gebrauch einführten, Fastenspeisen ausserhalb der grossen Fastenzeit nur an Freitagen zu geniessen. Nun kommt aber ein junger Mensch von etwas zartem Gewissen in's Kloster und es frägt sich, ob sich der Neuling über die sündhafte Sitte des Hauses im Herzen zu ängstigen hat?“

„Er braucht sich nicht zu ängstigen, er kann ja für sich fasten.“

„Nun, das wohl nicht, lieber Herr Amtsbruder. Das geht nicht gut wegen den Andern. Aber er braucht sich auch so nicht im Gewissen zu ängstigen. *Ji ipsi, qui introduxerunt consuetudinem, peccant, dum sequuntur: qui autem eam jam introductam repererant, eidem se conformare possunt. Nam uti mensa communi oportet? Quod de labore, valet de cibo.* Der Fall wird Ihnen in einer andern Anwendung im Beichtstuhl vorkommen. Es giebt genug ängstliche Christen, selbst unter den Bauern, die des Beichtvaters Rath und Trost verlangen, weil sie oft genöthigt sind, am Familientisch von Fleischspeisen mitzuessen, während sie gerne sich enthalten möchten.“

„Nun wollen wir uns mehr zu diesem höchst wichtigen Theile Ihres Seelsorgeramtes, nemlich zum Beichtstuhl wenden.

Da kann ein Priester nicht genug gelehrt und erfahren, nicht genug vorsichtig und besonnen, nicht genug streng, aber auch nicht genug gerecht sein. Da können Ihnen Fälle vorkommen, über deren Entscheidung oft selbst ein alter Practicus in Verlegenheit gerathen möchte. Sie werden also begreifen, dass man einen Neuling im Amte, wie Sie sind, über diesen Gegenstand gar nicht genug aufklären kann. Wir wollen aber bei solchen Fällen bleiben, die in der Praxis wirklich und oft eintreten. Z. B. Es kommt zu Ihnen ein Mensch, der an sich sehr fromm und tadellos lebt, der aber, wie er Ihnen beichtet, von einer unüberwindlichen Lust zum Selbstmord geplagt wird und von Ihnen Rath und Hilfe begehrt. Was werden Sie ihm sagen?" —

„Ich werde ihm das Sündhafte einer solchen Lust auseinandersetzen."

„Ja, mein Lieber, das wäre ganz gut, wenn er sich nicht ohnehin dasselbe schon tausendmal selber gesagt hätte, ohne den immer wiederkehrenden Gedanken unterdrücken zu können."

„Ich muss, wenn ich mir in solcher Sache keinen Rath weiss, ihn auf ein andermal bestellen und unterdessen einen älteren Beichtvater befragen."

„Das wäre freilich sehr klug gethan und ich rathe Ihnen das in allen Fällen, wo Sie nicht recht aus wissen. Sie können dem Beichtkinde die Wichtigkeit der Sache darlegen und wie es nöthig sei, dass Sie selber durch Gebet und Betrachtung Gottes Beistand und Eingebung erbitten. Dann werden Sie die Angelegenheit überlegen, besprechen, damit gewinnen Sie Zeit. Es ist so besser, als wenn Sie dem Geisteskranken etwas Ungeschicktes sagen. Nicht nur können Sie es sich mit ihm ganz verderben, sondern auch der Würde des heil. Beichtstuhls und dem priesterlichen Ansehen schaden. Ich will Ihnen aber gleich das beste Gegenmittel bei solchen selbstmörderischen Anwandlungen sagen. Legen Sie

ihm ohne Weiteres irgend eine Selbstqual als Pönitenz für sein sündhaftes Betragen auf, z. B. Geisselung, tagelanges Fasten, übermässige Arbeit u. dgl. Das pflegt zu helfen. — Nun weiter. Etwas ganz Anderes: Eine junge Frau, im vierten Monate gesegneten Leibes, tanzt bei einer Hochzeit, wird krank und abortirt. Sie beichtet das, als sie die Sterbesacramente empfangen soll. Junge Beichtväter pflegen sich da vom Mitleid hinreissen zu lassen und ein mildes Gericht zu halten. Würden Sie das auch, oder was würden Sie thun?" —

„Ich würde der Frau trotz der Gefahr, in welcher ihr Leben schwebt, doch sagen müssen, dass sie nicht hätte tanzen sollen und dass sie eine schwere Sünde begangen habe."

„Ja, g'wiss, und das würde der Kranken nur einen augenblicklichen Schmerz der Reue erzeugen, denn gleich darauf geben Sie ihr die Absolution und beruhigen sie wieder. — Einer beichtet, dass er dem *A.* 100 Gulden Miethe schuldig sei, dem *B.* aber für 50 Gulden Schaden gethan habe; er möchte beides wieder gut machen, hat aber nicht mehr als 100 Gulden. Wie soll er das machen?"

„Er soll die Summe nach Proportion theilen." —

„Ja, anders geht es vorläufig nicht, aber Sie müssen ihm aufgeben, den Rest zu berichtigen, sobald er kann. — Einer Frau erklärt der Arzt mit aller Bestimmtheit, dass sie sterben müsse, wenn sie noch einmal in Hoffnung käme. Sie frägt nun, wie sie es mit dem *debitum* zu halten habe?"

„Ich glaube, dass sie dazu nicht mehr verpflichtet sei."

„Gewiss, *non tenetur reddere debitum conjugale.* — Ein Mann bekennt Ihnen, dass er Lust habe, zu einer andern Confession überzugehen; er beichtet auch nicht mehr ganz vollständig; es ist ihm nur darum zu thun, zu erfahren, was Sie als Beichtvater dazu sagen? Was werden Sie mit solchem Menschen anfangen?"

„Ich muss ihm zureden, dass er sich die Sache doch reiflicher überlegen möchte.“

„Na, wissen S', damit ist nicht viel geholfen. Er sagt Ihnen, dass ihn g'rade die häufige Ueberlegung dazu treibt. Aber sagen Sie ihm zuerst, dass der Uebertritt nach unseren Gesetzen mit grossen Umständen verbunden sei und niemals ohne öffentliches Aergerniss geschehen könne, dass er erst die Anzeige seines Vorhabens an das Kreisamt und an seinen Pfarrer zu machen habe, von diesem erst monatelangen Unterricht erhalten müsse, und dass er am Ende es leichter habe, wenn er Katholik bleibe. Mit der Zeit würden sich — das können Sie ihm versprechen — seine Glaubensscrupel von selber wieder legen. Tausende von Katholiken seien mit ihm im gleichen Fall, ohne darum auch gleich abtrünnig zu werden. Seine Zweifel schadeten ja auch nichts. — Ueberhaupt ist es gut, so einen Menschen so lange als möglich hinzuhalten, unterdessen treten mancherlei Umstände ein, die ihn von seinem Vorhaben abbringen. — Nun noch einen *casus: Filius, qui ex matre moriente intellexit, se legitimum non esse, teneturne restituere bona illius, qui hucusque pater ipsius existimatur?*“

„*Tenetur utique.*“

„*Tenetur, sed adhibita praecautione, ut consulat famae suae; fama enim praevalet.* Ausserdem kann einer Mutter selber nicht mit so voller Gewissheit geglaubt werden, dass auf ihre blosse Meinung hin die ganze Existenz des Sohnes auf's Spiel gesetzt werden müsste. In solchen Sachen muss man nicht zu strenge sein.“

Während der Dechant das sprach, trat seine Wirthschafterin ein und meldete, die Schober Hanne warte draussen; sie sei zum Brautexamen herbestellt; worauf jener erwiderte, dieselbe solle noch 'n wengerl warten. Zu mir gewendet sagte er:

„Ich bin mit Ihnen im Ganzen genommen zufrieden; nun sagen Sie mir zum Schluss die Absolutionformel und nennen Sie die *casus reservatos.*“ Als ich das ohne Anstoss hergesagt hatte, verliess er mich eilig mit der Einladung, mit ihm einen Löffel Suppe zu essen und bis zur Mittagszeit im Garten mich umzusehen.

Bei Tische war ausser den zwei Caplänen des Dechants noch ein Pfarrer aus der Nachbarschaft. Ich war ganz gut bedient, weiter aber wurde von meinem Dasein nicht viel Notiz genommen. Nach aufgehobener Tafel liess ich anspannen und empfahl mich Seiner Hochwürden, wobei mir die schriftliche Jurisdiction, auf zwei Jahre giltig, eingehändigt wurde. Das heisst soviel als, dass ich mich erst nach Ablauf dieser Zeit einem neuen Examen zu unterziehen haben werde. Wenn ich dabei das Vergnügen haben kann, wie ich es eben hatte, so mag es darum sein: aber wenn der gestrenge Herr Dechant, von dem der Ruf ausgeht, manchmal etwas maliciös zu sein, mich anders behandeln sollte als geschehen, könnte es mich sehr verdriessen.

An Besuch fehlt es uns im Stifte selten. Ich glaube, man könnte die Tage im Jahre zählen, an denen kein Gast mit uns an der Tafel sitzt, sei es nun Mittags oder Abends; Mittags jedoch viel häufiger.

Der P. Gast-Küchen- und Kellermeister hat in Bezug auf das, was seines Amtes ist, drei Sorten Gäste zu unterscheiden. Die Eine, im Range die unterste, hat nicht viel zu bedeuten und wird leicht abgefertigt. Es sind die kleinen Leute, Schullehrer, Handwerker und deren Gehilfen, niedere Beamte, Musiker u. dgl., dieAlle bloss in Geschäften kommen.

Sie werden an die sogenannte Offizierstafel gesetzt, speisen mit dem Kammerdiener und Prälatenkutscher und wohnen in den für sie besonders bestimmten Zimmern.

Die andere Sorte begreift solche Gäste, die mit Wagen und Pferden, wohl gar auch noch mit Bedienten ankommen. Da muss für Alle und Alles gesorgt werden; für die Pferde muss ein Gaststall in Bereitschaft stehen, Hafer, Heu und Stroh in reichlicher Menge geliefert werden und für die Wagen muss Platz gemacht sein, eine Sache, die sich bei manchen festlichen Gelegenheiten, besonders bei rauhem Wetter, wo fast Niemand zu Fusse herkommen kann, leichter sagen als veranstalten lässt. Es versteht sich, dass Kutscher und Bediente ganz gut tractirt werden und der P. Amoros behauptet, dass diese Art Gäste, nemlich die Dienerschaft, die grössten Ansprüche und den meisten Verdruss mache.

Die dritte Art endlich sind Leutchen, die ausser der festlichen Zeit meistens an Wochentagen zu Fuss ankommen und gleich mehrere Tage dableiben. Es sind das die geistlichen Nachbarn, Pfarrer und Capläne, theils Welt-, theils Klostergeistliche. Die exponirten Stifts-Mitbrüder werden, wenn sie nach Hause zu Besuch kommen, auch wie Gäste behandelt. Die Anwesenheit dieser dritten Sorte pflegt in Kellermeisters Rechnung etwas schwer zu fallen, da nicht nur die Zahl derselben ziemlich gross ist, sondern auch gewöhnlich mit ihnen viel gespielt und dabei viel poculirt wird.

So ein Tarokerl dauert oft mit einigen unvermeidlichen Unterbrechungen zehn bis zwölf Stunden, ja sogar bei eifrigen Spielern, die sich gleich nach dem Mittagstische zusammensetzen, manchmal bis zum andern Morgen, wo dann die Nothwendigkeit, Messe zu lesen, der Unterhaltung ein Ziel setzt. Ich habe es erlebt, dass so eine Gesellschaft nach gelesener Messe und eingenommenem Frühstück gleich wieder

von Neuem an's Werk ging. Es giebt mehrere solche Spielratzen, theils hier, theils in der Nachbarschaft, die, Karten zu spielen, nicht müde werden möchten, wenn sie nicht endlich doch müssten.

Die Klosterregel verbietet jede Art Spiel. In früheren Zeiten sollen auch die Aebte mit aller Strenge darauf gesehen haben, dass innerhalb der Clausur Karten- oder anderes Spiel unterblieb. Nur der Garten wurde freigegeben, weil derselbe nach der geistlichen Exegese doch nicht das Kloster ausmache. Jetzt spielen die Herren Prälaten selber gerne ein Spielchen mit. In der Winter- und Faschingszeit ist sogar regelmässiges Kartenspiel im Refectorium, an Sonntag- und Donnerstagabenden in der Prälatur, wobei von Sängern und Musikern concertirt wird.

Das einst so sehr beliebte Kegelschieben ist hier und bei reiferen Herren ziemlich aus der Mode gekommen; nur junge Leute, Cleriker und Novizen, pflegen sich ab und zu damit zu ergötzen, wobei ihnen Beamte, Schullehrer und allenfalls die höhere Dienerschaft secundirt.

Das erlaubte Billard wird dagegen bei uns nur selten gespielt, während im Studienstift Alles dieser Unterhaltung fleissig oblag. Den älteren oder dicken Herren ist das Spiel zu „uncommod" und den Jüngeren liegt das Billardzimmer etwas unbequem, ganz abgesehen von der Umständlichkeit, dass man den Schlüssel zum verschlossenen Zimmer erst holen und ausbitten muss.

Das beliebteste und üblichste bleibt schon das Tarockspiel um mässigen Gewinn. Whist fängt eben erst an, feine Mode zu werden, doch finden sich nicht immer die rechten Leute dazu. Schach spielt ausser mir leider Keiner der Geistlichen.

Die Erhaltung und Pflege der Weine, wenn sie in grossen Gebinden aufbewahrt werden, verlangt eine ganz besondere Sorgfalt und Reinlichkeit in den Kellereien. Wenn diese noch so luftig und trocken sind, setzt sich doch immer binnen kurzer Zeit ein feuchter Schimmel äusserlich an den Fässern an, der nicht nur dem Holz- und Eisenwerk derselben nachtheilig ist, sondern auch der Güte der Weine selbst zu schaden droht. Daher ist eine periodische Reinigung und Abtrocknung aller Gebinde nöthig. Man nennt sie das „Fasswischen“ und zählt dieselbe zu den mühsameren Arbeiten, die ausserdem auch wegen der grossen Ausdehnung der Stiftskellereien ein Zusammenwirken vieler Kräfte nöthig macht. Bei uns wird sie alle sechs bis acht Wochen einmal gründlich und sorgfältig vorgenommen und muss dazu immer die gesammte männliche Dienerschaft aufgeboten werden. Die Klostermägde werden aus Nützlichkeitsgründen nicht zugelassen. Der Wein im Fasse soll für die Beschaffenheit der äussern Atmosphäre sehr empfänglich sein und erfahrene Kellermeister behaupten, dass namentlich der Rothwein das Frauenzimmervolk im Keller nicht immer ertragen könne, ohne die Farbe zu wechseln oder „zu brechen.“

Uebrigens nehmen die Dienstleute diese Arbeit gerne vor, weil ihnen dafür eine besonders reichliche Weinportion zu Theil wird, die sie als eine Art Benefiz ansehen. Um die laufenden Tagesarbeiten nicht zu stören, wird das Fasswischen erst am Samstag Abend vorgenommen, wo es dann in der Regel bis nach Mitternacht dauert.

Selbstverständlich muss der P. Kellermeister während der ganzen Arbeit im Keller anwesend sein und wenn er auch nicht geradezu immer bei den Leuten steht oder ihnen zusieht — Ordnung und Aufsicht muss der Binder und der Oberknecht halten —: so bleibt er doch für alle Fälle in der Nähe. Je lustiger dann die Leute in der Regel bei der

Arbeit werden, desto langweiliger muss der Aufenthalt für den geistlichen Herrn beim Zusehen sein. Daher ladet er manchmal — nicht immer — einige Gesellschaft, Freunde oder lustige Personen dazu ein.

Bei dieser Gelegenheit werden auch die verschiedenen Weinsorten gekostet und Meinungen über deren Beschaffenheit abgegeben. Das giebt dann ein kleines Gelage, bei dem es nicht selten sehr vergnügt zugeht. Es kommt aber dabei freilich sehr auf die gewählten Leute und auf den Geschmack an, welchen man für solche Unterhaltungen hat. Unser P. Kellermeister pflegt sich die Gesellschaft so bunt als nur immer möglich zusammenzusetzen und amusirt sich daran, wenn ihr Geschwätz oder ihre Spässe tüchtig auf einander platzen.

Eine derartige Scene, die ich vorgestern mit erlebt habe, ist wohl werth ganz besonders verzeichnet und einer künftigen Erinnerung aufbewahrt zu werden. Sie hat mich zwar nicht sehr erbaut, aber desto mehr belehrt und ergötzt.

Der P. Kellermeister hatte auch mich zu dem eben erwähnten Fasswischen eingeladen und ich folgte seiner Einladung um so lieber, als ich eben nicht in sehr glücklicher Stimmung war, im Weinkeller aber eine heilsame Zerstreuung zu finden hoffte. Ausser mir waren dazu nur noch zwei Geistliche, Valerian und der immer salbungsreiche Milo, genannt „der Narr", aufgefordert worden. Die Einladung geschah heimlich und in aller Stille, um die andern Ungeladenen nicht zu verletzen. „Gleich nach dem Nachtmahl!" — war die Loosung. Ich aber konnte, einer kleinen Unterredung halber, die der alte P. Waldmeister mit mir angeknüpft hatte, das Refectorium nicht sogleich verlassen und den Andern folgen.

Endlich machte ich mich los, ging noch in mein Zimund dann zur Pforte hinaus. Diese, die nach dem Abendessen, sobald die ausserhalb wohnenden Offizialen den Con-

vent verlassen haben, geschlossen zu werden pflegt, wurde mir sogleich geöffnet, als ich dem Pförtner sagte, um was es sich handle. Für einen solchen Abend, da Fasswischen ist, pflegt der P. Prior von der vorgeschriebenen Strenge der Clausur zu Gunsten der dabei etwa Betheiligten in wahrhaft humaner Weise soviel nachzugeben, dass der Pförtner die Schlüssel vor Mitternacht nicht abzuliefern braucht.

In der Dunkelheit der Nacht tappte ich mich durch die öden, des Nachts niemals erleuchteten Wirthschaftshöfe bis in die Gegend der Binderei, die den kleinen Eingang zum Keller bildet. Ein Talglicht, das hinter der halbgeöffneten Thüre brannte, leitete meine Schritte in das unterirdische Bereich. Nicht ohne Mühe, wie sie beim Herabsteigen in tiefe Kellereien gewöhnlich ist, gelangte ich über glitschige Stiegen und auf jähen Abhängen in die Nähe der schon versammelten und in Thätigkeit begriffenen Gesellschaft. Lautes Gespräch und dazwischen schallendes Gelächter ertönte durch die hochgewölbten Räume. Valerians Stimme war schon vom weiten aus allen andern heraus zu erkennen. Noch eine Thüre geöffnet, einige Schritte auf dem abschüssigen Wege gemacht — und ich stand zwischen einer langen Doppelreihe grosser Fässer, deren Umrisse sich aus der Dunkelheit nur sehr undeutlich erhoben. In der Entfernung bewegten sich gespensterhaft die Lichter der die Fässer reinigenden Dienstleute, deren Gestalten aber in dem eigenthümlichen Kellernebel nicht zu erkennen waren.

Links aus einer Nische leuchtete heller Schein in das Gewölbe heraus und bezeichnete mir den Ort, wo sich die Zecher niedergelassen hatten. Man sprach so laut, dass ich mich unbemerkt nähern konnte. Auf kurzen Bänken und einigen Fässchen sassen um ein mit nur wenigen Gläsern besetztes Tischchen P. Valerian, P. Milo, der Stiftsbader, der Amtsschreiber, dann mein krummbeiniger Liebling Brind-

ler, endlich noch ein Fremder. Der P. Kellermeister, den vollen, gläsernen Heber im Arm, stand der Gruppe zur Seite.

Der Fremde, den ich dann für den Schullehrer des nahen Wallfahrtsortes erkannte, muss eben etwas Drolliges erzählt haben, denn man platzte in ein wieherndes Gelächter aus. Ich trat grüssend näher und wurde zum Sitzen genöthigt. Der P. Kellermeister entleerte seinen Heber in die Gläser, die nun wieder von Hand zu Hand weiter gingen, während der Spender auf eines der Fässer kletternd frischen Vorrath aushob.

Bald rollte das angenehme Feuer des Getränkes durch meine Adern und mein Missmuth war fort. Ich hörte mit heiterer Theilnahme den Schnurren und Spässen der Gesellschaft zu und unterliess nicht, manchmal auch ein Wörtchen dazwischen fallen zu lassen.

P. Milo, genannt der Narr, sass da, aus einem Glase, das er nicht aus der Hand gab, beständig nippend, wie ein Weiser lächelnd, mit sich selbst wie mit der ganzen Welt zufrieden und Sprüche der Weisheit in die verschiedenartigen Ausbrüche der allgemeinen guten Laune einstreuend. Milo ist ein guter, aber ziemlich beschränkter Mensch, der sich durch Kabalen aller Art aus einer Anstelluug verdrängen und einreden liess, er sei geistesschwach. Nun ist er zu Hause als Conventual und giebt zu Zeiten tolle Streiche an. Er amusirt sich gern und wird auch ab und zu als Zielscheibe des Witzes und wegen seiner „Weisheit“ in eine lustige Gesellschaft geführt.

Als ich mich neben ihn setzte, begrüsste er mich, seinen geliebten Hafis, den er auswendig kann, parodirend:

„Das Kloster hat viel trauriges
Und nicht viel Freud' gebracht,
Drum sitz' ich an des Fasses Thor
Und rufe: Aufgemacht!“

Valerian, der, wie man hier zu sagen pflegt, „heute Abend seinen wilden Tag“ hatte und der, wie man ihm wohl ansehen konnte, „nicht viel vertragen kann“, war bereits in der ungebundensten Laune.

Brindler hatte hier unten in der düstern Kellerumgebung ein ungewöhnlich mildes Aussehen; es war mir, als leuchtete aus seinen sonst so bösartigen Blicken die vollste Gutmüthigkeit mir entgegen. Jedenfalls schien er überaus glücklich zu sein.

Der Schulmeister war wieder die vorzüglichste Zielscheibe der Hänselei und die kleinen Aemter, welche er an der Wallfahrtskirche neben seinem eigentlichen Berufe zu verwalten hat, mussten herhalten, um ihm die verschiedenartigsten Titulaturen beizulegen.

„Na, wunderthätiger Sakristaner — rief ihm Valerian zu — trink doch, damit du 'ne Stimme kriegst und nicht immer wie 'n alter Hahn krähst, wenn 's an's Singen geht.“

„I richtig, Herr Chordirektor mit den grossen Paucken! — fiel der Amtsschreiber ein — Ihr habt ja wieder 'nmal 'n Wunder g'habt. Wie habt Ihr das ang'fangen?“

„Ich bin unschuldig daran“ — versetzte der Lehrer, mit einem Male ernst geworden.

„Versteht sich!“ „Wie immer“ und „Das kann jeder Narr sagen“ — erhielt er von verschiedenen Seiten zur Antwort. Valerian aber sang parlando dazwischen:

„Im kühlen Keller sitz' ich hier
Beim süssen Saft der Reben,
Bin frohen Muths und lasse mir
Nichts weiss machen, mein lieber Schulfuchs.“

„Ich kann Sie aber versichern, Hochwürden“ —

„Glaub's nit!“

„'s hat aber g'holfen — sagte Brindler — das ist wahr. Die Leute waren wie verrückt, als sie von der Wall-

fahrt nach Hause kamen. Und heute noch erzählt man sich, wie ein lahmer Mensch so wunderbar geheilt worden ist, der schon seit fünf und zwanzig Jahren“ —

„Hundert fünf und zwanzig“ — corrigirte Valerian.

„’s ischt scho’ mit fünf und zwanzig genug geloge“ — entgegnete der Bader.

„Wie war denn eigentli die G’schicht, unschuldiger Messner?“ —

„Habt Ihr dem Kerl seine Krücken versteckt?“ —

„Oder ihm ’n Trankerl eingegeben?“ —

„Der Sacrokristaner hat ihm ’ne geweihte Kerze verkauft, die hat er aufgegessen und das hat ihm g’holfen“ — sagte Valerian.

„Ich muss immer wieder versichern, Hochwürden, dass ich bei der ganzen Sache unbetheiligt war.“

„Also ’n Anderer?“ —

„Der Pfarrer?“ —

„Nein, ganz und gar nicht.“ —

„Der Cooperator?“ —

„Auch nicht!“ —

„Zum Guckguck, wer denn?“ —

„Na wer? wie kann Oaner so fragen? Wunder g’schehen immer von selber; nicht wahr, Wachsstockhändler?“ —

„No, ich will Ihnen die G’schicht erzählen — zuerst muss ich aber trinken.“ —

„Selber die Kutte — sprach Milo leise, wie für sich — lechzt, wohlan, es regne unterdessen Wein darauf.“

Und Valerian sang:

„Zwei Fischerl im See
Und zwei Vögerl im Wald
Und zwei Leut’, die sich gern hab’n,
Die finden sich bald.“

„Also die Wunderg'schicht'!" — „Oder was," fügte der Bader hinzu.

„No, am schmerzhaften Freitag steh ich in der Sakristei" —

„Und scharr' 's Messgeld ein" — unterbrach der Amtsschreiber.

— „'s war g'rade 's Hochamt, als ein Ministrant mit dem Rauchfass in der Hand hereinstürzt und schreit, draussen, das heisst in der Kirch' d'rinn, sei 'n Unglück g'schehen. Ich tret' vor die Sakristeithür, schau hinein in das Menschengedränge und seh' in der Mitte 'n Knäuel von Männern und Weibern sich brummend und summend hin- und herbewegen. Zwar die rauschende Musik vom Chor herab übertönte den Lärm, aber 's waren doch alle Leut' vom Hochaltar abg'wendt und schauten hin, was da sei. Mein erster Gedanke war, dass d' Leut' 'n Dieb abg'fangen haben. Der Lärm und das Gedränge wurd' immer grösser. Der Herr Pfarrer aber am Altar, an dergleichen Unruhen g'wöhnt, hat keine Notiz davon g'nommen."

— „Das darf er auch nicht, wenn er gerade beim Canon ist." —

— „Und wenn 's auch in der Kirche brennen thät', es darf ihn nicht irren."

— „Still, lasst den Messner weiter erzählen."

Valerian dagegen sang wieder:

„Daheim is mei Schatzerl,
In der Fremd bin i hier,
Und es fragt halt kein Katzerl,
Kein Hunderl nach mir." —

„Na, weiter, Kindertyrann!"

„Ich geh' also näher, kann aber nichts sehen, als Händ', die Gebetbücher hochhalten und gegen das Gedränge abwehrend durcheinander fahren. Endlich d'rwisch ich 'ne Frau,

die sich aus dem Knäul 'raus würgt und frag' sie, was da g'schehen ist. Die erzählt nun, wie 'n Bettler während der ganzen Zeit des Hochamts auf zwei Krücken da g'standen und sehr andächtig laut g'seufzt, gebet' und g'weint hätt', und dass er in dem Augenblick, wo s' zur Wandlung g'läut' haben, plötzlich seine Krücken hätt' fallen lassen und wie todt hing'stürzt wäre. Die Umstehenden hätten ihm wollen aufhelfen, er aber hätt' g'schrien: Losst's mi liegen, losst's mi liegen! — Das hätten sie nachher auch gethan und beim *Agnus Dei* wär' er von selber aufg'standen, hätt' beide Arme so auseinandergebreitet, hätte frei dag'standen ohne Krücken und immerfort g'rufen: Ehre sei Gott und der heiligsten Jungfrau Maria! i' hab' mei' Kräften wieder! „Nu drängeln d' Leut' so — fügte das Weib hinzu — um den Menschen zu sehen." — „No, wenn's weiter nix is", sag' ich und geh' in die Sakristei zurück.

In der Thür' begegne ich dem Hofbauer. Sie kennen ihn ja; er ist als Kirchenvater sonst ganz gut zu brauchen, aber manchen Tag hat er schon in aller Früh 'n Rausch, besonders an hohen Festtagen. —

„Altes Weinfass ohne Reife!" — redete Milo dagegen. —

„Den frag' ich und schau ihn dabei scharf an. Er schmunzelt und sagt: „Der Kunde hat das Ding net schlecht eing'fädelt." — Also wisst Ihr was davon? — „Ei beileib'" — antwortet er schnell mit einem dummdreisten G'sicht. Ich aber merkte was. Der Mensch hat schon öfter auf seine Faust Dummheiten g'macht." —

„Herr P. Kellerobermeister! — rief Valerian dazwischen — bitte um 'n frischen Trunk vom Theologenfass; der Schulfuchs da macht mir heiss." —

„*Absit ab humano gutture potus aquae*"! — perorirte Milo.

„'s Trinken ist 'n unschädlich's Ding" — fügte der Amtsschreiber hinzu — 's Trinken nicht, aber 's Essen hat den Adam um's Paradies gebracht." —

„'s ischt zu viel Wein da für die Mess' und zu wenig für die Mühl', also muss er getrunke werde." —

„No, heiliger Kinderquäler, wie is die G'schicht weiter?" —

„Wie sie weiter ist? — Ich habe den Vormittag viel zu thun g'habt; die Sakristei wurde voll Menschen, die Messen einschreiben liessen. Wir hatten da 'ne gute Einnahm'. Nach dem Hochamt kam der Herr Pfarrer in die Sakristei und hinter ihm her eine Menge Menschen, den Bettler in der Mitte, seine Krücken wie im Triumph hoch aufgeflanzt und" —

„Seele duck' dich, es kommt ein Platzregen" — rief Valerian entgegen, das volle Glas an den Mund setzend, und allgemeines Gelächter gab dem Trunke das Geleite.

„Sie verlangten — setzte der Lehrer dann seine Erzählung weiter fort — die Krücken sollten zum ewigen Andenken an die Säulen des Hochaltars aufg'hängt werden. Einer erzählte dem Herrn Pfarrer, was g'schehen ist und die Andern bezeugten, dass sie Alles mit ihren eigenen Augen g'sehen hätten. Ohne was weiters d'rauf zu antworten, winkte mir der Pfarrer und sagte, ich möchte dafür sorgen, dass der Wunsch der Leute erfüllt würde. Kaum hat er das ausgesprochen, waren die Mädeln und Weiber gleich hinterher, die bunten Bänder von ihren Hauben abzubinden und die Krücken mit Mascherln auszuputzen. Der andere Kirchenvater holte Hammer und Nägel und nun wurden die Reliquien ang'macht. — Wie heisst Ihr? — Wo seid Ihr her? — fragte dann der Herr Pfarrer mit seiner freundlichen Art den Mann" —

Valerian fiel wieder singend darein:

„Die Zelle ist nicht für mich gemacht,
Sie hat mich um die Ruh' gebracht" —

und knüpfte dann selber den Erzähler nachahmend daran: „Wie heisst Ihr? — Wo seid Ihr her?"

„Aus Gratzen in Böhmen — antwortete dieser — und i heiss Johann Langhof." —

„No, seid's so gut und kommt's auf'n Augenblick mit mir in den Pfarrhof." —

„Nachher sind sie fortgegangen und habe ich nach der G'schicht nicht weiter g'fragt. Wie ich aber mit meinen Sachen fertig bin, ist's Mittag und ich sage zum Hofbauer, ob er nicht mit mir 'n Löffel Suppe essen will. Er willigt mit Freuden ein, denn die Ehr hab' ich ihm schon lang nicht angethan, weil er mir eigentlich zuwider ist. Beim Essen war ich so freundlich als möglich zu ihm, und als er ordentlich satt war, hat er mir bald die ganze G'schicht eing'standen." —

„Ein leerer Sack steht nicht aufrecht" — interpunktirte P. Milo, und: „*In vino veritas*" — der P. Kellermeister.

„Ich bin liederlich, Du bist liederlich, sein wir alle beide — sehr brav" — sang Valerian dazu, während der P. Kellermeister einschenkte.

Der Schullehrer fuhr dann mit ernster Miene, die zu seinem von Wein gerötheten Gesichte ganz schlecht passte, fort:

„No, mein lieber Hofbauer — hatte ich zu ihm gesagt — Ihr habt so'n hellen Verstand, dass Euch Keiner was vorgaukeln kann; Ihr wisst's g'wiss, was es mit dem lahmen Bettler für 'n Hacken hat, der während dem Hochamt wieder frisch und g'sund worden ist. — Der Hofbauer lachte pfiffig und erzählte: Am Tage vorher wär' er mit einem Handwerksburschen auf der Landstrasse zusammengekommen und hätte mit ihm gered't. Sie seien mit 'nander in's Dorf 'reingangen und wie sie auf dem Hügel waren, wo man die Kirche so prächtig vor Augen hat, hätte der Handwerksbursche g'sagt: „Jo, wenn nur d' Mutter Gottes 'nmal auch wollt an so 'n armen Kerl wie i' bin, 'n Wunder thun und meine Taschen oder meinen Schnapssack mit Geld füllen, und wär 's auch nur mit Kupferkreuzern. — Ne, hätt' ihm d'rauf der Hof-

bauer g'antwortet, das thut sie halt g'wiss net; Wunder g'schehen nur bei Kranken und Krüppeln; so 'n g'sunder Kerl, wie Ihr oaner seid, muss sich selber helfen. Ja, wenn Ihr 'n Krüppel wär't, no, dann viellei' — — no, und dann möchten wohl auch die Kreuzer net ausbleiben. — Die Kreuzer auch? — soll der Mensch g'fragt hab'n — und wie das zuginge? — Da hätt' ihm der Hofbauer erzählt, dass letzt 'n armer Teufel, der 's Hinfallende gehabt hat, während 'm Hochamt wäre gesund worden und die Leut' hätten ihm aus lauter Freud' so viel Almosen g'schenkt, dass er seine Lebtag gnue hätt'. — So erzählte mir der Hofbauer; er ist aber 'n Strick, den ich" —

„Der fromme Wicht, was er scheint, ist er nicht" — unterbrach wieder Milo.

„Den ich kenne, no, und Sie kennen ihn ja auch."

„'s Gericht wird ihn auch nächstens beim Kragen packen" — sagte der Amtsschreiber.

„Seine Strixen verdient er — meinte Brindler — aber 'n g'spassiger Kerl ist er halt doch." —

Valerian sang:

„Lass regnen, wenn 's regnen will,
Lass jedem sein' Lauf,
Denn wenn 's genug g'regnet hat,
So hört's von selbst wieder auf."

„Na, und der Handwerksbursch?" —

„ist der Bettler g'wesen, versteht sich. Der Hofbauer sagte mir, er hätt' ihn gleich erkannt, obwohl sein G'sicht und Haar ganz aschgrau ausg'sehen hat. — Da habe ich ihn aber nicht weiter reden lassen und wir gingen in den Segen. Nachher erzählte ich die ganze Sache unter vier Augen dem Herrn Pfarrer, der darüber nicht wenig erschrocken ist. Vor allem anderen, sagte er zu mir, schaffen S' den Menschen von hier fort, sonst besauft er sich am

Ende und plaudert selber die G'schicht aus. Er sitzt drüben im Wirthshaus." —

„Das Fasten ist keine taube Nuss werth" — fügte Milo gleichsam erklärend hinzu. —

Der Schullehre rerzählte weiter: „Ich ging hin zum Herzog. Als ich in die Wirthsstube trete, war die so voll Menschen, dass ich den Burschen gar nicht sehen konnte, nur hören. Die Leute horchten alle hin. Er erzählte der staunenden Menge mit vielen Umständlichkeiten von seinen ausg'standenen Leiden und wie er durch die Krankheit sein ganzes Vermögen verloren hätt'. Betrunken war er noch nicht, das konnt ich an seinem Reden wohl merken, aber 'n Stich hat er schon g'habt. Ich hab mich nun kurz entschlossen und hab' ganz laut g'rufen: Johann Langhof, wenn Ihr mit der Erzählung fertig seid, sollt Ihr so gut sein und nochmal zum Herrn Pfarrer kommen. — Ja, glei' — schallte die Antwort. — Und richtig machte der Mensch seinem Vortrag 'n baldiges Ende. — Er wird gedacht haben, der Herr Pfarrer würde ihm vielleicht noch 'n Geschenk machen. 'n gutes Mittagmahl hatt' ihm die Köchin ohnehin g'geben. — Er drängte sich also recht flink aus der Menge heraus und da er in meine Nähe kam, redete ich mit ihm und führte ihn weg zu mir in's Schulhaus. Da sag' ich ihm nun, dass der Herr Pfarrer eben erfahren hat, welchen Betrug er gespielt hätt' und dass, wenn er nicht in der Stelle auf und davon geht, ich gleich zum Hofrichter gehen und die ganze Sache anzeigen werd'. Ihr werdet dann eing'sperrt — hab' ich ihm gesagt — all das Geld, was Ihr von den Leuten geschenkt bekommen habt, wird confiscirt und was für 'ne Straf' Euch dann noch treffen wird, könnet Ihr Euch schon denken; 's Beste ist, wenn kein Mensch weiter 'was von der G'schicht erfährt. Wenn Ihr fort seid, wird der Herr Pfarrer und ich weiter nichts sagen. — Der Bursche schaut mich

lachend an und sagt: No, wenn 's weiter nix is, geh'n kann i schon und i bin selber froh, wenn i mit heiler Haut aus der G'schicht wieder 'raus komm'; bang is mir eh' schon gnue g'wesen. — Er ging. Ich schaute ihm durch's Fenster nach, wie er sich in den Wald schlich."

Valerian sang wieder dazwischen:

„Drei Tag, drei Tag geh i nit ham,
Drei Tag is Kiritag,
Sonntag, Montag, Iritag,
Drei Tag, drei Tag geh i nit ham."

„Wegen meiner — fügte der Lehrer etwas mürrisch über die so häufigen Unterbrechungen hinzu — 's nimmt Alles 'n End'. —

„Weiter!" —

„Weiter ist nix. Ich bin fertig. Den Leuten hab' ich g'sagt, der Herr Pfarrer hätt' den Menschen bei sich behalten und den andern Tag sollte er vor's Gericht und Aussagen über seine Herkunft und Alles, was ihm passirt ist, machen. So ist die G'schicht, und es kann kein Mensch dafür — so sag' ich — als der Hofbauer."

Valerian sang:

„Es geht ein Comment an unserm Tisch herum, *fididum*" — und Milo secundirte leise und langsam sprechend:

„Die Welt ist mit dem Schein zufrieden, *ergo* thun wir uns *bene*." —

„Der Schenkwirth Herzog ist der Schwiegersohn des Hofbauers — begann nun Brindler — und der hat dabei auch seinen Profit. Wenn so 'n Wallfahrtsort recht in Ruf kommt, so stehen sich die Wirthe auch gut."

„Es braucht aber nicht immer mit 'n Betrug herzugeh'n — entgegnete ihm der Amtsschreiber — es kann ja auch 'nmal wahr sein. Warum sollt' Einer nicht 'nmal auch aus

purem, starkem Glauben g'sund werden? In der Extas' sind Leute auch schon g'heilt worden, was, Herr Bader?"

Der antwortete aber nichts und lächelte nur ironisch. Dagegen sagte Valerian zum Schulmeister:

„Du, Messner der Mutter Gottes, weisst was? komm zu mir morgen und hilf mir Fliegen umbringen."

„Wie so? Warum?" fragte der staunend.

„No, ich hab in meinen Zimmern deren so viel und Du verstehst es, immer zwei mit einem Schlage zu tödten." — Und singend fügte er hinzu!

„Bin 'n geschmeidiger Bue,
Kann mi winden und biegen,
Kann brav sein, nix nutz sein,
Kann beten und lügen."

„Sing' Du auch was, alter Schulsünder! Du bist ja der erste Tenorist auf zehn Meilen in der Runde, wenn Dir auch der Stimmstock schon längst umg'fallen ist."

„Aber was soll i denn singa,
Und wann i nix kann!"

intonirte der Lehrer.

„Du und nix können!" — erwiederte Valerian. — „Bist Du Deine Lebetag nicht genug in den Dörfern mit den Burschen bei Nacht herumg'laufen und hast g'fensterlt. Wirst doch noch von damals die Liedeln kennen. —

„Wenn's da d'rauf ankommt, dann wird Ihnen, 'r Hochwürden, vielleicht auch aus der Studentenzeit manches G'setzel einfallen. Sie kennen ja auch das Sprichwort des Pabstes Martin: Wer nicht liebt Wein u. s. w." —

„Dalk!" brummte der Bader. —

„Ohne dies Trifolium, giebt's kein wahres Gaudium auf dem Erdenrunde."

Milo aber lispelte wieder dazwischen:

„Gäb's nicht Wein und Mädchen, wir
würden Alle, Alle, Alle" — —

„No, was denn?“ riefen die Anderen. —

„In den Himmel kommen!“

„Versteht sich!“ — Und Valerian erhob wieder seine Stimme:

„Je höher die Glocken,
Desto schöner 's Geläut';
Je ferner die Liebste
Desto grösser das Leid.“

Der Lehrer entgegnete:

„I kenn' wohl Eine,
Die g'fallet mir schan.
Ist a rundpauckets Dirnd'l
Von hint' und voran.
Von hint' und voran
Ist's a rundpauckets Dirnd'l,
Und i hör sie brauch't eben
Zum Dutzend noch Oan.“

Milo sprach feierlich:

„Es betet Hafis, merkt auf und sagt Amen!
Ihr Heiligen All', in unserer Zecher Runde:
Herr, gieb uns unser täglich Brod vom Zucker
Eines holdseligen, süssen Mundes.“

Und so ging es weiter fort in diesem Fahrwasser, bis die G'sangeln bezeichnender wurden:

„Alleweil hübsch in der Mitt',
Wär' das Beste, mei Bue!
Der Erst', der macht's Gitter auf,
Der Letzt' macht's zue.
Der gross' Hund beisst den Vordern,
Den Hintern der Kloan,
Aber dem in der Mitten
Traut si' keiner was z' than.“ —

— — — — —

Es war längst Mitternacht, als die Leute mit dem Fasswischen fertig wurden, und Alles so gut als möglich nach Hause ging.

In unserer Liturgie verwenden wir ein dreifaches Glaubensbekenntniss, ein kleines, ein grösseres und ein sehr grosses, d. h. langes, umständliches. Wie dieselben mit einander übereinstimmen, ist eine dogmatische Angelegenheit und für mich von geringem Interesse, weil ich damit — wenigstens für den Augenblick — nichts zu schaffen habe. Mir liegt nur ob, das Eine oder das Andere, oder auch Alle im Laufe des Tages bei Gelegenheit der Chorandachten herzusagen. Das giebt der Kirchenkalender genau an. Je nachdem das Fest des Heiligen ist, wird eines dieser drei Credo gebetet oder weggelassen.

Gegen das ausgedehnteste Bekenntniss, das sogenannte Athanasianische, herrscht so ziemlich bei uns Allen grosse Abneigung, denn es dauert das Abbeten desselben mehr als eine Viertelstunde. Wenn daher der anstechende Hebdomadarius etwa einmal aus Versehen dasselbe beginnt, ohne dass es vorgeschrieben ist, erhebt sich mitten in der Andacht von allen Seiten Widerspruch und muss der Prior das Chorgebet durch sein Machtwort wieder in friedlichen Fluss bringen. Dagegen macht es den zum Chorgebet Verpflichteten ein besonderes Vergnügen, wenn sie einmal dem Prior das Athanasianische Symbolum abdisputiren können und somit um eine Viertelstunde früher fertig werden.

Komisch ist für mich dieser Eifer, abgesehen von der Abwechslung und Störung der gebetlichen Monotonie, weil wir im Grunde genommen doch ganz und gar nichts zu versäumen, sondern vielmehr Zeit übrig haben.

Uebrigens ist es gewiss keine übertriebene Voraussetzung, wenn ich meine, dass von uns Keiner Alles glaubt, was er — namentlich in dem Athanasianischen Bekenntniss — zu glauben laut erklärt. Wer könnte das auch? Wer möchte dazu wohl eine Nöthigung finden? — Die innere Glaubensfreiheit ist ein göttliches, unantastbares Recht des Menschen

und nur das Aussprechen dessen, was man glauben soll oder nicht, lässt sich durch menschliche Gesetze erzwingen oder controliren.

Sonst muss freilich ein Jeder solche Aeusserungen vermeiden, die zu einer Anklage vor dem öffentlichen oder vor einem geheimen Glaubensgerichte Anlass geben könnten. Was er aber innerlich glaubt, ist nicht zu richten. —

Wie ist es aber möglich, täglich laut zu bekennen, was man nicht glaubt? — Das lernt sich. Der alte Prior sagte mir gleich im Anfange des Noviziats: „Ueber Glaubenssachen müssen Sie, um Ruhe und Frieden zu haben, gar nicht nachdenken, das ist leicht und bequem.“ Und so lernt sich's.

Unser Ordensstifter hat in seiner Regel ausdrücklich verboten, am Abend oder vor dem Schlafengehen „die ersten sieben Bücher der heiligen Schrift und die Bücher der Könige vorzulesen, weil — wie sich der heilige Mann schonend ausdrückt — die Lesung der Bibel zu jener Zeit denen nichts nützt, welche schwachen Verstandes sind.“ In der That ist das Lesen des alten Testamentes, wie ich glaube, für uns einsame, lieb- und ehelose Leute etwas sehr bedenkliches, denn der Inhalt ist oft mehr als geeignet, unlautere Bilder der Phantasie hervorzurufen. Und die Phantasie eines Mönchs ist eine gar gewaltthätige.

Wenn Gäste zu Tische kommen, so wird vor und nach dem Essen nur still oder vielmehr — wie ich mir einbilde — gar nicht gebetet. Sind dagegen keine Gäste da, so werden im alternativen Chor hübsche Gebete gesprochen. Ich muss gestehen, dass mir der zweite Fall sehr wohl, der erste aber gar nicht gefällt. Worin soll denn da die Artigkeit gegen Fremde liegen, wenn man nicht betet. Kann man etwa annehmen, dass es ihnen lästig ist unsere Gebete zu hören? Ich glaube nicht. Und wäre das der Fall, dann fände ich erst recht keinen Grund zur etwaigen Schonung.

Wir haben in unseren Brevieren unzählige Gebete aller Art. Wenige sagen mir so zu wie das Tischgebet und das zum Schluss des Tages gebräuchliche sogenannte Completorium.

Wie einfach und sinnig sind z. B. im Tischgebete die Worte des Segens, die der Abt schliesslich spricht: „Mögen wir einst auch zur Mahlzeit des ewigen Lebens gelangen!“ Oder: „Der König ewiger Herrlichkeit lasse uns einst der himmlischen Mahlzeit theilhaftig werden.“ — Wie kindlich klingt es im Munde des ganzen Chors, wenn dieser mit den Worten beginnt: „Aller Augen hoffen auf dich, Herr, du giebst Speise und Trank zur rechten Zeit, du thust deine milde Hand auf und sättigest jedes Wesen mit deinem Segen“; — oder des Abends: „Auch die Armen sollen gespeist und gesättigt werden und sollen den Herrn lobpreisen, dessen sie bedürfen.“ Wie gut hört es sich an, wenn im Schlusschor der Wochenpriester Gott bittet, allen unsern Wohlthätern zu vergelten, was sie uns Gutes gethan haben, oder wenn er das Ganze mit einer Erinnerung an die Verstorbenen schliesst, indem er betet: „Mögen auch die Seelen aller Gläubigen durch die Barmherzigkeit Gottes im Frieden ruhen.“ —

Warum, frage ich immer, sollen Tischgäste derlei nicht anhören? —

Und vor Allem mein liebes: *Tu autem!* wie schön unter-

bricht der Wochner, sobald der Abt das Zeichen giebt, von der Tafel aufzubrechen und zu beten, mit diesem: *Tu autem Domine miserere nobis!* jede Tischunterhaltung, mag sie nun gut sein oder nicht, gelehrt oder ungelehrt, geistreich oder armselig, anregend oder langweilig, angenehm oder verdriesslich. Es wird ihr ein Ende gemacht und eine neue Ideenreihe beginnt für Alle in grosser Eintracht und Ruhe. Das Wörtchen *autem* führt zur Lösung aller Gegensätze.

Da waren vielleicht Zwei oder Mehrere über Tische in einen Wortwechsel gerathen und sind eben auf dem besten Wege, einander Unannehmlichkeiten zu sagen, als der Gebetruf ertönt: „Du aber, o Herr! hab' Erbarmen mit uns!“ Wer da nicht ein wenig in sich gehen sollte, wenn er eben im Begriffe war, etwas Unrechtes zu sagen!

Oder das Tischgespräch hatte vielleicht eine etwas ungeistliche, ausgelassene, eine frivole Wendung genommen und man spricht oder horcht soeben mit einer Art lüsterner Spannung: jener Zuruf bringt Alles wieder in geistliche Ordnung. Unvermerkt überkommt Einen das Gefühl', dass hier eine Taktlosigkeit begangen worden und im Gebet zu sühnen ist.

Hatte sich aber die Unterhaltung um ernste, oder vielleicht gar betrübsame Veranlassungen gedreht, dann passt das *Tu autem* wunderschön auf alles Wehklagen und Seufzen der betreffenden Unglücklichen, auf jedes Raisonniren der Unzufriedenen, auf das Murren der Missvergnügten. „Du aber, Herr, hab' mit uns Erbarmen!“

Nie aber ist mir dieser Stossseufzer lieber und angenehmer zu vernehmen, als wenn ein Paar so eben recht plump, dumm und ordinär in's Zeug hineingeredet haben. Da ist für mich immer Bitte und Erfüllung gleichsam Ein Schlag. Da bin ich mit einem Male von der Qual, zuhören zu müssen, erlöst. Und es wird hier gar oft dummes Zeug geschwatzt.

Es ist Weihnachtabend. Wieder beschleichen mich, wie an allen grösseren Festtagen, Erinnerungen an die bei den Meinen verlebten Tage, Sehnsuchts- und Wehmuthsgefühle aller Art. Sie sind meine Qual. — Der heil. Weihnachtabend als solcher wird hier im Kloster gar nicht gefeiert. Das Abendessen ist das wie an jenen Fasttagen, die einem grossen Feste vorhergehen, nur dass nach Tische diesmal mehrere des jüngeren Geschlechtes bis Mitternacht bei einem Glase Punsch, den der P. Küchenmeister zwar eigenmächtig, aber auf Regimentskosten bereiten lässt, beisammen bleiben, bis um eilf Uhr die grosse' Glocke vom Thurme zum gemeinsamen Matutinum in die Kirche ruft. Darnach hält der Prälat mit aller Feierlichkeit und bei gedrängt voller Versammlung der nahen und fernen Gemeinden das mitternächtliche Hochamt, wobei die gesammte Geistlichkeit mit Ausnahme der Aeltesten und Gebrechlichen zu thun hat. Gegen halb zwei Uhr ist Alles zu Ende; wir schlüpfen in die Betten und sind schon längst wohl eingeschlafen, während Hunderte von Andächtigen noch stundenweit in ihre Gebirgsdörfer durch die dunkle Nacht zu wandern haben.

Das ist die ganze Freude des Weihnachtabends, wie sie unser Einem zu Theil wird. Die Feiertage selbst sind wie andere hohe Feste dem Gottesdienste und dem Schmause geweiht.

Uebrigens muss unser gegenwärtige Prälat, wie die Fama unter den Conventualen behauptet, gerade am Weihnachtabend von einer höchst peinlichen Rückerinnerung heimgesucht werden, die ich mit ihm nicht theilen möchte. Möglich, dass das, was böse Zungen meinen, gar nicht eintritt, dass ihn sein Gewissen gar nicht quält, dass er — ein im Ganzen höchst achtbarer und frommer Mann — die Sache überhaupt ganz anders ansieht als unsereiner.

Als nämlich vor so und so viel Jahren der durch Tod

erledigte Prälatensitz aus freier Wahl des Capitels neu besetzt werden sollte, waren zwei Candidaten für denselben vorhanden, der jetzige Prälat, damals Pfarrer, und dann ein sehr beliebter Mann, der damalige Prior. Die Partei des Letzteren war etwas zahlreicher und man zweifelte nicht, dass er gewählt werden würde. Da sollen nun — wie von älteren Geistlichen öfter erzählt wird — einige Vertraute des ersteren Candidaten verabredetermassen am Weihnachtsabend den Prior — wer weiss wie — so trunken gemacht haben, dass er bei der Feier des mitternächtlichen Hochamtes kaum auf den Füssen stehen und endlich bei Ertheilung des Segens die Monstranz ohne Unterstützung der Assistenten nicht halten konnte. Das war so auffallend und wurde vielleicht so auffallend gemacht, dass die dem Altar zunächst stehenden Laien es ärgerlich bemerkten und am andern Tage überall davon redeten. Die Sache wurde endlich so böse und das Gerede des Volkes so gross, dass nun an eine Wahl dieses Mannes nicht mehr gedacht werden konnte. Sie traf den andern Candidaten. Das Geheimniss des gelungenen Manoeuvers aber war bis zum Wahltage glücklich bewahrt worden.

Zwar hat dieser Erfolg viel gekostet — so wenigstens schätze ich denselben und ich kann auch nicht gut die essentielle Wahrhaftigkeit dieser Sage bezweifeln — ein braver Mann ist irgendwie fast entehrt, eine ganze Gemeinde von Gläubigen um ein gutes Stück mehr demoralisirt worden; das Ansehen des Klosters hat dabei verloren und selbst der Sieger für immer einen wunden Fleck in sein Herz erhalten: aber die Herrschsucht, der Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Intrigue haben gesiegt. Ich weiss nicht, ob ich einst anders darüber urtheilen werde, heute verdamme ich die ganze Geschichte und möchte sie an mir selber nicht erlebt haben.

Das sind eigentlich Nebengedanken, die mir da in unangenehmer Weise in den Sinn kommen. Was mich aber

heute, als am Weihnachtabend, besonders wehmüthig stimmt, ist die Erinnerung an meine Jugendtage, ich sage nicht Kindheit. —

In der Kindheit hatten wir, ich und meine Schwestern, auch keinen Weihnachtbaum, denn die Bescheerung fand immer schon am Abende des fünften December, als am Vorabende des Nikolausfestes, statt. Der heilige Bischof Nikolaus ist nach uraltem Volksglauben Patron der Kinder und verleiht ihnen Freuden und Gaben der Liebe. Bei Kindern armer Leute, wie wir waren, machte sich die Sache immer höchst einfach. Am Abende vor dem Schlafengehen wurden die am Tage getragenen Schuhe und Strümpfe zwischen den Doppelfenstern an einer passenden Stelle in der Art angebracht, dass die Oeffnungen sich so gross und einladend als möglich darstellten. Am Morgen wurden wir bei Tagesdämmerung geweckt, sprangen aus den Betten und ohne uns erst anzukleiden an das Fenster. Da fanden wir denn die Bescheerung; die unappetitlichen, uns aber nicht im mindesten genirenden Gefässe waren voll von Zuckerwerk, Aepfeln und Nüssen; grössere Lebkuchen, Spielzeug, Kleidungsstücke, Schulsachen lagen ohne besondere Anordnung dabei. Die Freude war natürlich immer gross. Manchmal steckte im Stiefel noch eine weiss gepuderte, mit Goldflitter gezierte, nichts desto weniger aber hässliche Ruthe als drohendes und zugleich strafendes Symbol, dessen sich der Bescheerte — und das war gewöhnlich ich — lange Zeit zu schämen und wofür er viele Neckereien von Seite aller Andern zu ertragen hatte. Das sind die Erinnerungen aus meiner armseligen Kindheit.

Kindern reicher Leute brachte die altkatholische Sitte damals am Nikolausfeste zwar eine Abwechslung in dieser Art der Bescheerung dar, aber sie erreichte niemals den Zauber eines Christbaumes, obgleich sie eindringlich und auf-

regend genug war. Der heilige Nikolaus erschien da nämlich in höchst eigener Person am Vorabende seines Namensfestes, um an gutgeartete Kinder die betreffenden Geschenke auszutheilen und ungehorsame von dem ihn begleitenden Teufel bestrafen zu lassen. Er kam in kostbarem Bischofsornat mit Infel und Stab, das Antlitz schön geschminkt, die Haare und den langen Bart ehrwürdig gepudert. Feierlich schritt er einher, umgeben von zwei so schön als möglich gekleideten und geschmückten Engeln, welche die reichen Gaben trugen. Erhebend und hold war die ganze Erscheinung und dennoch zitterten und bebten die kleinen Kinder. Die sich nicht recht sicher fühlten, pflegten ein Versteck aufzusuchen. Warum? — Hinter dem heiligen Bischof wand sich wie ein Ungethüm der Gottseibeiuns, wie er leibte und lebte, rasselte mit der Kette und schwang eine lange Ruthe oder eine grosse Mistgabel. Die beiden Hörner auf dem schwarzen Kopfe, die weissleuchtenden, zornig rollenden Augen, die aus dumpf brüllendem Munde hängende rothe Zunge, der nachgeschleppte lange Schwanz verfehlten niemals ihre Wirkung auf das Kindergemüth. Doch lief der heilige Spuck in der Regel ganz glücklich ab. Die unartigen Kinder kamen meist nur mit der Angst davon. Es wäre auch gefährlich gewesen, die Einschüchterung noch weiter zu treiben. Der heilige Bischof hiess den Teufel sich stille verhalten, hielt eine Ansprache oder Mahnrede, liess sich allenfalls von dem oder jenem Kinde irgend eine Katechismusfrage beantworten oder Schularbeiten vorzeigen und theilte dann die Geschenke aus. Der Teufel machte sich inzwischen davon, um im Hause herumzurumoren, Erwachsene, die seiner spotteten, wie Pollicinell die Masken zu prügeln u. s. w. Namentlich hatte er es dabei auf Dienstmädchen abgesehen.

Da derlei Erinnerungen nur theilweise von eigenen Erlebnissen herrühren, so sind sie jetzt ohne alle Wirkung auf

meine Stimmung. Sie sind nicht erheiternd, machen aber auch nicht melancholisch. Was mich eben bewegt, ist der Gedanke an das Fest des Weihnachtbaums, welchem ich alljährlich in meiner Studienzeit beizuwohnen die grosse Freude hatte. Als auserwählter College und Busenfreund des Sohnes einer angesehenen und wohlhabenden Familie wurde ich auch immer zu der in ihrem Kreise stattfindenden, glänzenden „Christbescheerung“ eingeladen. Ganz abgesehen von den schönen und brauchbaren Gaben, die für mich abfielen, hatte ich da immer einen meiner glücklichsten Abende verlebt. Der Umgang mit allerhand grossen und kleinen Menschen, die einander in Liebe und Freundschaft Geschenke machten, der Anblick seliger Kinder und glücklicher Eltern, der Genuss des Segens einer thatsächlichen Christlichkeit und Bildung — das beglückte mich wie jedes andere, absonderlich empfängliche Gemüth. —

Hier im Kloster ist dieser Abend kalt und leer. Da ist einmal wahre Armuth, wohin man die Blicke richten mag. Da giebt es ehrwürdige Väter, aber keine glücklichen Eltern, keine seligen Kinder; da giebt es keine Freundschaft und keine Freundlichkeit. Es ist Alles starr und eisig.

Den ganzen Nachmittag war ich einsam im schneebedeckten Walde umhergestiegen; jede kleine Tanne mit ihrem Schneekleide hatte ich mir angesehen wie einen Weihnachtbaum im Sterbekleide, ohne Licht, ohne Leben, ohne Liebes- und Freundschaftszeichen, wie ein Bild des Klosterlebens. Dann kam der traurige Abend.

Uebrigens machen sich die ehrwürdigen Väter hier noch immer ganz unrichtige Vorstellungen von der Symbolik des Christbaums und sind — wie ich aus einem Mittagsgespräche entnehme — sehr geneigt, das Ganze für ein Stück eingeschmuggelten Heidenthums zu halten. Da kam nämlich die Rede auf winterliche Familienfeste und auch auf die Sitte,

einander bei Gelegenheit der Weihnachten, des Nikolaus- und Neujahrstages zu beschenken. Der in Norddeutschland allgemein gefeierte Weihnachtabend wurde als zum Lutherischen Cultus gehörig angesehen und die Erleuchtung von Tannenbäumen heidnischem Ursprung zugeschrieben. Eine richtige christliche Symbolik des Christbaums wollte Keiner anerkennen. Es wurde hin und her gestritten und gerathen, bis Einer, der belesener ist, als die Andern, sie auf eine richtigere Anschauung zu führen wusste. Das Gespräch hatte aber damit auch sein Ende. Merkwürdig sind mir jedoch einige widerstreitende Aeusserungen der hochwürdigen Herren.

„Die Lutherischen haben ohnehin soviel Heidenthum in ihrem Glauben, dass es ihnen gar nicht darauf ankommt, auch den Weihnachtbaum mit hineinzunehmen" — meinte der Eine. „Das ganze Weihnachtfest ist ja gar nichts anders als die Wiederholung des uralten Lichtfestes beim Eintritt der Sonnenwende" — entgegnete ein Anderer.

„No ja, das haben die alten Heiden den Christen nachg'macht, die das Licht der Erlösung in der Geburt des Herrn feiern." —

„'s kann auch umgekehrt gewesen sein. 's kommt halt immer d'rauf an, wer ehender da war, die Christen oder die Heiden."

„Der Knecht Ruprecht der Lutherischen is auch g'wiss nichts anders als 'ne andre Mode vom Teufel, der mit 'n Nikolo ankommt."

„Den Teufel haben die Christen nit von Römern oder Griechen her, der is nur bei uns d'ham."

's is ganz in der Ordnung a so. 's Christenthum braucht auch seinen eigenen Teufel."

„Na, und den grünen Tannenbaum als Weihnachtbaum können die Griechen und Römer a nit z'erst g'habt haben, das is ja 'n deutscher Baum."

„Warum nit gar! Was Sö plauschen! 's wird wohl noch anderwärts a' Tannen geben.“

„Es braucht dabei nicht gerade an eine deutsche Tanne gedacht zu werden. Warum wollen Sie nicht jede Art Weihnachtbaum mit seinen brennenden Lichtern und mit den vielerlei Liebesgaben für ein Bild des neuen und wahren Baumes der Erkenntniss ansehen, der bedeuten soll, dass durch die Geburt Christi das verlorene Paradies wieder geöffnet ist? Ich meine, dass darin sehr tiefer, ächt christlicher Sinn verborgen liegt.“

's kann schon sein! — beschloss dann Einer das Gespräch, aber es hörte sich fast ärgerlich an. Man fing von etwas Anderem an. —

Ueberall, wo hohe Herren sich durch ihre Kammerdiener beeinflussen lassen, ist es ein Ereigniss, wenn der Herr seinen Diener wechselt. Von unserem Prälaten wird zwar nicht behauptet, dass er seinem dienstbaren Geiste irgend einen Einfluss gestatte, aber als ein Ereigniss wird es doch angesehen, dass er einen Andern nimmt.

Seine Gnaden haben die Gewohnheit, sich zum Leibdiener immer einen Schulgehülfen von einer der Stifts-Patronatschulen auszuwählen und ihm dann, wenn derselbe mehrere Jahre treu und zur Zufriedenheit gedient hat, irgend eine vacant gewordene Lehrerstelle zu verleihen. Das ist auch jetzt der Fall. Der Kammerdiener wird selbstständiger Lehrer werden und ein anderer Aspirant tritt eben in seine Stelle. Der Wechsel wird nicht bedauert, denn der Abgehende ist ein Klatschmaul.

Uebrigens hat diese Gewohnheit des Prälaten, die sonst

ihre guten Gründe haben mag, wahrscheinlich Veranlassung gegeben, dass einmal in einer Spottschrift, die in Hamburg oder sonstwo erschien, u. a. behauptet wurde, in Oesterreich mache die Geistlichkeit aus ihren Bedienten Schulmeister. Umgekehrt wäre es richtiger gesagt, aber darum doch noch nicht genau gewesen.

Einen Officialen, der sich einmal im Amte oder vielmehr in der Gunst des Prälaten festgesetzt hat, daraus zu verdrängen, wenn sein Gebahren oder Auftreten den Mitbrüdern missliebig ist, gehört zu den reizendsten und interessantesten Intriguen des Klosterlebens. Obwohl ich hier noch nicht sehr alt geworden bin, habe ich doch schon einige Fälle der Art erlebt und mit angesehen, mit welcher Ausdauer sich dabei die brüderliche Cabale ihrer grossen Aufgabe hinzugeben pflegt.

Dieser Tage habe ich nun selber davon gekostet, indem ich mich einem derartigen Unternehmen anschloss. Es galt den so ziemlich allgemein unbeliebten Longinus in seiner Stellung als Stifts-Kämmerer zu erschüttern. Zu einer offenen Anklage vor dem *forum* des Abtes lagen genug und sogar triftige Gründe vor. Dennoch glaube ich, dass wir, die Ankläger, damit nichts weiter ausgerichtet haben, als einen sehr unbequemen Verdacht auf uns selber zu werfen.

Der Prälat benahm sich sehr ruhig und besonnen. Er hatte es auch leichter als die Kläger. Er darf bei Gelegenheit von Zwistigkeiten seiner Untergebenen nicht nur nach seinem persönlichen Ermessen frei urtheilen und handeln, es steht ihm darin auch die Ordensregel hilfreich zur Seite. Auf sie kann er sich berufen, mag er nun für den Ange-

klagten oder Ankläger oder auch für keinen von beiden Partei nehmen. Auf sie beruft er sich auch, wenn er selbst einen ungerechtfertigten Machtspruch thun will; dadurch hält er jeden Schein von Willkür oder Eigensinn von sich fern.

Die Regula schreibt nämlich in diesem speciellen Falle vor: (§. 65) „Wenn ein Vorgesetzter (Official) lasterhaft erfunden worden oder von aufgeblasener Hoffart getäuscht als Verächter der heiligen Regel sich erweisen sollte, werde er erst bei viermal ermahnt. Wenn er sich nicht bessert, verfalle er der Disciplinar-Strafe nach Massgabe der Regel. Wenn er sich dann auch noch nicht ändert, soll er von seinem Amte entsetzt und ein Würdigerer an seine Stelle gesetzt werden.“

Natürlich kann ein Prälat nach freiem Ermessen diese Procedur abkürzen oder verlängern. Das allergewöhnlichste erste und das allernatürlichste ist, dass derselbe den Anklagen oder Beschuldigungen sein volles Misstrauen entgegensetzt. So ging es auch hier. Drehpunkt dieser mir jetzt sehr verdriesslichen Angelegenheit ist die Stiftsköchin, ein gar dicker, fetter, gewichtiger Punkt. Das abhängige Verhältniss, in welches der Kämmerer, weiss Gott wie und wann, dieser Person gegenüber gerathen und fest verwickelt ist, macht sie übermüthig und lässt sie ihren weibischen Launen sich ohne *gêne* hingeben. Sie hat sich nun nicht nur bis zu einer Art tyrannischer Oberherrlichkeit über sämmtliche Dienstleute, männliche wie weibliche, aufgeschwungen, sondern versucht sich auch in allerhand Malicen gegen einzelne Geistliche, namentlich jüngere, wenn sie sich ihrer Huld nicht zu erfreuen haben.

Leider sind wir Alle in einigen kleinen Bedürfnissen auf die Küchenleute angewiesen. Bald brauchen wir ausser dem Frühstück eine Tasse Thee gegen Unwohlsein, bald Chocolade, Milch u. s. w. Wenn wir einen Gast bewirthen wollen,

bedürfen wir vollends der besondern Unterstützung seitens der Küche. Da giebt es dann manche kleine Aergerlichkeiten. Die grösste aber ist, dass „die Dicke“ sich erlaubt, den seelenguten Amoros, ihren Chef, der sich unsrer annimmt, auf jede mögliche Art zu quälen und ihm sein Amt schwer und widerwärtig zu machen. Wo das schliesslich hinaus soll, ist leicht zu errathen.

Es ist aber an sich schon empörend, dass so ein Weibsbild in einem geistlichen Hause das Regiment zu führen versucht.

Eines Morgens sitze ich an meiner Staffelei und entwerfe die Skizze zu einem Genrebildchen, als Valerian und Benignus ganz aufgeregt in's Zimmer treten und mir mittheilen, dass sie eben auf dem Wege zum Prälaten seien, um „die Dicke“ und „den Langen“ überhaupt zu verklagen und insbesondere das Verhältniss, in welchem Beide zu einander stehen, aufzudecken. Die Erbitterung gegen Beide wäre durch zwei Vorfälle, über die sie sich soeben Gewissheit verschafft haben, zur Reife gebracht.

Natürlich zögerte ich nicht einen Augenblick, ihrer Aufforderung zu entsprechen und mich ihrem Unternehmen anzuschliessen. Wir richteten aber — wie gesagt — eigentlich gar nichts aus. Valerian, der vor dem Prälaten als unser Senior das Wort führte, war zu sehr aufgeregt, zu eifrig und unruhig, um die ganze Sache nicht zu verderben und den Erfolg ganz zweifelhaft zu machen.

Der Prälat hörte ihn ganz ruhig bis zum Ende an, versprach die Angelegenheit genau zu untersuchen, gab uns aber schliesslich einen ganz derben Verweis für unsern „unzeitigen Eifer“ und „das Bestreben, noch mehr Hader im Hause anzurichten, als ohnehin schon da ist.“

Auf dem Heimwege kam uns selber das Gefühl an, dass

hier der gerade Weg weder der kürzeste, noch der beste gewesen sei, und es reute uns der gemachte Schritt, weil uns nun ein weiteres Vorgehen in der Sache abgeschnitten ist.

Kann ein Priester während der heiligsten Amtshandlung auch boshaft sein? Kann er bei Verrichtung des grössten der religiösen Geheimnisse daran denken, seine Brüder anstatt zur Andacht zum Aerger zu reizen? Kann er überhaupt, anstatt zu beten, seinem stillen Vergnügen nachhängen? — Fast möchte man sagen, ein Priester könne das Alles.

Indessen giebt es doch sehr viele unter den mir bekannten Geistlichen, von welchen ich zu bezeugen mich getraue, dass sie unter keinerlei Umständen das zu thun im Stande wären, was P. Cölestin zuweilen thut. Wenn an ihm die Woche ist, die Convent-Messe zu lesen, die immer unmittelbar nach dem Chorgebete statt hat und der alle dazu Verpflichteten bis zum Ende beiwohnen: dann pflegt er die sogenannten Memento's in einer Weise auszudehnen, dass alle anwesenden Geistlichen dabei mehr oder weniger die Geduld verlieren. In der heiligen Messe wird nämlich in zwei Gebeten der Lebenden und Verstorbenen besonders gedacht, vor der Wandlung der Ersteren, nach derselben der Letzteren. Beide Gebete sind kurz, aber mitten in denselben ist je eine Pause für den stillen Gedanken des Betenden gestattet, deren Länge oder Kürze dem Bedürfniss und Belieben anheim gegeben ist.

Diese Pausen nun macht Cölestin dadurch zu einem Gegenstande des Aergers und Verdrusses, indem er, sich in den Altar vorbeugend und den Kopf an die gefalteten Hände lehnend, gleichsam einschläft und jene Pause, die

sonst kaum eine halbe Minute dauert, in langweilige Viertelstunden ausdehnt. So lange Bewegung am Altar und Fortschreiten einer Handlung zu sehen ist, wird selbst die langweiligste Ceremonie erträglich sein, nicht aber, wenn ein längerer Stillstand eintritt, wie hier. Ausserdem ist es uns Geistlichen zur Gewohnheit geworden, dem Kirchendienste nicht mehr Zeit zu widmen, als die Gesetze uns vorschreiben: im Gegentheil sind wir gerade da mit der Zeit so sparsam als möglich.

Nun diese Langweiligkeit, der man ruhig zusehen soll und von der man weiss, dass sie aus boshafter Absicht hervorgeht!

Wie das mich und mehrere Andere peinigt, die wir nicht so sehr in Andacht versunken sind, um Alles um uns herum vergessen zu können — lässt sich gar nicht sagen. Man weiss, dass der Mann nicht betet und nicht meditirt, denn damit müsste er bald fertig sein; man denkt vielmehr, dass er sich im Stillen über den Aerger seiner Brüder freut; man weiss ferner, dass er sonst, wenn er Messe liest, solche Memento's nicht macht und dass nur allein die Conventmesse dazu auserwählt ist; man kennt ihn als einen überhaupt boshaften alten Mann auch von andersher: um so mehr ärgert man sich. Ohnehin ist das Anhören der Conventmesse für Priester, deren jeder seine eigene Messe schon gelesen und — so zu sagen — des Guten und Heiligen schon genossen hat, eine sehr drückende Verpflichtung. Nun soll er noch im Winter in der eiskalten Kirche einer Scene beiwohnen, die ihm durch ihre Leere und Unbeweglichkeit die Minuten des Wartens zu kleinen Ewigkeiten macht.

Ich blicke dahin, dorthin und sehe überall Ungeduld und Verdruss in den Mienen. Selbst der geduldigste von uns Allen, der P. Prior schüttelt ab und zu das Haupt, als wollte er sagen: Unbegreiflich! Unglaublich! — Hier brummt Einer

hell laut auf, dort macht ein Anderer alle möglichen Geberden des Verdrusses. Alle sind missvergnügt. Nur der Abt scheint im Gebete so vertieft zu sein, dass ihn auch das nicht stört. Und dieser Priester am Altare lacht vielleicht in sich hinein über den Aerger der Anwesenden. Vor seinem Gott thut er das. Welch ein Priester! Welch eine heilige Handlung! Und so Tag für Tag eine ganze Woche lang! —

Eines Tages konnte sein Nachbar bei Tische, der Tiroler, nicht an sich halten und liess seinem Unmuth freien Lauf.

„Bei der Kälte könnten Sö wohl 'n Einsehen für uns haben und Ihre langweiligen Memento's abkürzen. Denken thun Sö sich doch nichts anderes dabei, als d' Leut' zu ärgern. Unser Einer friert sich ja ganz zu Schanden. Sö können 's leichter aushalten mit Ihren fünfzehn Westen: aber es hat 'n Anderer nicht so viel Zeug auf 'm Leib und muss sich erkälten."

Jener aber lachte recht herzlich und antwortete: „No, Sö kann gar net frieren, weil S' nur aus Haut und Knochen san; der Frost geht mehr in's Fleisch."

„Fleisch oder Knochen, entgegnete der Tiroler, frieren thut Einen immer. Mit 'n Fett können Sö auch nicht prahlen."

Darauf ergab sich ein Wortwechsel über Fettigkeit und Magerkeit, in welchem Einer dem Andern nichts schuldig zu bleiben sich bemühte und Hieb auf Hieb, Schlag auf Schlag versetzte, bis der Prälat mit einem Messer auf den Tisch klopfend Ruhe gebot.

Dieser Wortwechsel zeigte mir übrigens wieder einmal die Taktik des Zankens, wie sie hier bei Tische gehandhabt zu werden pflegt. Ohne allen Lärm, mit möglichst ruhiger Miene und in einem nicht ganz unfreundlichen Tone giebt Einer dem Andern seinen Aerger, seine Bissigkeit oder gar

seine Verachtung zu erkennen und einem fremden, etwas entfernter sitzenden Gaste dürfte es oft schwer werden, das ganze Gewicht eines solchen Zankes zu ermessen.

Mit den erwähnten „fünfzehn Westen“ hat es folgendes Bewandtniss: Da Cölestin noch Stiftskämmerer war, zeigte er sich — wie man sich erzählt — viel geselliger und zugänglicher als später in den Tagen seiner Zurücksetzung und des zunehmenden Alters. Eines Abends sass er mit noch Einigen beim Glase Punsch und Alle waren guter Dinge. Er wurde vielfach wegen der sehr verdächtigen Corpulenz seines Oberkörpers geneckt und da es ihm Spass zu machen schien, rückte man ihm näher auf den Leib, ihn zu untersuchen. Guter Laune, wie er war, liess er es geschehen, dass man ihm nach und nach alle Oberkleider bis auf das Hemde aufknöpfte. Man zählte vierzehn Stücke verschiedener Art, Westen, Jacken, Brustflecke, die er alle über einander auf dem Körper trug. Natürlich erregte diese eigenthümliche Art sich zu kleiden und gegen Erkältung zu schützen nicht nur allgemeine Verwunderung, sondern auch grosse Heiterkeit, die sich schliesslich in allen möglichen Spöttereien ergoss. Aber welches Staunen ergriff Alle, als der Westenmann am andern Tage lachend sagte, es freue ihn nur, dass sie die lederne Weste, die fünfzehnte, welche er unter dem Hemde trage, nicht entdeckt haben.

Von der Verwöhnung dieses Mannes erzählt man sich noch ein anderes Beispiel. Er fuhr im heissen Sommer in Amtsgeschäften zu einem Verwalter, bei dem er zahlreiche Gesellschaft von Bekannten und Nachbarn vorfand. Als er in dieselbe eintrat, trug er einen dicken Reisepelz über seinem Rock und Alle fielen ihn an, wie er es bei der Hitze in einer Wildschur aushalten könne. Er aber lachte tüchtig und sagte: „Wenn eng das z'viel ist, so geht's nur runter; in meinem Wagen liegt noch 'n zweiter Pelz, den ich mir

exprè mitg'nommen hab' für den Fall der Oan nicht ausreichen thät'."

Ein komischer Mann! Wenn er nur nicht so boshaft wäre!

Der Pörtner hat den Auftrag erhalten, jeden Abend, nachdem er die Conventpforte geschlossen und den Schlüssel im Priorat abgeliefert hat, alle Fenster im Parterre des Kreuzganges von innen gut zu verriegeln. Auch wird das kleine Höfchen, in welches hinaus jene Fenster führen, durch eine neue Gatterthür vom grossen Hofe abgesperrt werden. Die Massregel soll dadurch veranlasst sein, dass Jemand bei nächtlicher Clausur durch jene Hof-Fenster Ausgang genommen habe, um — der freien Nachtluft zu geniessen, was doch nicht erlaubt und schädlich ist.

Mein monotones Dahinleben ist heute ein ganz klein wenig dadurch unterbrochen worden, dass mich der Prälat zum Katecheten einer der vom Stifte entlegeneren Filialschulen ernannt hat, also zu einem Aemtchen, das aber nicht viel auf sich hat. Eigentlich gehört diese kleine Schule in das Bereich des Stifts-Cooperators, gegenwärtig P. Benignus, meines älteren Collegen; derselbe hat sie auch bisher versehen. Nun aber hat man sie mir zugewiesen, nicht als ob P. Benignus damit zu viel beschäftigt und belästigt gewesen wäre, sondern, wie ich glaube, um mir doch auch so etwas wie von Amtswegen zu thun zu geben.

Die gegenwärtige Aufgabe wäre genau genommen, in

der Woche zweimal in das ferne Dörfchen zu wandern und je eine Stunde in jeder der zwei Schulabtheilungen den Bauersprösslingen „Religionsunterricht“ zu ertheilen, d. h. den Katechismus, so gut es eben möglich ist, zu erklären und einzuüben. Der dortige Schullehrer ist aber — wie Benignus versichert — jeder Zeit bereit, wie er bisher gethan, die grössere Hälfte des geistlichen Geschäftes mit dem seinigen zu vereinigen und das Einlernen der Glaubensartikel zu besorgen. Dafür bekommt er ab und zu eine Anweisung auf Conventwein und die wird ihm auch meinerseits mit Vergnügen gegeben werden, denn das Einüben des Katechismus, worauf es am Ende ganz allein ankommt, ist bei den so gar schrecklich dumm-blöden Bauerkindern gewiss eine höchst beschwerliche Sache. Der Lehrer hat dabei den Vortheil, die heiligen Lehren nöthigenfalls einbläuen zu können, während das von Seite des hochwürdigen Katecheten unmöglich ist. Ausserdem würde es der ohnehin knapp salarirte Mann als eine unverdiente Schmälerung seines Einkommens ansehen, wenn ich etwa in jugendlichem Amtseifer die Mühe ihm abnehmen und selbst tragen wollte.

Das betreffende Dorf hat eine nur kleine Schule. Die 58 Familien liefern 18 schulfähige Kinder, von denen aber wieder die Hälfte häufiger die Viehweide als den Unterricht besuchen. Die Bauern haben hier das eigenthümliche Princip, den Kindersegen, so viel an ihnen liegt, auf das möglich geringste Maass zu beschränken. Zwei Kinder zu haben ist genug, lieber mehr Rinder. Drei oder mehr Nachkommen hat nur ein Taglöhner oder der Gemeindehirt, aber kein ordentlicher Bauer. Die Dorfgemeinde zählt daher auch eben auf 18 schulfähige Kinder, 140 Stück Hornvieh, 150 Schafe und 65 Schweine.

Im Ganzen stört dieses mir übertragene Amt den Gang meiner Privatbeschäftigung gar nicht, ja ich finde darin eine

angenehme Abwechslung und Erfrischung, die Stunde Weges durch die Berge hin und her zu wandern und nachzusehen, was denn die lieben Kinderchens Neues gelernt haben.

An jedem dritten Sonntage ist es ferner meines Amtes, in der kleinen Kirche desselben Dorfes Messe zu lesen und eine viertelstündige Predigt zu halten. Eine alte Fundation will es so und beziehe ich für meine Mühewaltung je ein Seitel Wein. Ab und zu bringt mir irgend ein Gemeindemitglied einen Gulden-Schein als Messstipendium. Frauen sind in dieser Beziehung die gewöhnliche Kundschaft. Die sogenannten Bittgroschen, die für je ein „Vaterunser“, nach der Predigt zum Heil eines Verstorbenen zu sprechen, gezahlt werden, bringen nicht viel ein, da immer der Ertrag mit dem Schullehrer, der zugleich Messner (Kirchendiener) ist, getheilt wird.

Es ist wieder Fastenzeit; eine schöne Zeit, denn es bricht eben der wonnige Frühling an. Die Natur von Tag zu Tag aufleben zu sehen, welches Glück für uns Menschen, welches für uns Klösterlinge! Diese dem Gewissen des gemeinen Volkes durch das Fastengebot so peinlich gemachte Wonnezeit ist für mich eine der allerschönsten. Meine Adern durchrieselt abwechselnd bald unbeschreibliches Wohlgefühl, bald erfrischende Sehnsucht nach unbekannten Glückseligkeiten. Es sind herrliche, freudenvolle Tage. Milde Lüfte, wärmliches Wetter, klarer Himmel und ein entzückender Duft aus Feld und Wald! Dazu singen die Vögelschaaren so fröhlich, so lockend: man möchte in den Jubel mit einstimmen.

Mir aber fehlt zu meinem Glücke eben nichts Geringeres als die Freiheit, mit den Vögeln des Waldes fortfliegen zu dürfen und festliche Loblieder zu singen.

Das ist zugleich die Zeit der Trauer in der Kirche. Mit grauen Tüchern sind alle bunten Bilder und die Altäre verhüllt; Blumen und Schmuckwerke aller Art sind entfernt; Alles mahnt an den Sühnetod des Erlösers, an Busse und Reue, an Entsagung und Schmerzen. Frühlingszeit, Fastenzeit, für die Gläubigen, besonders ärmeren und darum gewissenhafteren, eine durch das grosse Fastengebot ängstliche Zeit! Sie macht den Gläubigen doppelte Sorgen, die unsereinem ganz und gar fremd sind; einmal die alltäglichen, für sich und die Angehörigen den nothwendigen Lebensunterhalt herbeizuschaffen und wenn man gut kirchlich gesinnt ist, die andere, alle geistlichen Enthaltsamkeits-Vorschriften so genau wie möglich zu beobachten.

Das Volk soll nämlich die fünf Kirchengebote ebenso, wo nicht noch mehr, respectiren wie die zehn Gebote vom Berge Sinai und das Fastengebot soll alle Andern überragen. So glaubt man wenigstens in den einzelnen Familienkreisen. Da sind es dann besonders die Weiber, denen die Frage schwer auf's Herz fällt, wie und was sie kochen, auf welche Art sie zwischen allerhand Klippen, als Noth, Vorrath, Geldmitteln, kirchlichen Anordnungen, ehelichem Frieden u. s. w., hindurch segeln sollen, ohne — wie sie beständig fürchten — Seelenschiffbruch zu leiden. Die Männerwelt ist in Bezug auf die den ganzen Haushalt durchschneidenden kirchlichen Speisenverbote gewöhnlich laxeren Sinnes und stimmt da mit dem Weibervolke selten überein. Das giebt Differenzen um des lieben Essens willen, die in andern Jahreszeiten nicht vorkommen. Bei den niederen Classen giebt sich der Mann, wenn er dessen überhaupt fähig wäre, nicht erst die Mühe, das ängstlich bewegte Gemüth der Frau zu trösten oder zu beruhigen, sondern er schimpft und flucht, während sie vor dem Beichtstuhl zittert.

So habe ich als junger Seelsorger katholischen Frühling

erlebt, eine Vorbereitung zum Feste der Auferstehung des Herrn. Wie grell ist der Abstand einer solchen Fastenempfindung von dem wonnigen, lieben, schönen Frühlingsgefühl! Ich wende mich von jener ab und lasse mich von diesem so ganz und gar beleben, dass ich vergesse, ein armseliger Mönch zu sein.

Nun ist der Prälatenköchin, wie mir eben Benignus mitgetheilt hat, doch der Dienst gekündigt worden und das Weiberregiment hat somit sein Ende. Hoffentlich wird sich kein neues etabliren. Das dicke Frauenzimmer soll wüthend sein und mit allen möglichen, gar nicht artigen Redensarten die Luft erfüllen, um ihrem Verdruss Ausdruck zu geben. *Habeat sibi!*

Aber auch der Lange soll sich dahin geäussert haben, dass er sich die erste passende Stelle, die aussen in der Seelsorge offen wird, erbitten werde. Augenblicklich ist keine Pfarrstelle leer. Auch ist keiner der bedeutenderen Pfarrer krank oder kränklich, um Aussicht auf einen nahen Abgang zu gewähren.

Erhält aber der Lange eine Pfarrei, dann muss er die Dicke als Wirthschafterin zu sich nehmen. Die lässt ihn nun nicht mehr frei. Wer sich dem Teufel verschrieben hat, den holt er, sei es früher oder später.

Meinen einst auf der Universität so grossprahlerisch ausgesprochenen Entschluss, in meinem Leben nicht wieder zur Priesterbeichte zu gehen, hat die Nemesis auf die empfindlichste Weise zu erreichen gewusst: ich bin jetzt selber

Beichtvater und treibe damit ein Geschäft, das, an sich schon beschwerlich, nicht leicht Jemandem odioser sein kann, als es mir ist.

Ausserdem schreiben die bischöflichen Anordnungen vor, dass jeder Priester, sei er auch selber Beichtvater, jährlich wenigstens einmal und zwar zur österlichen Zeit (in der sogenannten Charwoche) vor einem Seinesgleichen ein vollständiges und reumüthiges Sündenbekenntniss ablege. Würde er es unterlassen und käme die Sache zur Kenntniss der geistlichen Behörde, so träfe ihn sicher harte Disciplinarstrafe und er brächte sich ausserdem in den für Geistliche noch immer höchst gefährlichen Verdacht der Ketzerei.

Gebeichtet muss also einmal doch noch werden. Da es aus keinerlei innerem Bedürfnisse hervorgeht, so ist es für mich ein Stück widerwärtiger, auf das Minimum von Pflichtmässigkeit reducirter, leerer und doch nicht ganz leichter Formalität, die ohne alle moralische Nachwirkung bleibt. Pure Heuchelei!

Unser Ordensstifter scheint bei Abfassung der Mönchsregel von einer sakramentalischen Ohrenbeichte, die einem vom Bischof dazu geweihten Priester abzulegen ist, nichts gewusst zu haben, denn er spricht nicht nur nicht davon, sondern ordnet etwas an, das zwar auch eine Art Beichte darstellt, aber doch in seinem ganzen Wesen der Priesterbeichte entgegengesetzt ist. Der 47. Paragraph der heiligen Regula schreibt nämlich vor:

„Wenn Einer bei was immer für einer Arbeit, in der Küche, im Keller, im Dienste, in der Pistorei, im Garten, in irgend einer Kunst, die er treibt, oder wo immer etwas versieht, zerbricht, verliert, oder sonst einen Fehler begeht; und wenn er nicht alsobald vor den Abt kommt, in der Versammlung sein Vergehen bekennt und selbst freiwillig genug thut: so soll er viel härter gestraft werden (als er sonst verdient

hätte). Ist die Sache aber ein Fehler der Seele und geheim, so soll er ihn dem Abte allein offenbaren.“ —

Nun waren aber — wie bekannt — die Aebte in älteren Zeiten ebenso wie die grosse Mehrzahl der Mönche selbst nicht Priester, sondern Laienbrüder. Es gab namentlich in den Zeiten des heiligen Benedict nur selten oder wenige Priester in Klöstern, denn die Regula erwähnt ihrer nur als einer Ausnahme. Die Aebte waren demnach auch — im gegenwärtig herrschenden dogmatischen Sinne — gar nicht beichtberechtigt. Der angeführte Paragraph, so umständlich genau er sich sonst ausspricht, ignorirt gänzlich das jetzt obwaltende Kirchengesetz und bestätigt damit nur die schon längst festgestellte kirchengeschichtliche Behauptung, dass das gegenwärtige Beichtinstitut mindestens viel jüngeren Datums sei als Klöster und Klosterregel.

Ich muss ferner anführen, dass in der citirten Ordensvorschrift ein ganz vernünftiger, kindlich praktischer Sinn liege, und dass es bei der damaligen Disciplin des klösterlichen Lebens für Jeden das Gerathenste sein musste, von seinen Verirrungen und Nachlässigkeiten dem Abte Anzeige zu machen, sie durch selbst erwählte Genugthuung zu büssen und alle Erbitterung von vornher zu verhüten.

Wie ganz anders nimmt sich dagegen die moderne Anordnung aus, dass ein Priester dem andern beichte! Ihre Erfüllung ist bei den besonderen Umständen, von denen das klösterliche Wesen begränzt ist, an sich eine rationelle Unmöglichkeit. Möge es der Abt oder Prior sein, oder ein ihre Stelle vertretender Beichtpriester, ein sogenannter Spiritual, dem man beichtet, immer ist es eine missliche Sache, ein aufrichtiges, wahrhaftiges, vollständiges Bekenntniss seiner moralischen Schwächen, Gebrechen oder Verbrechen abzulegen, wären sie auch nur kirchlicher, ascetischer oder eingebildeter

Natur. Eine leere, nichts oder nichts Bestimmtes sagende Formalität ist demnach das einzig praktisch Mögliche.

Ich möchte ja nicht einmal zu einem Freunde, wenn ich einen unter allen den Brüdern hätte, von jedem meiner Fehler gerne sagen, aus Angst, seine Achtung und Zuneigung zu verlieren. Auch thut man so etwas nur, wenn man sich selber gar nicht anders zu helfen weiss, oder wenn Einen das sündige Selbstgefühl zu erdrücken droht. Wo das aber nicht der Fall ist, wo man sich selber helfen kann, wenn man überhaupt nur den Willen hat; wo man sogar als Priester aller Hilfsmittel mächtig ist, die einen moralisch Gefallenen wieder aufheben können; wo man so zu sagen „selbst der Mann" ist, da man ja so vielen Andern zu helfen berufen und befähigt ist; wo dann noch obendrein das Bewusstsein seiner naturwüchsigen Eigenthümlichkeiten, mögen sie auch in der Kirchensprache allerdings unter „Sünden und Laster" gezählt werden, vielleicht gar nicht incommodirt: wie sollte Einer da einem andern Seinesgleichen oder wohl gar Einem, den man geringer achten muss, als sich selber, beichten?! Der beste P. Spiritual wird mir den Vorsatz zur moralischen Besserung doch nicht eingeben, wenn ich ihn nicht selber fasse, und die Belehrungen, die er, Gott weiss woher, für mich zusammensucht, habe ich selber zu finden gelernt, wenn ich deren benöthige. Die Praxis lehrt auch, dass alle Bussmahnungen vergeblich sind, wenn das Beichtkind nicht das Zeug zur Besserung mitbringt.

Was bleibt also übrig, wenn denn doch einmal der Anordnung geistlicher Behörden Gehorsam geleistet werden soll? Nichts als die leere Form und die Heuchelei.

Das Erste, womit man sich nun aus der Nothwendigkeit so leicht als möglich zieht, ist, dass man den aufgedrungenen Spiritual, der in der Regel nicht eben das hellste Kirchenlicht zu sein pflegt, fern hält. Man wählt sich einen be-

sonderen Beichtvater und dagegen kann Niemand etwas einwenden. Vor diesen tritt man dann mit der stillschweigenden Zumuthung, die Sache so kurz, leicht und oberflächlich als möglich zu machen; er versteht die Zumuthung und erfüllt sie auch. Er kennt genau das Missliche der Angelegenheit, denn er befindet sich in gleicher Lage wie ich. Eine allgemeine Beichtformel, ein Paar Redensarten, beim Auf- und Abgehen im Zimmer gesprochen — und es ist gethan. So leicht darf sich's der P. Spiritual nicht machen, denn wozu wäre er officiöser P. Spiritual? Und die zu ihm gehen müssen, Kleriker und Novizen, lassen sich auch eine Kleinigkeit mehr gefallen.

Heute wurde wieder einmal nach langer Zeit Capitel gehalten. Die Ordensregel schreibt vor, dass ein jeder Abt die Mönche seines Klosters um sich versammle und ihren Rath höre, wo es sich um wichtige innere Angelegenheiten handelt. Thun könne er dann, was er für nützlich erachte. In solchem Falle haben die Conventualen eigentlich nur eine berathende Stimme. In äussern Angelegenheiten dagegen, in solchen, die den materiellen Nutzen oder Schaden des Hauses beträfen, solle der Abt die Aeltesten zu Rathe ziehen.

Seitdem ich Professus und demnach Capitular bin, wurden jährlich nur etwa zwei oder drei solcher Berathungen, Capitel genannt, abgehalten. Die eine, regelmässige, um die Zeit des Frühjahrs, war aber wie die heutige eigentlich gar keine Berathung. Das Recht, seine Meinung u. s. w. abzugeben, wohnte ihr allerdings inne, aber entweder fehlte der persönliche Muth, damit aufzutreten, oder es war keine ausgiebige Veranlassung dazu vorhanden, oder man hielt dafür,

dass das Raisonniren doch umsonst sei und dass man sich dabei nur das Maul verbrenne. Es handelte sich nämlich darum, den Mitgliedern Mittheilung zu machen, wie es mit Vermögen und Wirthschaft stehe, wie viel Schulden noch da seien (sehr viel), was für Abzahlungen bisher geschehen sind (wie gewöhnlich keine) und welche Ersparnisse nöthig befunden würden (uns eines der allerunangenehmsten Schlagwörter). Man hörte sich die Sache an und ging. Draussen vor der Thüre dann begann das Debattiren und der Tadel, das Schimpfen und Klugsprechen. Gewöhnlich war der Refrain: Prälat und Officialen wirthschaften schlecht, er macht zu viel Aufwand und sie „zu viel Schmu." —

Bei der zweiten Art Capitel, das je nach Vorhandensein einer Veranlassung statt hat, wird in der Regel mehr gesprochen und geht oft die Berathung in einen renitenten Beschluss über. Es handelt sich dabei um Zulassung eines vom Prälaten bereits aufgenommenen Candidaten oder um Profess-Ablegung eines das Probe- und ein Studienjahr bestanden habenden Klerikers. Selten geht es dabei ganz ohne Parteibildung *pro* oder *contra* ab. Reden werden nicht gehalten, aber raisonnirt wird genug, theils im gemüthlichen Conversationston, theils mit ordinärem Eifer. Der Abt hält es für besser, dieser Art Berathung des Capitels ganz fern zu bleiben.

Das Präsidium führt dann mein guter Prior, der dabei alle möglichen Torturen auszustehen hat. Mit seiner sanften Stimme hat er sich noch niemals Geltung oder gar Führung der Debatte verschafft, die in der Regel ein wahres Durcheinander von Meinungen und Ansichten ist. Fällt der Beschluss der Majorität der Art aus, dass das Aufnahmsgesuch abgewiesen oder der bereits Aufgenommene zu entfernen ist, so wird ihm gemäss gehandelt und selbst der allmächtige Abt erlaubt keinen Versuch mehr, einen etwaigen Günstling

zu retten. Das wäre überhaupt vergebens und würde dem Ansehen des Prälaten nur schaden. Was sollte das auch für ein Leben geben, wenn ein Candidat trotz der Abneigung der Majorität da bleiben würde! —

Wann und wie oft die Senioren von Seiner Gnaden um Rath gefragt werden, weiss man im Allgemeinen nicht; gewiss ist nur, dass es nicht *in pleno,* sondern im Einzelnen geschieht und dass die Officialen, gleichsam die Minister des geistlichen Potentaten, die naturgemäss nächsten und am häufigst befragten Rathgeber sind.

So eben komme ich von unserem Wallfahrtsorte nach Hause, wo ich seit gestern Aushilfe zu leisten hatte. Es war einer der sogenannten Concurstage und viele Processionen aus nah und fern waren da gewesen. Zwei aus ihnen zeichneten sich durch grossen Pomp und reiche Spenden aus. Sie waren aus entgegengesetzten Richtungen gekommen und jede hatte ihren besonderen Andachtszweck: die Eine kam, um Regen zu erbitten, denn ihre Heimath litt schon seit Wochen an grosser Dürre; die Andere aus Mähren petitionirte um Sonnenschein, denn der anhaltende Regen, der in ihrem Kreise fiel, brachte ihre Ernten in grosse Gefahr. Nun regnete es heute Mittag nach langer Zeit auch bei uns wieder einmal und die erstere Procession sah ihren Zweck erreicht. Ob es aber bei ihr zu Hause auch schon heute geregnet hat, konnte Keiner sagen. Die Andere zog betrübter von dannen, als sie gekommen war.

Wieder ein paar Tage in Saus und Braus zwar, aber doch auch angenehm verbracht! Es ist Sitte, dass sich benachbarte Stifter alljährlich bei besonders festlichen Gelegenheiten wechselseitig durch eine Deputation vertreten lassen. Die Obliegenheiten eines officiellen Besuchs nennt man einfach und abgekürzt „Conföderation;“ man müsste wenigstens „Conföderationsbesuch“ sagen. Er gilt — wie gesagt — nur unter benachbarten, aber ebenbürtigen Klöstern, wenn dieselben auch verschiedener Orden sind. Klöster niederen Ranges halten mit Stiftern keine Conföderation.

Die Tage, an welchen eine Deputation, gewöhnlich aus zwei Mitgliedern, einem älteren und einem jüngeren, zu erscheinen und an allen kirchlichen und geselligen Festlichkeiten Theil zu nehmen hat, sind entweder das Stiftungs- oder das Ordensfest und der Namenstag des Prälaten.

Den Abgeordneten wird unter allen Umständen die grösstmöglichste Aufmerksamkeit und Auszeichnung erwiesen, denn sie werden für Repräsentanten des ganzen „hochwürdigsten Stiftes“ angesehen.

Da die Nachbarschaften nicht immer sehr nahe sind, so gehen mehrere Tage mit der Hin und Rückreise auf. Zwei Tage muss man gewöhnlich in dem gastlichen Stifte zubringen.

Unser Kloster hat zwei derartige Nachbarn; der Eine ist etwa sechs, der Andere drei Stunden Fahrt entfernt. Die Gebirgswege sind aber für Pferde sehr beschwerlich und daher wird nicht in Einem fort gefahren. Zudem hat man nichts zu versäumen und vertrödelt demnach den Tag so, dass man am Orte der Bestimmung nur nicht zu spät ankommt. In der Regel wird auf der Reise irgend ein befreundeter Pfarrer oder ein Gutsverwalter besucht und zum Feste gleich mitgenommen. Es versteht sich von selbst, dass der ganze Aufzug in grösster Gala geschieht.

Was thut man nun da in dem conföderirten Stifte bei dem betreffenden Feste? Nach Abrechnung von ein Paar Stunden, die man am Hauptfesttage als Zeuge der kirchlichen Ceremonien zubringt, ist der ganze Rest: Schmaus und Unterhaltung. Dass an hohen Festen viel und gut gegessen wird, d. h. viel mehr und viel besser als sonst ohnehin, ist eine selbstverständliche, weltbekannte Sache, die für mich nun, da ich daran gewöhnt bin, gar nichts Auffälliges oder wohl Anziehendes mehr hat. Im Gegentheil, die lange Schmauserei erscheint mir wie eine ganz abgenutzte alte Stereotypie von Abfütterung in Massen. —

Die Unterhaltung besteht im Geplauder, Kartenspiel, in Ausfahrten, im Besehen der Merkwürdigkeiten und in Besuchen der Umgegend. Dabei trifft es sich manchmal gut, dass Einem ein geweckter, klar denkender und freisinniger Mann als Begleiter zufällt, in dessen Gesellschaft die Stunden rasch verlaufen. Dieses Glück hatte diesmal ich. Es war ein im Kloster nicht sehr alt gewordener Cisterzienserpriester von einnehmendem Wesen, der sich mir — anfangs wohl auf höhere Anordnung, dann aber aus Neigung — anschloss, um mich, wie man zu sagen pflegt, zu unterhalten.

Wenn Alles glücklich überstanden und die Rückkehr in seine stillen vier Mauern bewerkstelligt ist, so wird man doch wieder auch froh, sich selber leben zu können.

So bigott und der Geistlichkeit unterwürfig das gemeine Volk noch sein mag, so ist es doch erfreulich zu sehen, welcher Unterschied sich herausstellt, wenn man die Furcht und den blinden Gehorsam gegen das Priesterthum von jetzt mit jenen, z. B. des Mittelalters vergleicht. Erstlich flucht

und verflucht die Geistlichkeit unserer Zeit gar nicht und dann würde es, wenn sie so was thäte, wohl Millionen geben, die sich daraus nichts machen möchten.

Wenn man z. B. die sogenannte Nachtmahlsbulle des Pabstes Pius V. vor die Augen bekommt, so möchte man sie heutzutage für eine Fabel halten. Und doch wurde dieses nichts als verfluchende päbstliche Sendschreiben in früheren Zeiten alljährlich am grünen Donnerstage, also in den Tagen der Weltversöhnungfeier mit grossem Pomp von Rom aus in alle Erdtheile hin laut verkündigt.

Wer wurde da nicht in alle Ewigkeit verflucht? — Alle Andersgläubigen, alle anders Lehrenden, Universitäten und Lehranstalten, alle Regenten, die ohne geistliche Erlaubniss neue Steuern ausschreiben, alle Gerichte, die sich eine Jurisdiction über die Geistlichkeit erlauben, alle Obrigkeiten und deren Personen, welche den Nutzen oder die Vortheile der Geistlichkeit beeinträchtigen u. s. w. u. s. w.

Jetzt könnten die Päbste verwünschen und verbannen, wie sie wollten, man würde darauf wenig achten. Sie thun es aber nicht und das ist weise und gut.

Nun bin ich beinahe ein Jahr lang als geweihter Priester im Convente ohne Amt und folglich ohne officielle Beschäftigung, das kleine, mir in der letzten Zeit übertragene Katechetenämtchen an der Filialschule etwa ausgenommen, das aber ebenso gut noch ein Anderer, wie z. B. Bruder Benignus hätte versehen können. Ich sehe jetzt demnach, dass die Nothwendigkeit, mich drei Studienjahre in zwei contrahiren zu lassen, für mein Stift keine gar so dringende und dass der höhern Ortes zur Erlangung der Bewilligung angegebene Grund:

es drohe bereits Mangel an Seelsorgern im Hause, ein übertriebener war. Heute kann ich nur noch die Sorge und Vorsicht gegen etwaige Zufälligkeiten und — was am Ende wohl ein Hauptmotiv gewesen sein dürfte — Geldersparniss als Grund gelten lassen, die Studien auf Kosten meiner Kräfte so sehr zu beschleunigen.

Was hatte ich die Zeit her eigentlich zu thun? Für die Interessen des Hauses wenig, so gut wie nichts. Müssig war ich freilich nicht, aber meine vorzüglichste Beschäftigung ging aus meinem persönlichen Belieben hervor. Meine Bestimmung ist vorläufig noch immer, der Commune als Reserve zu dienen.

Es packt mich aber doch ein eigenthümliches Gefühl, so etwa wie der Nichtbefriedigung, wenn ich auf das verlebte Jahr zurückblicke. Ausser den Stunden, die mein persönliches Erscheinen zum Essen und Beten in Anspruch nahm — zum Essen oder wenigstens zum Sitzen an der gemeinsamen Tafel sind des Mittags und Abends im Ganzen an drei Stunden, zum Beten mit Einschluss der eigenen und der Conventmesse an zwei Stunden nöthig — war ich mir gewöhnlich ganz zu eigen gegeben und es kümmerte sich Niemand um meine Beschäftigung oder darum, wo ich mich befände. Ob ich herumging oder sass, schlief oder wachte, sprach oder schwieg, zu Hause war oder nicht, blieb ganz gleichgiltig. Niemand liess es sich angehen; Niemanden ging es an.

Wenn ich an den Vormittagen, Flinte und Jagdtasche über den Talar gehängt, im Walde herumstreifte, des Nachmittags im Bierhause sass und trank — und ich hatte Tage, an denen mich das Verlangen nach Bier oder eine Laune dahin zog —: so hatte Niemand etwas dagegen einzuwenden. Wenn ich aber fleissig an irgend einer beliebigen Arbeit sass, wurde davon auch keine Notiz genommen.

Das, worauf einzig und allein immer gesehen wurde, concentrirte sich in dem Einen, dass ich zur bestimmten Stunde im Oratorium am Betpulte und im Refectorium bei Tische erschien. Kam ich dahin irgend einmal zu spät, so war es stets ein grosses Vergehen. Aller Augen richteten sich dann auf den Spätling; der Prälat und mein guter Prior schnitten ernst-strenge Gesichter. Im Wiederholungsfalle gab es Verweise, gegen welche keine Entschuldigung half. Es war vollkommen gleichgiltig, ob ich die rechte Zeit im Zimmer verschlafen oder im Walde mit Irregehen verloren hatte, ob ich am Studiertische beschäftigt mich vertieft und vergessen, oder im Garten in Anschauung meiner Zöglinge geschwelgt hatte.

Die gewöhnliche Beschäftigung in dieser amtlosen Periode meines klösterlichen Daseins bestand anfangs abwechselnd in der Lecture verbotener Bücher — andere las ich selten — im Excerpiren des interessanteren Inhaltes, im Zeichnen und etwas Mathematik. Dann begann ich das Selbststudium der Astronomie und als es damit nicht gehen wollte, das der musikalischen Composition und des Generalbasses. Ein dem Stifte angehöriger alter Klapperkasten war mir schon längst überlassen und stand in meinem Zimmer. In dem letzteren Studium brachte ich es natürlich auch nicht weit, da mir jede äussere Hilfe fehlte: aber es hat die Stunden wunderbar schnell mit sich dahin gerafft.

Endlich warf ich mich auf die Oelmalerei und fröhne dieser Lust seitdem mit warmen Eifer. Die dazu nöthigen Materialien sind freilich nur kümmerlich herbei zu schaffen. Ein verarmter Künstler vierten oder sechsten Ranges, der eine Meile entfernt wohnt und von Anstreicherarbeit lebt, ist mein Lehrmeister. Ab und zu kömmt er für ein Billiges zu mir. Er ist immer sehr zufrieden, wenn ich ihn mit Wein, Brot und Käse sättige. Er lehrt mich die Farben

kennen, reiben, mischen, den Pinsel führen und was er sonst von der Kunst weiss. Er verbirgt mir keinen Kunstgriff und behält kein technisches Geheimniss für sich. Nun habe ich mir auch ein Lehrbuch angeschafft: Bouvier's vollständige Anweisung zur Oelmalerei nebst einem Anhange über die geheimnissvolle Kunst, alte Gemälde zu restauriren. —

Es lässt sich denken, was ich da alles zusammenschmiere. Ich bin aber dabei ganz unverdrossen und begreife die mir gegebenen Schwierigkeiten. Ausser etwas Unterricht im Zeichnen, den ich in der ersten Jugend genossen, habe ich keinerlei Vorkenntnisse in diesem Fache erhalten.

An Vorlagen fehlt es mir hier nicht. Das Stift besitzt eine zwar sehr kleine, aber für ein lebenslanges Dilettanten-Studium ausreichende Bildersammlung. Dazu kommen die vielen Kirchengemälde und Fresken, die Bilder der Prälatur und als Hauptsache die lebende Umgebung. Anfangs copirte ich Köpfe, nun habe ich mich mit aller Macht auf das Genre geworfen. Es ist zum Auflachen, was ich da alles fertig bringe. Das Bewusstsein, so ganz und gar keine Schule zu haben, thut meiner Keckheit keinen Abbruch.

Ich wagte mich auch schon an's Portraitiren. Die Gesichter — wahre Gesichter — sind wohl zu erkennen, aber immer auch herzlich mangelhaft ausgearbeitet. Das Conterfey des Prälaten war eine der ersten Arbeiten dieser Art, die so zu sagen an die Oeffentlichkeit kam und sie machte bei den geistlichen Herrn, von denen zufällig keiner etwas davon versteht, grosse Sensation, weil mir das Original nicht gesessen hatte. Man nahm an, dass ich das Bild aus dem Gedächtnisse hergestellt habe und bewunderte ein Talent. Ich hatte mir aber die Conturen eines in der Prälatur schon vorhandenen lebensgrossen Portraits mit Hilfe einer nach Anleitung meines Lehrmeisters verfertigten Chablone von in Oel getränktem Seidenpapier heimlich verschafft und stellte

das um ein Drittel verkleinerte Bild desto leichter her, als die Züge Seiner magern Gnaden sehr markirt und demnach unschwer zu treffen sind. Doch das alles ist mein Geheimniss. Die sogenannte Mache und wie dick die Farben nach mancherlei verunglückten Versuchen aufeinander liegen, braucht keine Klosterseele zu wissen.

Freilich aber denke ich jetzt schon mit gelindem Schrecken an die Zeit, wo die dunkeln Farben auswachsen werden. — Uebrigens hat mir dieser Spass auch ein Geldgeschenk von Seite des Prälaten eingebracht, womit ich mir neue Materialien und Requisiten anschaffen kann. Die muss ich alle leider von Wien kommen lassen.

So verbringe ich meine Zeit, bin aber in keiner Stunde davor sicher, dass ich zu irgend einer andern, ernsteren Beschäftigung abberufen, alles bei Seite legen muss, was mich jetzt amusirt.

Ein zu meiner Filiale angehöriger alter Bauer ging mit mir des Weges, als ich aus der Schule nach Hause wanderte und wir sprachen über dies und das. Unter Anderem meinte er, der Religionsunterricht der Kinder müsste verdoppelt werden, denn sie seien gar so gottlos. „B'sonders wenn s' often gross sa'n. Und d' Menscher, die kann Oaner ja gar nit mehr zügeln und halten. D' Unzucht wäxt Oam über'm Kopf z'am und find't koan End. 's is g'rad als wenn's all'weil so sein müsst." — (Ja wohl, als wenn es so sein müsste!)

Ich gab zu, dass es in diesem Punkte und namentlich mit der Erziehung von Mädchen sehr traurig stände, meinte aber, dass das nicht vom mangelhaften Schulunterricht sondern vielmehr von schlimmen Beispielen herkomme, welche die Töchter vor Augen haben.

„Na, mei' Tochter, die vorigs Jahr nu' schon zum zweitenmal über d' Stieg'n runterg'fallen is, hat von mir und mei' Wei' nie was Schlöcht's g'segen. Beilei! Aber" —

„Vielleicht doch genug gehört" — unterbrach ich ihn und setzte ihm dann auseinander, dass die ältern Leute sich in Gegenwart der Jugend gesprächsweise gar zu wenig in Acht nehmen, dass überhaupt von einer ordentlichen Erziehung in den Familien gar keine Rede sei. Wenn die Eltern zu Hause nicht mit hälfen, könne der Lehrer in der Schule und der Geistliche in der Kirche auch nicht viel ausrichten.

Und was gab mir der alte Bauer darauf zur Antwort? — „Na, 'r Ho'würden! Unser Oaner hat eh'nder g'nue z'than mit Wirthschaft un' Vieh, um der Herrschaft d' Steuern und Gaben richti' zu zahl'n; d' Kindererziehung g'hört in d' Schul' und in d' Kiri."

Gegen das kirchliche Wallfahren der Landbewohner ist schon von Geistlichen und Laien aus mannigfachen, oft sehr triftigen Gründen geschrieben und gesprochen worden, mit der Massgabe, dass die Ersteren vorzüglich betonten, wie die Wallfahrer sich ihrer Seelsorge entziehen und ihr Geld, besonders Messstipendien, in die Fremde trügen, die Letzteren dagegen auf dabei vorkommende Aergerlichkeiten das grössere Gewicht legten. Es ist aber, wie ich glaube, jede dieser Arten Einspruch vergeblich und selbst Landesgesetze dürften dagegen wenig ausrichten.

Das Wallfahren beruht — wie mir scheint — vorzüglich auf der dem Menschen inwohnenden Wanderlust. Reiche und vornehme Leute machen alljährlich ihre Lust- und Badereisen und finden darin einen ganz eigenthümlichen Zauber. Die ärmere Klasse der Stadt- und Landleute geht auf Wall-

fahrt. Nur in dem Einen mag ein Unterschied obwalten, dass jene Reisen dem Diesseits allein gelten, Wallfahrten dagegen neben der Vergnügungs- und Abwechslungssucht zugleich einem religiösen Bedürfnisse entsprechen sollen.

Uebrigens ist das Pilgern eine zu alte, eingewurzelte, allen Sekten aller Zeiten eigene Gewohnheit, um zu erwarten, dass selbst strenge Massregeln, wenn sie dagegen getroffen würden, von nachhaltigem Erfolge begleitet sein müssten. Darum schweigen wohl auch die Landesgesetze, obgleich viele Tausende jährlich einen grossen Theil Zeit so gut wie müssig unter religiösen Vorwänden nach nahen oder fernen Gegenden hin- und herziehen und dabei ihre mannigfachen häuslichen und bürgerlichen Pflichten, ihre Arbeiten, ihr Gewerbe, die Sorge für Familie und Angehörige versäumen, lediglich um irgend einem Madonnenbilde oder der Reliquie eines Schutzpatrons „andächtigen Besuch" abzustatten und zugleich entsprechende Opfer an Geld, Wachslichten oder andern Kirchengeschenken darzubringen.

Unser Stift hat da, wie fast ein jedes andere, auch seinen Wallfahrtsort und in ihm eine bisher immer sehr ergiebige Geldquelle. Aus nah und fern kommen alljährlich zu verschiedenen Festen und Gelegenheiten zahlreiche Schaaren opferwilliger Gläubigen dahin, geleitet von solchen, die weder eines noch das andere vorstellen, zum Vergnügen, zur Gesellschaft oder noch aus andern Gründen mitziehen. Krämer, Bettler, Diebe in grossen Haufen finden sich auch ein. Handel und Verkehr floriren wie bei grossen Jahrmärkten.

Kirche und Schule unseres Wallfahrtsortes gehören dem Stiftspatronat und die Seelsorge daselbst wird demgemäss nur von Mitgliedern des Klosters verwaltet. Von den eingehenden Revenuen fliesst ein guter Theil zunächst der betreffenden Pfarrgeistlichkeit, der Ueberschuss, namentlich an Messstipendien, dem Convente zu.

Die Entstehungs-Legende dieses Wallfahrtsortes ist genau wie die eines jeden anderen *mutatis mutandis* auf einst geschehene Wunder gegründet. Ohne Wunder kein Wallfahrtsort, ohne viele kein grosser, berühmter. Hier hat einst die heilige Jungfrau oder genauer deren Bild Kranke und Sterbende zum Leben gerettet. Das geschieht noch ab und zu, aber nur selten, „weil unser Jahrhundert gar zu gottlos ist."

So gross aber auch der Eifer Wallfahrten anzustellen unter den Leuten unseres nächsten Umkreises sein mag, er kommt doch keineswegs demjenigen nahe, der anderswo herrscht. Ich will gar nicht erst des weit und breit berühmten Maria Zell im steirischen Alpenlande oder Prags mit seinem heiligen Johann von Nepomuck gedenken, sondern nur jenen Wallfahrtsort anführen, den ich selbst von Prag aus als Knabe ein paar Mal mit meiner Mutter besucht habe, nämlich den zum sogenannten „heiligen Berge" bei Příbram in Böhmen. Da ist das Zusammenströmen der wallfahrenden Volksmassen viel grösser und gewaltiger als hier.

Auch der Pomp und Aufwand ist bei uns nur ein sehr mässiger. Zwar kömmt es mitunter vor, dass eine oder die andere Kirchengemeinde, welche aus dem weit mehr gesegneten Flachlande zu uns herauf kommt, mit grossem Gepränge unter dem Schalle von Pauken und Trompeten, dem Geläute der Thurmglocken, mit fliegenden Fahnen, angeführt von ihrem Pfarrer im Ornate — dessen Wagen mit der Jungfer Wirthschafterin nachzukommen pflegt — und unter der Aegide einer von weissgekleideten Mädchen auf zwei Stangen getragenen, hölzernen oder wächsernen, schön bemalten und mit reichen Stoffen bekleideten Mutter Gottes, von der Ortsgeistlichkeit feierlichst begrüsst, singend und betend in die durch Wunder berühmte Kirche einzieht. Glockengeläute, Musik, Fahnen, Ministranten, Geistlichkeit — alles ist vorher „ang'sagt", d. h. bestellt und gut bezahlt worden. Aber in der

Regel kommen zu uns mehr Gebirgsbewohner, armselige Pilger und Pilgerinen je in kleinen Häuflein ohne grosses Getöse und Aufsehen. Sie beten den Rosenkranz oder singen Lieder nach einer und derselben einfachen Melodie, wozu ein Vorbeter den Text Zeile um Zeile vorsingt.

An der Spitze eines solchen Zuges wird ein einfaches, mit einem Kranze von bestaubten und verblassten Papierblumen geschmücktes Crucifix getragen und es folgen paarweise die Männer, dann in Unordnung Mädchen und Weiber. Irgend ein heiserer Vorbeter leitet — wie schon erwähnt — das Ganze. Ein Priester oder „eine Maria“ ist gewöhnlich nicht dabei. „Es ist halt 'ne arme Prozession.“ Aber Geld bringt sie doch mit und das ist das jammervollste am Ganzen.

Es kommt hier bei uns auch nicht vor, was ich auf dem „heiligen Berge“ als Knabe bewundernd einst mit angesehen habe, dass das wunderbegnadete Marienbild des hochgeheiligten Wallfahrtsortes den ankommenden Pilgern entgegen getragen, und durch sämmtliche von den Prozessionen mitgebrachte Madonnenstatuen mit Herablassen und Erheben der Tragstangen von Seite der Trägerinnen dreimal ehrerbietigst begrüsst wurde, worauf sich die Haupt-Muttergottes vornehm-artig neigte und ihre Gäste unter einem Heidenlärm von Musik, Gesang, Geläute und Böllergeknall in die Wallfahrtskirche einführte. Hier kommt, wie gesagt, derartiges doch nicht vor, aber alle sonstigen Zuthaten eines vielbesuchten Gnadenortes sind auch da. Vor der Kirche ein immerwährender Markt mit geweihten und ungeweihten Rosenkränzen, Heiligenbildern, Gebetbüchern, Liedern, Traktätchen, Wachskerzen und den unvermeidlichen kleinen in Wachs bossirten Opfergaben; in den Wirthshäusern grosser Verkehr; in der Kirche alle mögliche Unruhe und schreckliches Gedränge namentlich in der Beichtkapelle, an den Beichtstühlen.

Hier wird die Massenbewegung oft lebensgefährlich. Manchmal kracht der massiv-hölzerne Beichtstuhl unter der Gewalt der Andrängenden und nicht selten wird die Vergitterung, welche an beiden Seiten des Priestersitzes angebracht ist, durchbrochen. Dann springt wohl der betroffene Beichtvater, dem die Geduld schon längst gerissen ist, zornig auf und zankt laut mit der Menge, die so heftig drängt, gebietet Geduld und droht, sie ganz zu verlassen. Wenn er sich aber niedergesetzt und sein mühseliges Leierwerk eine Zeitlang weiter betrieben hat, beginnt das Drängen von Neuem und der Beichtstuhl dröhnt wieder von dem Anprall der beichtgierigen Leute.

Wie da gebeichtet und wie die Absolution ertheilt wird, kann man sich nur dann einigermassen vorstellen, wenn man berechnet, dass an einem Concurs-Tage oft über 10,000 Menschen communizirt also vorher gebeichtet haben. Die Zahl lässt sich aus der Menge der verbrauchten Hostien genau feststellen. Waren nun im günstigsten Falle zehn Beichtpriester auf einmal beschäftigt, so kommen auf einen jeden 1000 Beichtiger, die er — wenn jede Beichte eine Minute dauerte, in etwa 16 Stunden — bei einer halben Minute vielleicht in neun Stunden expediren könnte. Da die Communion niemals nach Mittag ertheilt wird und die letzten Communicanten jedenfalls erst gegen Mittag daran kommen, also bis dahin nüchtern bleiben müssen: so lässt sich das grosse Gedränge und die Eile der Leute wohl erklären. Wenn gleich diejenigen, welche zeitlich früh vorkommen — die Beichtkapelle wird an solchen Tagen um 4 Uhr geöffnet und sitzen so zeitig auch schon etliche Beichtpriester — schneller abgefertigt werden: so ist das Gedränge doch auch schon da vorhanden und dauert glücklich bis Mittag. — Der Vormittag des eigentlichen Festtages würde jedenfalls für die Menge

nicht ausreichen, daher wird schon an den Vorabenden bis in die Nacht hinein Beichte gehört. —

Ich kenne übrigens keine Last auf Erden, die mir grösser, abspannender und widerwärtiger erschienen wäre, als das Beichthören an solchen Concurstagen. Dazu der böse Athem der Leute, gegen den kein Mittel schützt, sobald man die wenigen Worte der Mahnung und Absolution zu sprechen hat. Nie würde ich mich um der reichen Stipendien willen, die man dafür bekommt, zu dieser Qual hergeben, wenn ich nicht dazu commandirt würde. Es giebt aber Naturen unter meinen ehrwürdigen Collegen, denen die Ordre des Priors, auf dem Wallfahrtsorte auszuhelfen, höchst willkommen ist. Die vormittägige Mühe verschmerzen sie im Wohlleben des Nachmittags und in dem süssen Bewusstsein, einige Gulden mehr in der Tasche zu haben. Ich würde jedesmal meine Berufung zu diesem geistlichen Geschäfte einem Würdigeren überlassen, wenn es nicht manchmal „Noth an Mann“ gäbe. „Da müssen S' halt mit“ — sagt dann lachend der P. Prior, der meine Ansichten über diesen Gegenstand zum Theil kennt.

Eine merkwürdige locale Eigenthümlichkeit muss ich hier noch kurz berühren. Sie giebt von der moralischen Anschauung und dem duldsamen Sinn der Geistlichkeit eines solchen Wallfahrtsortes Zeugniss und ist kein geringfügiger Beitrag zur Sittengeschichte unseres Volkes. Da liegt dicht an der Kirche ein wunderschöner Eichenwald; er ist aber auch wunderreich gewesen, denn die Wunderthaten der Mutter Gottes geschahen einst — den Berichten der Legende gemäss — fast alle hier in seinem duftigen Schatten. Es geschehen daselbst aber noch gegenwärtig *miracula* ganz eigener Art.

Da ich nämlich das erste Mal zur Beichthilfe dahin gekommen war — wurde mir vom Pfarrer gesagt, es ginge

nicht an, dass ich in freier Stunde, Nachmittags oder Abends, in dem schönen Walde spazire, was ich thun wollte. Und warum geht das nicht an? — Weil ich sonst allerhand zu sehen bekäme, was anzusehen überhaupt, für einen Geistlichen aber am allerwenigsten schicklich sei und was die Leute selber auch nicht gerne sehen lassen.

Es ist nun einmal Volksglaube, dass der eheliche Segen von der Mutter Gottes komme. Eheleute, namentlich Weiber, sollen oft darnach ausgehen und es soll der Wald an Concurrenz-Tagen sehr besucht sein. Liebesleute dagegen verlangen zwar solchen Segen gerade nicht, erhalten ihn aber dennoch oft und sie sehen es dann als eine Strafe an, weil sie, vielleicht nur um ein ungestörtes Rendez-vous gegen den Willen ihrer Eltern haben zu können, die ganze Wallfahrt mitgemacht haben. Da giebt es also eigentlich weniger wunderbare, als vielmehr sehr natürliche Vorkommnisse, welche geistliche und weltliche Obrigkeiten nicht stören mögen und vielleicht wohl auch nicht stören könnten.

Bei der Annahme von Messgeldern geht es auf einem so besuchten Wallfahrtsorte nicht ganz ohne Täuschung des opfersüchtigen Publikums ab; es kann auch wohl nicht gut anders sein. Viele Hunderte von Messen werden an einem Concurstage bezahlt und vom Messner-Schullehrer oder seinem Gehilfen in das grosse Buch gewissenhaft eingeschrieben. Intention und Umstände werden genau angegeben. Eine Messe am Altar der Madonna kostet etwas mehr als eine am Seitenaltar; ein gesungenes Amt noch viel mehr. Der Geldgeber aber ist gewöhnlich der Meinung, dass seine bestellte Messe bald, wo möglich schon in den nächsten Tagen in der Wallfahrtskirche selbst gelesen werden würde. In diesem Sinne wird die Zahlung auch geleistet und angenommen. Aber die vielen gezahlten Messen, welche da das ganze Jahr zusammenkommen, können niemals alle

am Wallfahrtsorte selbst gelesen, sie müssen weiter gegeben werden. Der Pfarrer und seine Cooperatoren, von denen jeder täglich nur Eine Messe mit Einer Intention lesen darf, behalten die fettesten. Darnach bekommen nachbarliche Pfarrer und Kapläne als die gewöhnlichen Beichtgehilfen bessere Stipendien (die sie sich auch wohl mühsam genug verdient haben). Sie persolviren dieselben zu Hause. Der grosse Rest wandert in das Kloster und wird unter die Mitglieder zur gelegentlichen Persolvirung vertheilt. So kommt es, dass die meisten Intentionen des gläubigen und gut bezahlenden Volkes da und dort zerstreut und oft erst nach Jahren, jedenfalls also anders, als im Willen der Zahler lag, erfüllt werden. Wenn nur nicht etwa gar das Unglück vorkommt, dass ein gewissenloser Priester mehr Messgelder annimmt, als er je zu persolviren im Stande ist, was dann auch nicht einmal gleich entdeckt und gut gemacht werden kann, wenn es überhaupt entdeckt wird. Fälle der Art sollen leider schon manchmal vorgekommen sein. Darauf weist wohl auch die höhern Orts jedem Priester auferlegte Verpflichtung, genaue schriftliche Controlle über eingenommene und persolvirte Stipendien zu führen und sie gelegentlich dem visitirenden Dechant vorzulegen. *Mundus hic non vult decipi, attamen decipitur.*

Wer aber ist bei dem guten Rufe eines Wallfahrtsortes und bei dem Glauben an die Nothwendigkeit des Wallfahrens interessirt? — Wem muss daran gelegen sein, dass das Volk so zahlreich als möglich und mit Geld wohl versehen wallfahre, opfere, beichte, communizire, religiöse Andenken für die Heimgebliebenen kaufe, gut zehre etc.?

Da sind die Gastwirthe, Weinhändler, Fleischer, Bäcker, Bilderhändler, Buchbinder, Wachszieher und Krämer aller Art; dann überhaupt alle Be- und Anwohner des heiligen Ortes; ferner die Vorbeter, Kirchenväter, Messner, Schullehrer,

Musikanten und zuletzt — die Hochwürdigen. Wer kann sich da wundern, dass ein Jeder nach seiner Art und mit den Kräften, über welche er zu verfügen hat, dafür sorgt, dass der Aberglaube und die Einbildung des Volkes nicht abnehme? Wer wird da staunen, wenn er hört, dass hier in der Gegend der Wahn allgemein und wurzelfest stehe, ein Mann oder ein Weib, die sich, wenn auch vielleicht nur im stillen Gebete, zu einer Wallfahrt verlobt haben und gestorben sind, ohne ihr Gelöbniss zu erfüllen, müssten nach dem Tode als Kröten hierher hopsen, um nachträglich das Gelübde zu erfüllen.

Das Volk ist so leichtgläubig, dass man ihm das allerdümmste Zeug weiss machen kann und dass Jener, der es eines Bessern belehren wollte, nur in den Ruf der Gottlosigkeit gerathen würde.

Vielleicht ist nichts geeigneter, die Leichtgläubigkeit und Glaubensseligkeit, die Gedankenlosigkeit und Bornirtheit, ja überhaupt den ganzen Culturzustand des Volkes zu verrathen, als jene Art Literatur, die demselben auf kirchlichen Jahrmärkten und bei Wallfahrten verkauft wird und für die es sich in der That auch interessirt. Man braucht z. B. nur einen Gang zwischen den vor der Kirche aufgeschlagenen, meistens fest gemauerten Verkaufsgewölben, Buden und Ständen zu machen, um zu sehen, was für Seelenspeise da dem Bedürftigen angeboten wird. Ich habe mehrere der vorhandenen Drucksachen für wenige Kreuzer angekauft und sende Ihnen, bester Herr Professor, einige derselben zur unmittelbaren Anschauung. Uebrigens wünschte ich, dass ich Ihnen auch einen Abklatsch des sardonischen Lächelns schaffen könnte, mit welchem die Verkäufer den geistlichen Herrn anschauten, der ihnen solche Waare abnahm.

Mit welcher Sorglosigkeit und Missachtung die Verleger solche Druckschriften in die Welt schicken (wenn man diese

Männer nicht etwa gar auf eine der allerniedersten Culturstufen stellen soll), das beweist am besten die Barbarei des Stils dieser und ähnlicher Traktätchen und die Unzahl der allergröbsten Druckfehler. *)

Wenn ich mir das gutmüthig gläubige Volk ansehe, wie es in seiner Bornirtheit und abergläubischen Bigotterie nach allen Seiten hin missbraucht oder abgenutzt wird, frage ich mich immer verwundert, wie es nur möglich ist, dass eine väterliche Landesregierung ihre Aufmerksamkeit nicht mit grösserer Strenge auf diesen Punkt richtet, dass religiöse und sittliche Bildung der Unterthanen überhaupt nicht höher geschätzt wird als die Rücksicht, welche man der hochwürdigen Geistlichkeit schuldig zu sein glaubt, und dass man von oben herab so vieles gar nicht zu sehen würdigt, was von jedem Unbefangenen als schreiendes Gebrechen in der Cultur einer grossen Nation beklagt wird. Sind denn die Unterthanen, sowie sie eben sind, der Regierung recht? —

Es ist gewiss eine der humansten Ideen, einem Sterbenden nach Kräften beizustehen und ihm den Ausgang aus diesem Leben zu erleichtern. Die dogmatische Frage ganz bei Seite gelassen, könnte der kirchliche Beistand, wie er am Krankenbette mit der Zeit zu einer bestimmten Ceremonie ausgebildet worden ist, aus Humanität hervorgegangen, unge-

*) Anmerkung. Die hier erwähnten Beilagen sind dem Schlusse des zweiten Bandes angefügt.

mein wohlthuend sein. Mir will aber scheinen, dass die betreffende Ceremonie, so wie sie stattfindet, nicht in ihrem ganzen Umfange und nicht bei jedem Kranken den guten Zweck erreicht, den sie erreichen soll, das heisst, dass sie nicht eine Erleichterung des Todeskampfes mit sich bringt.

Zu solcher Ansicht bin ich durch eine Erfahrung gekommen, die ich heute zu machen Gelegenheit hatte. P. Odilo, schon lange an unheilbarer Schwindsucht dahin welkend, gab heute seinen Geist bei voller Besinnung auf. Zuvor wurde er mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. Der ganze Convent war dabei anwesend. P. Prior fungirte. Als diese Ceremonien, die über eine halbe Stunde gedauert hatten, zu Ende waren, folgte noch die sogenannte *commendatio animae.* Verhielt sich der Sterbende beim Empfange der Sakramente hingebend, und ohne besondere Erregung andächtig, so wurde er bei dieser *commendatio* nach und nach sehr ungeduldig und aufgeregt. Es war nicht zu läugnen, dass ihm endlich sehr weh geschah.

Commendatio animae! Soll doch heissen ein Gebet, worin die Seele des Dahinscheidenden noch ganz besonders der göttlichen Huld und Milde empfohlen wird. Wenn man dann noch an die rührenden Worte des sterbenden Heilandes denkt: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ — so möchte man glauben, eine solche *commendatio animae* müsse ein inniges, rührendes, das Gemüth des Kranken besänftigendes Bitten sein. Indessen ist es das ganz und gar nicht. Ich fand vielmehr Inhalt und Vortrag dieser Commendation wenigstens für den gegenwärtigen Augenblick ganz ungeeignet und wunderte mich endlich gar nicht, als ich die zunehmende Ungeduld des armen Sterbenden sah. Ach ja, wir Menschen können ohne Ungeduld nicht Alles anhören, was dem lieben Gott als Gebet vorgesagt wird, der eine so wahrhaft göttliche Langmuth und Nachsicht mit den mancherlei

Betern und mit ihrer Art zu beten hat, wie Menschen deren gar nicht fähig sind.

Worin besteht nun jene *commendatio animae?* — Sie besteht aus der sogenannten grossen Litanei und allerlei langen Gebeten gewöhnlichen Inhalts. Zuerst wird der Herr (*Kyrie* und *Christe eleison!*) fünfmal angerufen, sich zu erbarmen. Dann werden Gott der Vater, dann Gott der Sohn, dann Gott der heilige Geist, jeder besonders, endlich alle drei zugleich genannt, dass sie sich erbarmen. Hierauf folgen die Namen der Mutter Gottes, die der Erzengel und Engel, Abel, Abraham, die der Patriarchen und Propheten, dass sie Fürbitte für den Sterbenden thun. Nach ihnen kommen Apostel, Evangelisten, Märtyrer, Bischöfe, Bekenner und heilige Doctoren an die Reihe. Nach je drei oder vier Namen jeder Gattung wird die ganze Section *in pleno* angerufen. Nun folgen noch die heiligen Frauen. Der fungirende Prior nennt die Namen, sämmtliche Anwesende fügen zu jedem derselben das *ora* oder *orate pro eo* hinzu und wenn sie noch so leise sprechen (was aber eben nicht geschieht), wird doch der Gesammtschall so stark, dass er einem Sterbenden schmerzlich weh thun muss.

Nachdem nun die heiligen Heerschaaren zu Hilfe gerufen worden, wiederholen sich die Bitten an den lieben Gott, dass er den Sterbenden von allerhand Uebeln und Nöthen befreie, die einzeln hergezählt werden. Dabei fiel es mir recht schwer auf die Seele, als es hiess: *Ab ira tua libera eum Domine!* — —

Wie wenig genau übrigens der Text dieser Litanei der Situation selbst entspricht, beweist die Stelle, in der es heisst: „Von der Todesgefahr — befreie ihn, o Herr!" —

Auf die zahlreichen Anrufungen folgen die Beweggründe: „um — willen" verschiedener Verdienste, welche nacheinander genannt werden, möge sich die Gottheit erbarmen.

Endlich wird der Herr wieder fünfmal gerufen, sich zu erbarmen. Darauf kommen vier lange Gebete. Nun glaubt man zu Ende zu sein, aber die Litanei erneut sich im Kleinen noch einmal, um den letzten Rest von Geduld aufzuzehren. Etwa ein Dutzend Parallelen werden genannt, die da lauten: „So wie du den und jenen so und so erlöst hast, so erlöse auch diesen da.“ Wieder folgen vier Gebete und zwei Psalmen.

Das ist die *commendatio animae!* Ich beklagte im Stillen den armen Sterbenden, der sich zuletzt von einer Seite auf die andere wie in Verzweiflung wälzte und wunderte mich, dass er bei dieser langen Litanei nicht den Geist aufgab. Glaubte ich doch, als Gesunder sie nicht überleben zu können.

Ich hielt am Sonntag Nachmittag wie gewöhnlich die mir seit einiger Zeit übertragene sogenannte Christenlehre. Dieselbe besteht darin, dass vor dem eigentlichen Gottesdienste (Segen) das Volk, besonders die erwachsene Jugend, im Katechismus unterrichtet wird, indem die vorzüglichsten Abschnitte desselben erklärt werden. Die Schulkinder haben dabei anwesend zu sein. Sie sollen da nicht nur eine Wiederholung und Auffrischung des genossenen Schulunterrichtes finden, sondern auch auf die ihnen vorgelegtenFragen öffentlich antworten.

Mit einem solchen Kinderexamen in der Kirche ist es aber immer eine missliche Sache. Das kleine Bauernvolk ist ohnehin schon und an sich geschämig in Bezug auf öffentliches Auftreten. Die Mädchen sind noch am dreistesten, wenn es sich darum handelt, etwas Erlerntes aufzusagen. Ausserhalb dieser Bedingung oder in Sokratischer Weise könnte der Katechet immerzu fragen, er bekäme doch nur selten

Antwort oder eine solche, die den Zweck einer Volksbelehrung mit erfüllen würde. Deshalb lässt er die Kinder gewöhnlich ganz in Ruhe und sieht nur darauf, dass auch sie ihn in Ruhe lassen, dass sie aus Langeweile nicht seinen Vortrag stören, sich wechselseitig necken, besprechen u. s. w.—

Meine kleine Schulherde war diesmal auf Seite der Knaben besonders unruhig. Während ich zum Volke mit jugendlich-katechetischem Eifer redete, hatten da hinten ein Paar erwachsene Schuljungen irgend etwas vor, was die Aufmerksamkeit der übrigen Kinder gewaltig anzog. Ich konnte nicht errathen, was das war. Ich rief die Ruhestörer vor mich und liess sie daselbst stehen, ohne weiteres Aufsehen zu machen.

Am andern Tage inquirirte ich die Angelegenheit in der Schule und erfuhr nun folgendes: In unserer Stiftskirche liegen hie und da grosse Marmorplatten, Werke der Bildhauerarbeit, in den Fussboden zwischen die Fliesse eingemauert. In der Nähe der Schulkinder war ein solch alterthümlicher Grabstein. Er stellt einen Ritter in voller Rüstung mit herabgelassenem Visir dar. In Letzterem ist eine Art Loch vorhanden und in dieses hinein bemühten sich die Knaben, während der Christenlehre um die Wette zu spucken — wie sich Einer von ihnen ausdrückte: „wer dem Ritter besser in's Maul thut.“ — Die Missethäter mussten freilich bestraft und deshalb der Ruthe des Lehrers überliefert werden, aber im Grunde thaten sie mir leid. Was kümmert sich so ein Kind um meine Christenlehre. Es hat ganz andere, seine kindischen Interessen.

Ich halte nicht viel von Trauerfeierlichkeiten, wie sie in unserem Jahrhundert gebräuchlich sind; ich lasse mich

auch nicht durch Geweine und Geklage zu der Voraussetzung verleiten, dass es immer und sicher ein Zeichen inneren Schmerzes oder der Ausbruch inniger Trauer sei. Oft genug wird es, wie wohlbekannt ist, nur gleichsam zur Schau getragen oder es entsteht gar nur aus körperlichen, nervösen Dispositionen, wie etwa aus einer Ueberfülle der Thränensäcke. Der rechte Schmerz, die rechte Trauer liegt nicht in Aeusserlichkeiten.

Dagegen muss ich mich doch auch wieder gegen die Art des Benehmens auflehnen, wie ich es nun schon öfter bei Beerdigungen von Klostergeistlichen an den überlebenden Mitbrüdern zu beobachten Gelegenheit hatte.

Würde nicht immerdar und allüberall die liebe Brüderlichkeit betont, in der wir einander angehören, so könnte mir die eisige Kälte der „Leidtragenden" auch nicht besonders auffallen. Sind wir doch, wie wir hier beisammen sind, als einander ganz fremde Leute aus allerlei Landesgegenden zu- und an einander gerathen. Keinerlei Sympathien haben uns zusammengeführt, vielmehr sind die eigenthümlichen Verhältnisse eines klösterlichen Lebens — obwohl es unglaublich erscheint — mehr geeignet, Seelen zu trennen als zu einen. Nur ausnahmsweise trifft es sich, dass da oder dort einmal ein Paar gefunden wird, das Freundschaft zusammengeführt hat. Ich spreche aber eben nicht von Freundschaft, sondern von der so hoch gerühmten Brüderlichkeit in Klöstern überhaupt und besonders wie sie sich am Sarge eines abgeschiedenen Bruders äussert, wie sie so keck als Lüge auftritt und sich nicht einmal die Mühe nimmt, den Schein zu bewahren.

Da stehen sie, die hochwürdigen Brüder, um den mit schwarzen, silbergestickten Abzeichen der Priesterwürde bedeckten Sarg und raspeln in bekannter Hast und Monotonie die lateinischen Psalmen, Sprüche und sonstigen geistlichen Redensarten schnell herunter. Der tiefe Ton, den sie dabei

anschlagen, könnte noch allenfalls als Trauerzeichen gelten, die Gebete und Sprüche selbst haben nichts von Schmerz über den verlorenen Bruder, nichts von Trauer beim Abschiede auf Nimmerwiedersehen in sich. Sie beziehen sich auf Erlösung der Seele aus dem Fegefeuer und deren Einführung in das Reich der ewigen Freude. Dass die Brüder sämmtlich, wie sie dastehen, an die beiden Dinge glauben, um die sie beten, erlaube ich mir stark zu bezweifeln. Ich wiederhole es, was ich hier so oft sagen höre, „der sei hingeschieden auf Nimmerwiedersehen."

Kein Wunder, dass selbst jene trauer- und schmerzlosen Begräbnissgebete gedanken- und theilnahmlos hergesagt werden.

Die Leiche wird in die Kirche getragen; das feierliche Requiem und Libera wird gesungen. Die Musik allein spricht Trauer aus: sie weint, seufzt und klagt; aber auf den Wangen der Brüder sieht man keine Thränenspur; ihrem Munde entsteigt nicht der leiseste Seufzer.

Nach dem Traueramt folgt das sogenannte Lobamt mit lustiger Andachtsmusik, mit Trompeten und Paucken. Die Geistlichkeit hat die schwarzen Ornate mit buntfarbigen gewechselt und singt mit hellem Klange ein *Gloria in excelsis.*

In solcher Stimmung wird die Leiche, nachdem sie in die Gruft gebracht worden, verlassen, um beim fröhlichen Leichenmahl Alles zu vergessen. Da geht es lustig zu, so lustig, wie am Kirchweihfest oder am Prälaten-Fasching. Man begeistert sich. Prosit! Auf gute Brüderschaft, ihr — — —. Ich ärgere mich über diese Leute.

Warum aber sollen sie auch trauern?! — Der Dahingeschiedene, ein noch ziemlich junger Mann, wenn er länger am Leben geblieben wäre, hätte ein sieches, der ganzen Congregation lästiges Dasein geführt. Es ist ihm so besser. Ein Amt hat er nicht gehabt, worin er etwa sehr brauchbar oder gar nöthig gewesen und sein Abgang empfunden worden wäre.

Und hätte er ein solches gehabt, hier ist kein Einziger unersetzlich. Er war nicht ohne Sterbesacramente in das Jenseits hinübergegangen, was bei geistlichen Herren ab und zu vorkommt. Ihn hat nicht ein plötzlicher Tod überrascht und wenn das geschehen wäre, ein Umstand, der sonst in christlichen Familien sehr betrübend zu sein pflegt, was hätte es auf sich? Was läge daran? Wen genirte das? Für solche Fälle hat man die General-Absolution erfunden, die man dem Sterbenden, selbst noch der Leiche ertheilen kann. — Wozu also traurig sein?

Aber auch zur Freude hat das heutige Begräbniss keine Veranlassung gegeben, denn der arme Verstorbene war eben noch gar nichts und machte demnach Keinem Platz; er hatte auch nicht einmal etwas, um ihn beerben zu können. Ich habe schon oft draussen im *saeculum* Begräbnisse erlebt, bei denen Einzelne offenkundig froh waren, endlich einmal einen Ruck weiter zu besserer Stelle gelangen zu können. Hier aber war es nichts, gar nichts. Ich glaube nicht, dass der Name des heute Begrabenen — ausser in den Gregorianischen Messen und den am dritten, siebenten und dreissigsten Tage des Sterbemonats üblichen Officien — oft genannt werden wird. Er ist gewesen und die Klosterwelt dreht sich ungestört weiter. — Ich möchte hier nicht begraben werden! —

Der Prälat hat mich gestern zum *custos bibliothecae* ernannt und mir zugleich durch den P. Prior die betreffenden Schlüsseln übergeben lassen. Der frühere P. Bibliothekar hat eine Anstellung in der Seelsorge gefunden und dieselbe unverzüglich übernehmen müssen. Die Bibliothek ist in aller Ordnung und ein vollständiger Katalog ist vorhanden. Ich

habe daher Alles *bona fide* übernommen. Es liesse sich auch nicht gleich und mit einem Male untersuchen, ob alles das auch wirklich vorhanden ist, was im Katalog verzeichnet steht. Der P. Prior entgegnete auf meine Bedenklichkeiten beruhigend, „ich würde die Bibliothek einmal ebenso ohne alle Verantwortung wieder zu übergeben haben, wie ich sie jetzt übernommen hätte.“ —

Da neue Bücher nicht angeschafft werden, die Sammlung sich höchstens nur durch den etwaigen Nachlass eines Verstorbenen zu vergrössern pflegt und da Bücher weder verliehen noch gewünscht werden: ist das Ganze so ziemlich eine Sinecure, die obendrein nichts einbringt. Ich kann indessen sagen, dass ich das grosse Vergnügen, in den alten Werken herumzuschnüffeln, hoch anschlage und gewiss davon tragen werde.

Gestern war das Frohnleichnamsfest. — Wenn ich daran denke, wie lärmend die gleiche Feier in der böhmischen Hauptstadt — und auch wohl in andern grossen Städten des katholischen Erdtheils — begangen zu werden pflegt: so erfüllt mich die Erinnerung an das hiesige Fest mit grosser Befriedigung. In Prag herrscht während der Procession ein endloses Gewirre von Gesang, Glockengeläute, Musik, Gebet in allen denkbaren Tönen und Tonarten und betäubt fast denjenigen, welcher solche rauschenden Ceremonien nicht gewohnt ist. Die mannigfaltigsten Aufzüge von religiösen Brüderschaften, bunt gekleideten Schulkindern, frivol sich belustigenden Gymnasiasten, bald demüthig, bald stolz darein blickenden geistlichen Orden, Beamten, Zünften, Militär und vielerlei durch Disharmonie der Instrumente glänzenden Musikcorps drängen sich durch und in einander, jede Partei in ihrer

eigenthümlichen Art andächtig. Die gesammte Militärbesatzung ist da in grösster Parade auf dem Platze, bildet Spalier, drängt die nach allen möglichen Moden ausgeputzte Zuschauermenge zurück, knallt ab und zu mit den Gewehren und lässt fröhliche Märsche durch ihre Musikbanden erschallen. Aus einiger Ferne brummt Kanonendonner als Grundton in die Stimmen hinein. Das Militär macht immer ein grosses Schauspiel erst vollständig. Ohne Militär geht es nun einmal auch in der Kirche nicht, und sollte sich dasselbe nicht betheiligen können, sind eine Handvoll Bürger so gut, Soldaten zu spielen zur grösseren Ehre Gottes.

Während sich also dort in meiner väterlichen Hauptstadt Alles und Jedes bemüht, nach seinen besten Kräften und Mitteln das hohe Fest prunkend und lärmend in allen Tonarten zu begehen (das Wort „begehen" passt hier sogar ganz genau): ist bei uns nur Ein harmonisches Getöne, wie Gottes heiliger Friede, wie ein sanfter Hauch natürlicher Gemüthlichkeit, wie eine Idylle über die ganze Ceremonie ausgegossen. Zwar macht auch Jeder nach seinen Kräften mit: aber wenn ich dabei an Prag denke, erscheint mir hier Alles still, bescheiden, würdig, einfach und natürlich fromm.

Auch hier mengt sich Glockengeläute in den Gesang, aber nur um damit zu harmoniren. Solch schöne Klänge wie die unsers gut gestimmten Geläutes, wenn sie wie hier nur von Einem Thurme, ganz nahe und in bestimmten Pausen herabtönen, müssen ja die Vorsänger verleiten, die gleiche Tonart zu wählen, in welcher die Glocken gestimmt sind. Das war gestern hier der Fall. O wie sich das schön anhörte!

Alles Volk sang nur die Eine, gleiche Melodie und erst wenn diese endigte, begann das Musikcorps oder die kleine Truppe der Stiftssänger die einfachen und klaren Kirchenlieder. Bei den Gebeten und Lesungen des Pontificanten

oder seiner Assistenten war dann Alles still. Die Glöckner konnten ja vom hohen Thurme herab genau den Moment wahrnehmen, wo die Glocken zu schweigen hatten.

Dazu nun die Umgebung einer herrlichen Gebirgslandschaft und die lachende Natur. Das Wetter konnte nicht schöner sein. Sie müssen nämlich wissen, theurer Freund! dass eine solche Frohnleichnams-Procession, die in den Städten durch die vorzüglichsten, mit Maien geschmückten Strassen und Plätze zu Altären, welche auf vier verschiedenen Punkten mit grossem Aufwande gebaut sind, herumzieht, hier in Gottes freie Natur verlegt ist. Unter blauem Himmel, im hellen Sonnenschein, auf Blumen- und grasbedeckten Plätzen, die der Prälat vorher auserwählt hatte, stand jedesmal der kleine, tragbare Altartisch, um den herum sich Alles zur sogenannten Station malerisch gruppirte.

Wie lieblich hörte sich jedesmal die hell und klar tönende Stimme des Prälaten an, wenn er das Volk segnete und die Feldlerchen hoch in den Lüften trillernd mit einstimmten. Wie mild klangen darnach die sonst so widrigen Pauken und Trompeten, wie sanft donnerten die Böller aus dem nahen Walde zum Segen ihr Amen! Wie prächtig, wenn dann die Berge und Schluchten jedesmal mit dreifachem Wiederhall einstimmten und gleichsam versicherten, sie feierten das hohe Fest mit uns und freuten sich des gespendeten Segens!

Die Geistlichkeit in ihren reichen, weissen, mit Gold und Silber gestickten Kirchenkleidern sah wie verklärt aus, das Landvolk in seinen besten Nationalgewändern wie selig. Die Mädchen und Frauen, selbst die älteren, hübsch in ihrem eigenthümlichen Aufputz, die Köpfe mit flimmernden Goldhauben bedeckt, so im freien Grün der Natur auf den Knien liegend, das Segenswort des Abten inbrünstig aufnehmend —

welch ungewöhnlich liebliches, bestechendes Wesen trugen sie da zur Schau! Oh, Alles war ergreifend und rührend! —

Und als wir dann in die festlich geschmückte, mit Blumen bestreute Kirche zurückkehrten, wie mächtig wirkte der Anblick des herrlichen Gotteshauses auf das Herz des aus der Natur selig zurückkehrenden Beters! Welcher Jubel im Gesange der unsere Ankunft begrüssenden Orgel! Welches Aufjauchzen der einen Triumphmarsch darstellenden Musiker! — Ja, da schien es mir motivirt, wenn die gesammte Priesterschaft am Hochaltar schliesslich ein feierliches *Te Deum laudamus* anstimmte und vom hohen Chor alle Töne der Sängerkehlen und Instrumente harmonisch den Lobgesang fortsetzten. Ich muss gestehen, dass ich gestern den ganzen übrigen Tag in Folge dieser Feierlichkeit sehr freudig gestimmt war. Selbst das der kirchlichen Andacht folgende grosse Festessen erschien mir viel weniger prosaisch, als sonst. An unserer Tafel sassen alle Stiftsbeamten, ausserhalb des Refectoriums in verschiedenen Räumlichkeiten an wohl ausgerüsteten Tischen sämmtliche bei der Festlichkeit irgendwie beschäftigt gewesenen Mannschaften der grossen und kleinen Fahnenträger. — Auch die riesige Gemeindefahne, von drei starken Bauern getragen und von zweien an Schnüren gegen eine etwaige feindliche Luftbewegung dirigirt, war heute in Parade zur freien Natur hinaus ausgerückt. — Die Schaar der Träger von Baldachin, Laternen, Fackeln und Kohlen, vom Altar und dessen Zubehör, von Pauken und grösseren musikalischen Instrumenten, dann die Glockenläuter, Vorbeter, Musiker u. s. w. — ein kleines Heer von Männern und Knaben. Jeder hatte bei der festlichen Ceremonie irgend ein sehr wichtiges Amt zu verrichten gehabt und Alle mögen sich eingebildet haben, mit gutem Essen und Trinken müsse nun dem Feste die Krone aufgesetzt werden. In diesem Sinne ist ihnen auch das Stiftsküchen- und Kelleramt liebreich entgegenge-

kommen. Selbst die Ministrantenknaben waren schliesslich gut feiertagsmässig von Wein begeistert. Vergessen oder verstossen war an diesem Tage keine irgendwie dienstbar gewesene Seele und demnach gab es da auch keinen einzigen Unglücklichen. Alle waren sie selig.

Nach der Tafel gab es Kegelschieben im Stiftsgarten. Ich kann Ihnen die glücklichen Gesichter der vom Wein begeisterten Bauern nicht beschreiben, als ihnen die Ehre zutheil wurde, mit den geistlichen Herren Kegel zu schieben. — So sind die Leute, das Ungewöhnliche ergreift sie. Die Begeisterung stieg bei dem unversiegbaren Quell eines edlen Getränks auf den höchsten Punkt.

Es ist doch ein eigen Ding um das menschliche Glücklichsein! Wie wenig und viel ist oft dazu nöthig! Gerade so wenig oder so viel als zur Seligkeit der Andacht. —

An hohen Festtagen hat der Nachmittagsgottesdienst, wenn er mit grossen Ceremonien gefeiert wird, immer eine ganz eigenthümliche Physiognomie, die von der des Vormittags wesentlich verschieden ist. Das Landvolk kommt in seiner Kleiderpracht sich zu zeigen. Arme Leute bleiben zu Hause. Nur Jugend, Liebe und Eitelkeit sind im Amte. Die geistlichen Herren, Seine Gnaden der Prälat an der Spitze, haben eben sehr gut und viel gegessen und getrunken. Von der Tafel weg mussten sie in die Kirche eilen, denn die Thurmglocken „haben schon zusammengeläutet“. Kleine Verwirrungen und Missgriffe bleiben dann nicht aus, aber es geht Alles doch so gut es gehen kann ohne Aergerniss ab. Die Ceremonien sind gut eingeübt und auf eine Handvoll Ungenauigkeiten kommt es dann auch noch nicht an.

Das, was einen strengen und gottesfürchtigen Beobachter allenfalls ärgern könnte, sind die geistlichen Gesichter selbst, auf denen alles Andere spielt und sich spiegelt, nur nicht andächtiger Ernst. Es ist aber auch eine Aufgabe, mit vollem Magen und schwerem Kopfe Gott zu dienen. Zum Glücke beachtet die Gemeinde nichts von Allem, ausser die schöne Chormusik, die Weihrauchwolken und die vielen brennenden Kerzen. — Die Landpfarrer machen es sich leichter, wenn ihnen nicht eben so recht zu Muthe ist, den Nachmittagsgottesdienst zu halten. Sie schicken den Schullehrer; der muss der Gemeinde den Rosenkranz vorbeten.

In den sogenannten Hundstagen ist es eine alte Klostersitte, dass jeder Conventual eine kleine Zulage an Tischwein erhält und dass Chorferien sind. Jedoch ist man in seinem Gewissen verpflichtet, die Hora's still für sich zu beten und keinen Tag zu vernachlässigen. Selbst die Officialen sollten es thun, doch wird angenommen, dass ihre vielfachen Amts-Geschäfte anstatt des Gebetes in Anrechnung kommen. —

Solcher Chorferien giebt es mehrmal im Jahre. Im Uebrigen wird es als eine Todsünde angesehen, wenn Einer sein Brevier vernachlässigt.

Aus triftigen Gründen wird auch jeder andere Stiftspriester, wie z. B. solcher, der in der Seelsorge beschäftigt ist, von seinem Abte stillschweigend vom Gebete dispensirt, d. h. er begeht keine Sünde, wenn er manchmal das Brevier auf seinem Platze liegen lässt, und erhält keinen Verweis, wenn er nicht pünktlich im Chor erscheint. So manch Einer dispensirt sich zu Zeiten selber, weil er gerade schrecklich viel zu thun hat.

Wenn der Prälat Chorferien giebt oder vom Gebete dispensirt, so fällt mir immer ein, was wohl der liebe Gott dazu sagen würde, wenn sein Wesen der Art wäre, wie man es sich menschlicherweise vorzustellen pflegt. Er müsste offenbar zu diesen Gebetferien gnädig — lächeln und den einfältigen Menschenkindern verzeihen.

Am letzten Sonntage hatte ich Nachmittag in der Kirche den kleinen Gottesdienst und vor demselben die sogenannte Christen-, eigentlich Kinderlehre zu halten. P. Jonathan, der Neugeweihte hatte an demselben Vormittage seine Primiz gefeiert und die Benedictionen an das Volk ausgetheilt. Es war schönes Wetter. Benignus hatte vom Prior Urlaub genommen, den Nachmittag und Abend bei seinen Verwandten zuzubringen. Sie gaben ihm eine Jause. Ich war dazu auch eingeladen worden, hätte mich aber erst viel später einfinden können, weil mich genannte Amtspflichten noch zurückhielten. Wir verfielen indessen auf ein gutes Auskunftsmittel. Jonathan sollte mich aus der Verlegenheit ziehen, indem er gleich nach Tische wieder anfing, in der Kirche seinen „frischen Segen“ zu geben. Während er das that, konnte ich ohnehin keine Kinderlehre halten. Schliesslich sollte er anstatt meiner den kleinen Gottesdienst abhalten. Er versprach auch, es genau so einzurichten, wie verabredet worden, und ich ward dadurch frei, konnte demnach gleich mit Benignus dem Vergnügen nachkutschiren. Das Letztere geschah denn auch, aber nicht das Erstere. Jonathan hatte sein Versprechen — angeblich wegen Ermüdung — nicht gehalten und mir dadurch grossen Verdruss bereitet. Dass er nur das gewollt, ist für mich jetzt nicht zweifelhaft.

Er hatte sich nämlich bei meinem Fortgehen in der Kirche nicht blicken lassen. Kinder und Leute warteten. Es gab aber weder „frischen Segen" noch Kinderlehre. Erst als die Stunde des kleinen Gottesdienstes schlug, kam er ihn abzuhalten und begann nach demselben seine Benedictionen auszutheilen.

Das war eine Perfidie und für mich um so schmerzlicher, als ich nun den gerechten Vorwurf zu ertragen habe, um des Vergnügens willen meine Pflicht vernachlässigt zu haben. Es war so eine Probe brüderlicher Klosterliebe.

Wenn ich in den Bücherschränken der Bibliothek herumstöbere, finde ich manchmal grosse Unterhaltung daran zu sehen, was Alles den lieben Geistlichen zur Lecture bestimmt gewesen und eigentlich noch immer bestimmt ist. Das unbedingt Reizendste und Lieblichste sind die Legenden und darunter wieder die alten Erzählungen von himmlischen Brautschaften und überirdischen Liebschaften der Mönche oder Nonnen — Erzählungen, welche nicht harmloser, naiver und ungenirter sein können. Auf solche mache ich ordentlich Jagd. Wenn ich zehn Seiten eines Legenden-Buches überlesen habe, handelten fünf gewiss über mein Thema.

Die heiligen Mönche der Vergangenheit stehen da regelmässig in einem überschwenglich freundlichen Verhältniss zur Madonna, die Nonnen zum Sohn des Allerhöchsten. Die seligste Jungfrau, von der ein Buch sagt, sie sei nicht an Krankheit, nicht an Altersschwäche sondern an den Folgen und Flammen göttlicher Liebe gestorben, macht in diesen Schriftwerken an ihre Verehrer keine andere Forderung als die der Liebe. Dafür giebt es aber auch keine schönere Vergeltung als Gegenliebe.

Man traut aber kaum seinen Augen, wenn man liest, welcher Art oft die Liebeszeichen waren, die den geliebten Mönchen als Erwiederung zutheil geworden sind. Die Madonna würdigt sich — wie solche Legenden mit klaren Worten sagen — nicht etwa nur ihre Lieblinge in den einsamen Zellen zu besuchen und mit ihnen Ringe zu wechseln: sie erweist ihnen selbst Dienste und Gefälligkeiten, wie sie nur das prosaische Zusammenleben von Liebesleuten des Alltagslebens mit sich bringt. Dem Einen z. B., weil er einen schwachen Magen hat, kocht sie eine gute, kräftige Suppe, dem Andern bessert sie in ihrer liebevollen Barmherzigkeit die schadhaft gewordenen Unterkleider aus; dem Kranken reicht sie eigenhändig die Heilmittel, dem Einen sogar die Milch ihrer Brust.

Welch einen Riesenglauben hatten doch die Alten! Ist es gewagt zu behaupten, dass unser Zeitalter einer solchen Steigerung religiöser Vorstellungen nicht mehr fähig ist? —

Die Mutter Gottes nimmt sich aber auch ganzer Congregationen liebend an, wenn dieselben ihr in Verehrung treu sind und bleiben. Diesen Ruhm bewahrte sich z. B. der Dominikanerorden, der nicht etwa nur wie andere auch begünstigte Congregationen unter dem weiten Mantel der heiligen Jungfrau, sondern ausnahmsweise unter deren Reifrocke Schutz und Aufnahme gefunden hat!

Ich würde es Niemandem glauben, ja ich müsste solche Darstellungen für Schmähung oder Ironie halten, wenn man mir sagte, das und derlei habe sich jemals ein frommes Gemüth eingebildet: hier aber habe ich es gedruckt vor Augen und nicht einmal, nicht einfach, sondern unzähligemal, mannigfach.

Derlei ist also Lecture für Mönche, das soll auch Gegenstand ihrer einsamen Meditationen sein! Und wie, wenn einst noch den Gebet- und Erbauungsbüchern kleine bildliche

Darstellungen beigefügt waren, von denen sich so manche, wenn auch schon vergilbt und alt, noch heute in unseren Brevieren als Merkzeichen herumtreiben! — Ich bleibe dabei, die Gläubigen der Vergangenheit, die solche Bücher und Bilder verfasst haben oder für welche sie verfasst worden sind, müssen enorm religiös, einfältig, kindlich, unschuldig gewesen sein, wie es Keiner von uns sein kann. Denn nur dem Reinsten kann Alles rein sein.

Es wäre übrigens ein Irrthum zu denken, dass die gnadenvolle Madonna ihre Liebe nur den sie verehrenden Mönchen allein in so wunderbarer Weise zugewendet habe und dass etwa die Nonnen als Geschlechtsverwandte ganz leer ausgegangen seien. Die Schätze himmlischer Gnaden sind unerschöpflich und auch den Marienverehrerinen wird oft ein übervolles Maass zutheil. Wie weit die Barmherzigkeit der heiligen Jungfrau auch da reichen könne, davon führe ich nur ein Beispiel an.

Eine Nonne Pförtnerin entläuft mit einem Mönch dem Klosterzwange in ein — öffentliches Freudenhaus und kehrt erst nach einer Reihe von Jahren — voll Reue und Busse, voll Inbrunst und Vertrauen in den Schutz der heiligen Jungfrau — zum Kloster zurück. Was findet sie? — Die Madonna, welche von der Nonne so oft in Liebesnöthen angefleht worden ist, hatte während der Abwesenheit des lieben Flüchtlings beständig den Dienst als Pförtnerin verrichtet, so dass im Kloster keine Seele von der Flucht und langjährigen Abwesenheit eine Ahnung hat. Maria hat barmherzig die Busse ihrer Verehrerin so lange erwartet — sagt die Legende. —

Dasselbe Buch versichert auch, die heilige Jungfrau begebe sich an jedem Samstag in das Fegefeuer hinab, um alle diejenigen persönlich zu befreien und in den Himmel einzuführen, welche ihr „kleines Kleid“, das sog. Scapulier ge-

tragen haben, also vorzüglich Mönche und Nonnen, so sich im Laufe einer jeden Woche daselbst zusammen gefunden haben. Welche naive Voraussetzung! Mönche und Nonnen, gleichsam selbstverständlich, im Fegefeuer! Also ein nichtsnutziges Völkchen und doch auch wieder des Erbarmens würdig! —

Es ist gewissermassen ganz richtig und hier anwendbar, was uns Novizen der knurrige Cölestin gesagt hat, als er auf das Thema der Heiligen zu sprechen kam: „Die Heiligen waren so ganz apparte Leute, dass an ihnen auch Alles appart sein musste und dass mit ihnen nichts Ordinäres vorgehen konnte, wie es in der profanen Welt denkbar und glaublich ist: es hat müssen die Schrift in Erfüllung gehen, die sagt: *mirabilis Deus in sanctis suis.* Das glauben, was dabei wahrscheinlich oder möglich ist, kann 'n jeder Hans-Narr. Das sind gar keine Meriten. Das Unglaubliche ist d' Hauptsach'." —

Ein anderes, für mich höchst interessantes Capitel ist das, welches von dem Verhältniss spricht, in welchem sich einst die heiligen Mönche zu den wilden Thieren befanden. Man möchte zu denken geneigt sein, dass sich gegenüber solchen glaubens- und vernunftlosen Creaturen noch weniger ausrichten lasse als gegen die Todfeinde keuschen Mönchthums, Weiber und Teufel. Aber im Gegentheil wurde jeder glaubensstarke Mönch mit jenen leichter und schneller fertig als mit diesen. Es kam mit den Bestien der Wildniss nie zu solch hartnäckigem Handgemenge, wie z. B. mit Weibern, die noch schlimmer waren als alle Teufeleien, wobei oft der tapferste der Heiligen, wenn auch nur vorübergehend, unterlag.

Aus Demuth und Verehrung gegen einen Mönch verläugneten die Thiere ihren gewaltigsten Naturtrieb, den Hunger, den Blutdurst. Sie zeigten sich artig, zartfühlend,

freundlich, dienstwillig. Bären und Wölfe, Tiger und Hyänen brachten Lämmer und Kälber, die sich im Wald oder Feld von der klösterlichen Heerde verirrt hatten, den hochwürdigen Eigenthümern unversehrt wieder. — Wenn es regnete oder schneite, schwebte irgend ein riesiger Geier über dem Haupte des über Feld ziehenden Auserwählten Gottes, damit er nicht nass werde, obgleich ihm das auch nichts geschadet hätte. — Ein frommer Mönch z. B. liess einmal irgend einen werthvollen Gegenstand ungeschickter Weise — denn auch der frömmste konnte zu Zeiten Unglück haben — in's Wasser fallen, gleich aber waren entsprechend grosse Fische da, ihm denselben aus der Tiefe herauf zu holen. — Dem Einen gefiel es, seine einsamen Betstunden in irgend einer Felsenhöhle zu halten und die Thiere, so daselbst wohnten, verliessen sie sogleich, ihm Platz zu machen. Dem Andern begegnete ein Bär mit einem getödteten Hirsch von ansehnlicher Grösse. Die Hirschdecke wäre für die Mönche zu Schuhen sehr geeignet. Der Heilige winkt und die Bärenbestie richtet nun ihre Mahlzeit so ein, dass die Decke unverletzt bleibt und den Mönchen präsentirt werden kann. — Ein einsam wohnender Mönch hörte an seine Clause pochen. Als er öffnet, liegt eine Hyäne demüthig mit einem blinden Jungen da und fleht, dass der Heilige dieses sehend mache. Zum Zeichen der Dankbarkeit hat sie ein hübsches Lammfell als Geschenk mitgebracht. Der Heilige nimmt es nicht, weil es von einem geraubten Thiere sei, frägt aber die Hyäne, ob sie noch ferner Lämmer, die dem Kloster angehören, rauben wolle und heilt, als dieselbe verneint, das blinde Kindlein. —

Wer dergleichen in der Bibliothek jenes geistlichen Ordens findet, welcher wie der unsrige in der literarischen Welt als ein gelehrter und aufgeklärter gerühmt ist, wer Derartiges liest und weiss, dass es zur Lecture und Meditation

für Religions- und Sittenlehrer einer civilisirten Menschheit bestimmt ist, der wage es noch, einen Stein aufzuheben und auf das abergläubische oder dummgläubige Volk zu werfen. Und wer das Alles weiss, was uns aus alten Zeiten im Punkte des Glaubens zugemuthet worden, der versuche es, sich über die Ungläubigkeit und Leichtfertigkeit der Geistlichen unserer Aera noch zu wundern!

Endlich werden wir von dem bei Allen unbeliebten P. Kämmerer erlöst werden: er will, gelangweilt durch die beständigen Anfeindungen, selber gehen. Da jedoch für den Augenblick kein auswärtiger Posten vacant ist, in den er eintreten könnte, so hat er einen alten Pfarrer, der bisher guten Platz inne hatte, zu bewegen gewusst, sich quiesciren zu lassen, in den Convent zurückzukehren und ihm die fette Pfründe zu überlassen. Der alte Mann soll sich unter einer Bedingung dazu bereit erklärt haben, wenn der Prälat erlaubt, dass die alte Wirthschafterin, an die der Pfarrer nun eine lange Reihe von Jahren gewöhnt ist, in der nächsten Nähe des Klosters wohnen darf.

Derlei ist nichts Unerhörtes und giebt auch keinerlei Anstoss. Fast ein jeder Conventuale hat so sein kleines Verhältniss in der nächsten Nähe des Klosters. Selbst meinen alten Prior darf ich da nicht ausnehmen. Jeder hat irgend ein Haus, eine Hütte, ein Stübchen, wohin er sich in freien Stunden aus dem langweilig-stillen Geräusche des klösterlichen Daseins in den traulichen Kreis von Freunden u. s. w. zurückziehen mag. Jeder steht so in kleinen oder grossen Beziehungen nach aussen, die oft mehr, oft weniger bindend sind, ohne dass darum die böse Welt immer auch Ursache hätte, Schlimmes zu denken oder zu reden. Da ist z. B. eine

Gärtnerswitwe mit ihren zwei Töchtern, eine Schullehrerswitwe mit einem Töchterchen, der Förster mit Frau und einer schon ältlichen Tochter, der Ortsschulze als Witwer mit mehreren erwachsenen, wenngleich nicht hübschen Kindern, da sind ferner ein Paar einzeln stehende Frauen, endlich die verheiratheten Stiftsbeamten, deren einige im Kloster, andere ausserhalb wohnen — sie finden regelmässig täglich Gelegenheit, Gastfreundschaft gegen einzelne, von ihnen besonders hochgeachtete Stiftsherren auszuüben. Ein Bedürfniss der Erfrischung und Belebung wird Keinem verdacht, wenn er nur vorsichtig genug ist, gewisse Gränzen des Anstandes inne zu halten.

Der Prälat, immer kränklich, lebt still für sich und eingezogen. In seinen gesunden Tagen soll er die vornehmeren Kreise der Nachbarschaft häufig besucht und dabei die Familie eines Gutsbesitzers besonders bevorzugt haben. Jetzt ist es aber, wie gesagt, nicht der Fall; der arme Mann steht oft sinnend am Fenster und sieht am stillen Nachmittage, wie Einer seiner Schwarzen nach dem Andern über den Hof hinaus schreitet zu denen, die ihm lieb sind. Der Convent ist dann wie ausgestorben und wenn sonst kein Kranker da liegt, ist der Prälat mit seinem Kammerdiener oft allein zu Hause.

Im Vorsaale der Bibliothek steht ein alter, bestaubter, aber mit zierlichem Schnitzwerk reich ausgestatteter Schrank, in welchem sich allerhand zurückgesetzte Bücher befinden. Diesen nahm ich mir eines Tages vor und untersuchte ihn. Ich fand da zu meiner Verwunderung eine grosse Anzahl schön gedruckter und eingebundener, wenig abgenützter Bre-

viere und hatte genug mich darüber zu wundern, dass man dieselben, die in ihrer Ausstattung viel hübscher und bequemer aussehen als jene, welche wir im täglichen Gebrauch haben, zurückgesetzt hatte. Das musste irgend einen Grund haben, den herauszufinden mir auch bald gelang.

Als ich nämlich in dem einen Bande herumblätterte, sah ich sofort grosse Stellen des Textes entweder mit Oelfarbe oder Tinte dick überstrichen, etwa so wie auf Anordnung russischer Behörden missliebige Stücke ausländischer Zeitungen mit Druckerschwärze überpinselt werden, bevor sie der öffentlichen Lecture anheim gegeben werden.

Derlei Anschwärzungen fanden sich nun hier in allen den zurückgestellten Brevieren sehr zahlreich vor und zwar nur immer in jenen Abtheilungen des Matutinums, in welchen Abschnitte aus Heiligen-Legenden zum Vorlesen ausgewählt sind. Ich bemühte mich nun zu ermitteln, was denn das für Dinge seien, die auf diese Art in klösterlichen Gebet- und Erbauungsbüchern selbst den frömmsten Augen entrückt werden sollten. Offenbar durfte der überstrichene Text nicht gelesen und noch viel weniger beherzigt werden.

Zunächst dachte ich daran, dass darin etwa gar zu üppige Schilderungen geistig-bräutlicher Liebesverhältnisse heiliger Frauen oder Männer enthalten seien, welche denn doch die Phantasie der Betenden der spiritualen ab- und einer profanen Betrachtung zuwenden könnten. In diesem Punkte wurde nämlich seit jeher einem andächtigen Mönche der kolossalste Heldenmuth in Bezug auf Selbstverläugnung und Unterdrückung aller Versuchungen zugetraut. Vielleicht war man später eines solchen Heldenmuthes nicht mehr fähig. —

Oder sollte die russische Schwärze Schilderungen von Wunderthaten bedecken, die mehr geeignet sind den Unglauben anzuregen als den Glauben zu stärken? — Auch

hier setzte man bisher das unbedingteste Vertrauen in die Glaubensseligkeit und Festigkeit brevierbetender Mönche.

Meine Neugierde wurde aber noch reger, als ich fand, dass die Anschwärzungen nur solchen Heiligen zutheil geworden sind, die sich meines Wissens weder durch gottselige Liebeleien noch durch absonderliche Wunder hervorgethan haben.

Endlich kam mir ein Exemplar in die Hand, in welchem die jedenfalls bedenklichen oder wohl gar bösartigen Textstücke nicht überschwärzt, sondern ganz sauber mit weissem Papier überklebt waren. Das muss Jemand gethan haben, der viel Sinn für Reinlichkeit seines Gebetbuches hatte und die hässlichen schwarzen Flecke verabscheute. Vorsichtig löste ich ein Deckblatt nach dem andern ab und fand nun die Lösung des Räthsels im ursprünglichen Texte jener Stellen, die nicht vorgelesen und nicht meditirt werden sollten. Der meinem Auge zuerst blosgelegte Absatz sprach von Hildebrand oder Pabst Gregor VII. als von einem Heiligen, dessen ruhmvoller Kampf für die Wohlfahrt der Kirche Gottes gegen die weltliche Gewalt und äussere Feinde gerichtet gewesen. Die Darstellung war heftig und ausfällig. Kurz und derb bezeichnete sie das, was der heilige Mann gegen die Regenten seiner Zeit zu unternehmen gewagt hatte. Andere Stellen, die ich entklebte, enthielten aufmunternde Beispiele heilig gesprochener kirchlicher Oberhirten, Aebte oder Bischöfe, die ebenfalls Kaisern und Königen frommen Widerstand entgegensetzten und u. A. predigten, dass fortan Keiner den Szepter zu führen berechtigt, kein Unterthan ihnen zu gehorchen schuldig sei, wenn das Haupt der Kirche vorher dazu nicht die Vollmacht gegeben hätte.

Das waren nun freilich etwas aufregende Anführungen, wenn die Betenden oder Meditirenden etwa zur politischen Empörung hinneigten, und die Geschichte von wirklich statt-

gehabten Auflehnungen, die man Kirchen und Klöstern unmittelbar zur Last legte, mag denn doch mit der Zeit zur Vorsicht gemahnt haben. So wird wohl die Staatsregierung Veranlassung genommen haben, der Geistlichkeit die Aufnahme solcher Lectionen in ihre Breviere zu verbieten. Das ist vor einigen Jahrzehnten in unseren Staaten, ich glaube gar schon unter Maria Theresia, wirklich geschehen.

In den neueren Brevierausgaben, wie wir sie jetzt im Gebrauch haben, stehen derartige Censurstellen nicht. Da sie jedoch in die damals schon vorhandenen Breviere, wie die mir vorliegenden, nun einmal aufgenommen und diese nicht alle auf einmal zu beseitigen oder zu ersetzen waren: so mag die Anordnung ergangen sein, die bösesten Stellen mit Schwärze zu bedecken. Doch auch wieder mit Ausnahmen. Wenn die durch diese Art frommer Ergüsse verletzbare Obrigkeit nicht eine vaterländische, sondern fremde, etwa protestantische, ketzerische oder gar heidnische gewesen, dann blieb der Bericht über den ihr von Seite der Geistlichkeit geleisteten Widerstand — wie ich vielfach sehen konnte — unangeschwärzt stehen. Es galt ja, wie mir scheint, eben keiner rechtmässigen Obrigkeit, weil nicht einer katholisch-christlichen.

Nun steht die Masse schöner und theurer Breviere als unbrauchbar da; andere sind an ihrer statt in Gebrauch gekommen. Wäre das Verbrennen von Büchern nicht so kirchlich anrüchig, könnte man eine Zeit lang seine Zelle damit heizen.

Das Gerücht eines von einem Geistlichen in Ungarn verübten entsetzlichen Verbrechens ist zu unserer Kenntniss gekommen und hat leider die traurige Erfahrung bestätigt, dass die Priester-

weihe mit allen ihren wundervollen Segnungen und zuertheilten Gnaden allein nicht im Stande ist, das thierische Wesen im menschlichen Individuum zu veredeln oder auch nur zu mildern, wenn es nicht sonst durch Erziehung und Unterricht umgewandelt worden ist. Der Verbrecher ist dem Vernehmen nach vorläufig in geistlicher Haft und wird nach den canonischen sowohl als Landesgesetzen erst degradirt werden müssen, ehe er an die weltlichen Gerichte ausgeliefert werden kann.

Der Fall, dass ein geweihter Priester wieder entweiht werden muss, ist glücklicher Weise sehr selten und wird dem grossen Publikum niemals vor die Augen geführt. Daher ist auch die dabei stattfindende Ceremonie eine dem Laien ganz unbekannte. Es wird Sie, lieber Herr Professor! vermuthlich interessiren, darüber ein Weniges zu vernehmen. Ich selbst habe einem solchen Vorgange nie beigewohnt und kann mich in meiner Mittheilung nur an das grosse Pontificale, das Ceremonienbuch für bischöfliche Functionen, halten, das ich eben vor mir liegen habe. Darin wird über die Degradation eines den weltlichen Strafgerichten zu überliefernden Priesters in der Hauptsache folgendes gesagt:

Der Schuldige erscheint in priesterlicher Kleidung. Der Bischof kratzt ihm die an den Händen gesalbten Stellen mit zerbrochenem Glase, mit einem Messer oder dergl. leicht ab, ohne Wunden zu erzeugen und Blut hervorzulocken. Dasselbe geschieht an der Stelle des Kopfes, wo die Tonsur ist. Darauf wird dem Delinquenten ein Stück der priesterlichen Kleidung nach dem Andern abgenommen und jenes Gewand angethan, das die Gesetze für Justiz-Gefangene vorschreiben.

Nun spricht der Bischof zu dem anwesenden Criminal-Beamten: „*ut degradatum in suum forum, si velit, recipiat.*‘

Diese Art Degradation braucht nicht in Gegenwart mehrerer anderer Geistlichen oder in einer Kirche zu geschehen;

auch ist nicht nöthig, dass der fungirende Bischof in *pontificalibus* gekleidet erscheine.

Eine Begnadigung und somit eine Entziehung des Verbrechers gegenüber dem weltlichen Richter konnte in früheren Zeiten der Pabst durch eine *restitutio in integrum* erlassen, die dann der Bischof auszusprechen hatte. Wenn die weltliche Gerechtigkeit aber den Degradirten von der Anklage freigesprochen hat, sollte die Restitution in möglichst feierlicher Weise geschehen. Jetzt ist es damit anders, der Pabst kann einen Verbrecher dem staatlichen Richterstuhle nicht mehr entziehen.

Unter Umständen und besonders zur Abschreckung Anderer kann aber die Degradation dem Pontificale gemäss auch folgendermassen geschehen:

Ausserhalb der Kirche wird eine Tribune von angemessener Grösse errichtet und darauf ein Credenz-Tisch gestellt. Messkannen, Kelch, Paten, eine Hostie, Wein, Wasser, ein Evangelienbuch, ein Leuchter mit ausgelöschter Kerze, Schlüssel, Scheere, Messer, Glas — finden auf diesem Tische Platz. Ein Betschämel und Sitz für den Bischof, so wie Stühle für dessen Assistenten werden vorbereitet.

Ein Barbier wird herbeigeholt und der betreffende Notar, „*qui, si opus erit vel placet, legat degradationis processum*“, ist anwesend.

Wenn nach diesen Vorbereitungen der Schuldige herbeigeführt worden ist, werden ihm die Fesseln abgenommen. Sein Gewand ist ein alltägliches Civilkleid. Die Abzeichen der priesterlichen Würde liegen auf der Credenz. Die bischöflichen Assistenten bekleiden ihn damit. Dann kommt der Bischof mit seinem geistlichen Hofstaat; er setzt sich; neben ihn stellt sich der weltliche Richter.

Dem Schuldigen werden nun die kirchlichen Paramente in die Hände gegeben, als sollte er eben Messe lesen. So

tritt er vor den Bischof. Dieser macht, die Mitra auf dem Haupte, den Anwesenden Mittheilung von der Veranlassung dessen, was nun geschehen wird, und spricht schliesslich dem Unglücklichen folgendes Urtheil:

„*In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti! Amen! Quia nos N., Dei et Apostolicae sedis gratia episcopus N., per viam accusationis (denunciationis* oder *inquisitionis) cognoscentes de crimine N. contra N. presbyterum evidenter invenimus, eum ipsum crimen commisisse etc. pronunciamus secundum traditionem canonum degradandum.*"

Darauf nimmt der Bischof dem Delinquenten ein Stück nach dem andern in der Ordnung weg, wie es abgelegt zu werden pflegt, sprechend: „*Amovemus a te potestatem offerendi Deo sacrificium.*"

So geht es hinab bis zur Tonsur, so dass ihm demnach alle sieben Weihen entzogen werden. Die gesalbten Stellen an Haupt und Händen werden abgekratzt, der Bischof beginnt mit der Scheere das Kopfhaar abzuschneiden und der Barbier tritt heran, dasselbe ganz glatt wegzuscheeren. Schliesslich werden ihm die Züchtlingskleider angelegt und derselbe wird von nun ab nicht mehr angerührt.

Der Bischof spricht in tiefem Tone die gewichtigen Worte: „*Pronunciamus, ut hunc exutum omni ordine ac privilegio clericali curia saecularis in suum forum accipiat degradatum.*"

Darauf wendet sich der Bischof an den weltlichen Richter und bittet ihn um Barmherzigkeit, vorzüglich aber, dass er den Schuldigen nicht die Todesstrafe erleiden lasse. — Die weltlichen Schergen fassen ihn nun und führen ihn ab.

Unter den Raritäten der Bibliothek fand ich auch einige kostbare mit Silber beschlagene Missale und wieder auch

solche, von denen der Silberbeschlag mit ruchloser Hand abgenommen worden war. Ob sich 'nmal so ein P. Bibliothecarius an dem edlen Metall vergriffen haben mag? — Wer kann es jetzt wissen? —

Diese kolossalen und wuchtigen Hochfolio-Gebetbücher, zur Feier der heiligen Messe bestimmt, sind mir dadurch merkwürdig, dass neben dem eleganten und grossen Druck auf einzelnen Blättern am Rande geschriebene Bemerkungen stehen, als z. B. über zeitweilige Einkünfte und Besitzungen der Klosterkirche, über Messfundationen und andere milde Stiftungen. In *margine* der Canons stehen besonders Namen kirchlicher Wohlthäter deutlich aufgezeichnet, vermuthlich zu dem Zwecke, dass ihrer täglich gedacht werde.

Uebrigens finde ich fast in allen alten Druckwerken der Bibliothek Marginalien vor. Die einstigen Mönche scheinen eine Manie gehabt zu haben, jedes leere Plätzchen eines von ihnen gelesenen Buches mit persönlichen Anmerkungen auszufüllen. Schade nur, dass dieselben zu allermeist unleserlich, weil eng und klein zusammengeschrieben sind. Dazu hatte noch ein Jeder, wie es scheint, seine eigenthümliche Art Abkürzungen der Schreibweise, die jetzt gar nicht zu entziffern sein dürfte. Ob da grosse Ideen zu Tage kämen, wenn man im Stande wäre, diese geschriebenen Glossen zu lesen und zu verstehen, will ich nicht sagen. Vorläufig sind damit die meisten Druckwerke vergangener Zeit ziemlich verunsaubert. Meine Art Glossen und Bemerkungen dürfte da aber kaum zu finden sein. So unverschämt aufrichtig wird man wohl in alten Zeiten überhaupt nicht gewesen sein und wehe mir, wenn diese Blätter heute in strenge Hände fallen sollten.

Das Naschen aus einer grossen Bücher-Sammlung hat seine Reize, denen gewiss Keiner widerstehen würde. —

Ich finde da in unserer Bibliothek ein authentisches Verzeichniss jener Stifter und Klöster, die nur allein in der kleinen Provinz Niederösterreich nach der grossen Klosteraufhebung durch Kaiser Joseph II. gesetzlich weiter fortbestehen durften. Die Aufhebung und Unterdrückung selbst betraf zunächst alle diejenigen geistlichen Congregationen, deren Zweck ausschliesslich nur die sogenannte Kreuzigung des Fleisches und Sündenbusse war, die also weder öffentliche Jugend- oder Kinderschulen hielten, noch sich der allgemeinen Krankenpflege weihten, die auch keine Seelsorge hatten oder sich sonst in wissenschaftlicher, gemeinnütziger Weise nicht verwenden liessen. Demgemäss traf das Loos der Unterdrückung auch sehr viele Frauenklöster.

Die gesetzliche Erlaubniss des Fortbestehens eines geistlichen Conventes war dann ferner mit der Anordnung verknüpft, dass in Zukunft die Zahl der Mitglieder eines jeden klösterlichen Hauses normirt und begränzt sein sollte. Nur so viele durften vorhanden sein, als zum allgemeinen Dienste unumgänglich nöthig waren.

Dieser kaiserlichen Anordnung gemäss blieben in der innern Stadt Wien immer noch sieben Klöster mit 480 Mitgliedern, deren Zahl aber, auf den Aussterbeetat gesetzt, fortan nur 220 betragen sollte; in den Vorstädten dieser Hauptstadt zwölf Klöster mit 460, künftig 350 Mitgliedern; auf dem Lande 32 Klöster mit 780, in Zukunft 527 Mitgliedern; zusammen also 51 Klöster von 1720 Mönchen oder Nonnen besetzt, die sich späterhin auf die normale Zahl von circa 1100 zu reduciren hatten. Das war im Jahre 1783.

Nach Kaiser Josephs Tode wurden zwar die aufgehobenen Klöster nicht gleich wieder errichtet, aber den Bestehenden ward gestattet, je nach angegebenen Bedürfnissen über die

gesetzmässige Zahl hinauszugehen und mehr Novizen einzukleiden.

An Benediktinerstiften waren fünf übrig geblieben. Die Zahl ihrer Köpfe war bei jener Aussonderung 180 gewesen und sollte fernerhin auf 101 beschränkt werden. In der That aber wuchs sie in einigen Monachien bis auf das Dreifache und hat gegenwärtig die Höhe von 360. Stift Mölk z. B., das im Jahre 1783 45 Mitglieder zählte, die nach der Massregelung auf 22 zusammenschrumpfen sollten, hat gegenwärtig an die 90.

Nach einer im Jahre 1785 im Druck erschienenen Uebersicht hatten während zwei Regierungsjahren des merkwürdigen Kaisers im Ganzen 5276 Mönche und Nonnen ihre Klöster verlassen müssen, die Mehrzahl (3000) Nonnen.

In der auswärtigen Seelsorge.

Ich habe einige Wochen gar kein Tagebuch geführt. Warum? Eine grosse, plötzliche Veränderung ist in meinen äussern Verhältnissen vorgegangen. Die ganze Aufmerksamkeit musste darauf gerichtet sein in dieselben einzutreten.

Das Nachbarstift hat augenblicklich Mangel an jüngeren Priestern und kann die Stelle eines Cooperators auf einer seiner bedeutenderen Pfarreien nicht besetzen. Der Prälat dieses Stiftes wendete sich dieserhalb an den des Unsrigen und bat um „Aushülfe“. Für diese wurde ich ausersehen. Da ich das Klavier und meine Staffelei nebst noch einigen andern grossen Kleinigkeiten für meine Selbststudien nicht zurücklassen wollte, so hatte ich mit dem Einpacken und Fortschaffen der Sachen vollauf zu thun. Eine vollständig meublirte Wohnung sollte ich im Pfarrhofe finden und hatte in dieser Hinsicht keine weitere Sorge. Dagegen musste ich mich mit vielen Dingen, die in dieser ausser allem Handelsverkehr gelegenen Weltgegend nicht zu haben sind und die ich doch zu meinen die Zeit ausfüllenden Beschäftigungen brauche, versehen.

Am späten Abend kam ich im Pfarrhofe an und wurde von meinem künftigen Vorgesetzten mit grosser Freundlichkeit begrüsst. Der erste Eindruck, den der Mann auf mich machte, war eben kein angenehmer, und der Umgang, den ich bisher mit ihm hatte, zeigt, dass mich mein erstes Gefühl nicht getäuscht hat. Ich halte etwas auf Physiognomie und

Gesichtstypus. Ihm sieht die Falschheit, wie sie fast allen seinen nationalen Verwandten eigen ist, aus den Augen, und sein einschmeichelndes Wesen vermag diesen Eindruck nicht zu verwischen. Es wird mich übrigens die Ausübung der Kunst, mit ihm gut auszukommen, interessant beschäftigen. Friede soll meine Loosung und mein Feldgeschrei sein. Da er sehr eitel zu sein scheint, obwohl er ganz ungebildet ist, so glaube ich meine Absicht, wenn auch nicht ohne Mühe, erreichen zu können.

Mein Pfarrer hat keine Bibliothek und ausser den Registern für Taufen, Trauungen und Begräbnisse gar keine Bücher. Brevier und Messbuch liegen in der Sakristei, der Katechismus in der Schule. Er braucht auch nicht einmal gedruckte oder Muster-Predigten, nach denen er etwa studiren und arbeiten könnte. „Wozu? — meinte er, als ich ihm meine Bewunderung ausdrückte — die Manuskripte aus der Zeit, wo ich noch Cooperator war, würden wohl für alle Fälle langen, wenn es nöthig wäre eine Predigt zu studiren. Was müsste das aber für ein Pfarrer sein, der nicht im Stande wäre alle Sonntage 'nmal eine halbe Stunde lang den Bauern was vorzupredigen, ohne es vorher eingelernt zu haben!"

Ein nachbarlicher Pfarrer hat vor einigen Wochen, als er an einem Sonntage wie gewöhnlich vor dem Hochamte durch die Kirche schritt die Gemeinde mit Weihwasser zu besprengen, seine augenblickliche Aufwallung über das Lachen eines jungen Menschen, das sich wie ein höhnisches Verlachen

angesehen haben soll, so wenig bemeistern können, dass er dem Burschen einen Schlag mit dem Weihwedel versetzt hat. Der Geschlagene, der nun vom Volke Asperges-Seppel genannt wird, hat zwar bei der geistlichen Behörde geklagt, wird aber, da ihn die weltliche Justiz bereits abgewiesen hat, nichts ausrichten. Der betreffende Pfarrer soll seinem Dechant auf die Aufforderung, sich über das Geschehene schriftlich zu rechtfertigen, höchst einfach mit einer Stelle aus den Psalmen Davids geantwortet haben: *Zelus Domini còmedit me!* Seine Gemeinde billigt aber vollkommen die dem Burschen gegebene Zurechtweisung. Ich glaube, dass das Volk nichts dagegen hätte, wenn „der gottlosen Jugend" die Religiosität in russischer Manier beigebracht würde. Die gutmüthigen Leute!

Als eine besonders wohlthuende Eigenschaft des Seelsorgers wurde mir einst gerühmt, wenn er die seiner geistlichen Obhut anvertrauten Leutchen öfter in ihrer Häuslichkeit besucht und sich mit ihnen freundschaftlich unterhält. Ich mache manchmal derlei Versuche, aber sie wollen mir weder recht behagen, noch absonderlich glücken.

Bei dieser Gelegenheit lerne ich die Bildungsstufe näher kennen, auf welcher das Volk in Bezug auf Religion steht. Mein Gradmesser ist dabei das Vorhandensein von Büchern. Aber ausser dem üblichen Gebetbuch ordinärster Art finden sich da gewöhnlich nur zwei Druckwerke vor; P. Cochem heisst das Eine, P. Dionys das Andere. Nach einer Bibel brauche ich mich gar nicht erst umzusehen, denn sie ist dem gemeinen Manne untersagt, „weil er dieselbe ohnehin nicht versteht und durch das Lesen derselben nur confus gemacht würde."

Ein altes, höchst wunderliches, beim Volke beliebtes Buch ist P. Cochems, eines Capuziners: Leben Christi und Mariä — voll der schnurrigsten Anekdoten, die ganz geeignet sind zur Verdummung der Leute beizutragen. Den Himmel z. B. beschreibt dieser „Religionslehrer" mit sorglosester Genauigkeit. Derselbe sei schöner als das herrschaftliche Schloss (warum nicht das Capuzinerkloster?) und dessen Garten; da gebe es keine Beamte, keine Steuern, keine Frohnden, aber freie Jagd, keine Arbeit, aber ein ewiges Zechen ohne Wirth — lauter Dinge, die dem Bauer zunächst sehr wohl gefallen. Da fange der heil. Petrus Fische, welche die heil. Martha in Schmalz backe — also Backfische, ein Lieblingsessen unseres Landes. Die heil. drei Könige führen die Seligen spazieren, die Heil. Georg und Martin ritten vorauf u. s. w. In diesem Himmel ist natürlich Alles nur Gold, Silber, Perlen und Edelstein. Die schönste Musik der Welt ertönt da und die Auserwählten kommen aus dem Entzücken gar nicht heraus.

Noch komischer ist der andere Capuziner P. Dionys, dessen Legenden der Heiligen leider desto lieber gelesen werden, je gemeiner und zotiger sie dargestellt sind. Ich vermag meine Feder — um etwa Beispiele anzuführen — gar nicht in die unsaubere Tinte zu tauchen, mit welcher dieses Volksbuch geschrieben ist.

Man darf nicht behaupten, dass das Volk nicht bessere Bücher lesen würde, wenn es überhaupt lesedürftig wäre und Besseres — umsonst — bekäme: aber zum selbstständigen Lesen und Verstehen ist es noch immer so gut wie unreif und ausserdem kosten Bücher Geld. Volksbibliotheken giebt es nicht und denkt auch Niemand an derlei. P. Cochem und Dionys sind Familienerbstücke und brauchen nicht erst bezahlt zu werden.

Selbstverständlich ist mit Leuten, die nichts oder nur

so albernes Zeug gelesen haben, nicht viel gesprächliche Unterhaltung möglich, wenn man nicht in das niedere Bereich ihres Alltagstreibens herabsteigen will. Das aber wird mir besonders sauer. Meine Rettung sind dabei die schwatzhaften Weiber, die immer neuen Stoff zu Fragen und Antworten liefern und so ein Gespräch nicht absterben lassen. Moralisiren darf ich aber nicht, „das is den Leuten halt z'wider".

Es ist doch merkwürdig und verdient als psychologisches Phänomen eine nähere Untersuchung, dass und wie es möglich ist, zwei einander so schroff entgegengestellte Begriffe, als die von priesterlichen Seelenhirten und von gewöhnlichen Menschen, auf die Dauer, dicht nebeneinander ruhig verträglich bestehen und bewahrt werden können. Der eine Begriff: Pfarrer, Priester, Seelsorger wird der Gemeinde in Schule und Kirche durch Bezeichnungen eingeübt wie: „Stellvertreter Gottes unter Menschen", „Bevollmächtigter des Erlösers", „Nachfolger der Apostel", „Geweihter des Herrn", „geistlicher Arzt, Tröster, Segenspender" etc. Diesen Titeln entsprechend pflegt sich die Gemeinde, wenn gleich nach ihrer Art, auch auszudrücken. Den Begriff „Mensch, wie unsereiner" erhält sie auf praktische Weise, sobald sie den hochwürdigen Herrn im täglichen Verkehr sieht. Da beobachtet sie mit grossem Scharfblick und lebhafter Aufmerksamkeit, wie er seine weltlichen Angelegenheiten besorgt, seinen Vortheil überall wahrzunehmen weiss, wie er kauft, verkauft, handelt, übertheuert oder gar „anschmiert" gleich dem Bauer; wie er den Knecht oder die Magd so recht ordinär-menschlich behandelt, auszankt, ausschimpft und endlich davon jagt; wie er an Wochentagen auf den Aeckern herum raset, beim Pflügen und Mistbreiten, beim Holzfahren

sich betheiligt; wie er den Zehent mit aller Strenge beitreibt und auf jeden Kreuzer sieht, den man ihm zu zahlen hat; wie er auf Märkten unter Ochsen und Kühen umhersteigt und feilscht und schachert oder in Gesellschaft seiner Köchin mit den Marktleuten sich abgiebt; wie er gelegentlich auch unmässig essen und trinken oder mit „saubern Menschern“ schäckern kann und was dergleichen Menschlichkeiten mehr sind, die an sich oft sehr harmlos sein können, aber neben den sublimen, fast überirdischen Attributen eines hochgeheiligten Priesterthums so gar sehr grob aussehen.

Der Gegensatz kann eigentlich gar nicht mehr grösser sein, als jener ist, in welchen die Doppelperson eines Pfarrers auf dem Lande ganz unwillkührlich gerathen muss. Ich glaube, dass sich jeder Geistliche darin selber beengt fühlt, wenn er nur halbwege Einsicht in das ganze Verhältniss besitzt. Mein Pfarrer hat sie freilich nicht und das Missverhältniss stört ihn auch nicht.

Aber auch die liebe Gemeinde lässt sich durch diesen Contrast nicht beirren. Wenn sich der Bauer so eben mit dem Herrn Pfarrer tüchtig herumgezankt hatte, kann er in der nächsten Stunde in die Kirche gehen, da niederknien und sich von ihm segnen lassen. Oder wenn der Herr Pfarrer von irgend einer festlichen Mahlzeit weggeholt werden musste, um einem Sterbenden die heiligen Sakramente zu reichen, so macht es gar nichts, dass derselbe nun mit vom Weine gerötheten Antlitz und auf etwas unsicheren Füssen das Sanctissimum unter dem Geläute der Dorfglocke durch die Reihe der herbeigeeilten und im Staube liegenden Bewohner lustig und vergnügt einherträgt und damit zugleich den Segen ertheilt. Man bedauert höchstens Seine Hochwürden, dass sie von der Tafel weggeholt und in ihrem Vergnügen gestört werden mussten. Zur Ohrenbeichte kommt Freund und Feind, Vertrauter und Gegner, Beleidiger und

Beleidigter, Verehrer und Verächter des Pfarrherrn, gleich als ob dieser nicht, sondern ein ganz fremdes Wesen im Beichtstuhl sässe. Dahin geht selbst der Knecht, die Magd, die Wirthschafterin. Der Pfarrer im Ornat und derselbe Pfarrer im Schlafrock sind den Leuten zwei Personen und wenn sie die Eine vor sich sehen, wissen sie nichts von der Andern.

Ich muss bekennen, dass in mir diese zwei Vorstellungen, wenn sie sich oft in einem gar so grellen Widerspruch zusammenfinden, mit einander einen förmlichen Vernichtungskampf führen, dessen Ende nothwendig immer sein muss, dass der Mensch den Priester ausschliesst, erdrückt, tödtet — verzehrt und sich dann zu einer dickbäuchigen Form gestaltet, die nicht widerwärtiger sein könnte.

Wie gedankenlos tolerant das Volk gegen seine Seelsorger ist, zeigt jeder Augenblick des alltäglichen Verkehrs, am meisten aber immer jener Moment, in welchem sich das christlich-kirchliche Bedürfniss zu befriedigen strebt. Was da den gemeinen Mann mit grösst-möglicher Inbrunst und Andacht erfüllt, setzt er nicht auch bei dem hochwürdigen Herrn als nöthig voraus. Wenn jener reuevoll, zerknirscht, demüthig fleht und betet, darf dieser einen leichtfertigen Ton anstimmen und lustig d'rein schauen. Das alles geht an. Der Bauer z. B. geht mit Weib und Kindern zur heil. Communion. Welche Vorbereitungen und Anstalten! Wie sehen die Leute, freilich nach ihrer Art, wohl zu, damit an ihnen die dogmatische Drohung nicht in Erfüllung gehe: „Wer den Leib des Herrn unwürdig geniesst, thut es zu seiner ewigen Verdammniss.“ Und wenn auch in der Vorbereitung zum Abendmahl bei diesen Leuten viel Halbheit, Einseitigkeit oder Mangelhaftigkeit anzutreffen, ist doch etwas da, dessen Merkmale nicht zu verkennen sind, ein gewisser Grad von Ehrfurcht, Andacht, Angst und Zerknirrschung.

Der Geistliche dagegen empfängt in der Messe täglich die heil. Communion; er ist sogar selber der Priester, der das Opfer des Kreuzes erneut: aber er thut es gar oft ohne Vorbereitung, immer ohne Angst und Zerknirschung, ja selbst ohne Zeichen von innerer Andacht und Ehrfurcht. Das Aeusserliche im Händefalten und Augenverdrehen, wo es vorkommt, halte ich für das gerade Gegentheil dessen, was erforderlich wäre. Das Volk könnte es auch so ansehen, wenn es nicht gedankenlos wäre. Manch einer sieht es vielleicht auch, aber er ist der Sache gewohnt.

Was der Morgenfeier des heiligen Messopfers manchmal in der Nacht vorhergegangen sein mag, vermuthen die Leute oft ziemlich genau, denn sie bereden es genug und übertreiben das Gerede wie gewöhnlich jedes andere: aber sobald der Herr Pfarrer oder Caplan am Altare stehen und die hochheiligen Handlungen verrichten, ist es, als ob ihnen Alles vergeben und vergessen wäre. Da sind sie, da sind die Leute nicht mehr, die sie vor einer Viertelstunde waren, und noch nicht, die sie nach der nächsten sein werden.

Nach der Messe freilich ist Alles wieder wie vor derselben. Der Geistliche ist dann in den Mäulern der Leute, was er vorher war; sein Name wird oft genannt, wie er eben genannt zu werden verdient oder auch — nicht verdient. Ganz unrecht thut ihm das Volk selten, aber gnädig und barmherzig ist es gegen ihn über alle Begriffe, so er sich nur in seinem Zaubergewande zeigt. Und wenn er da noch so plump, bengelhaft und ungenirt auftritt, er ist doch durch die liebe Gewohnheit eines solchen Anblicks gegen jede bösartige Meinung momentan gesichert.

Von dem gröbsten Gebrechen seiner Geistlichen, nämlich einem bigotten Atheismus ganz eigener Art, weiss das liebe Volk nichts.

Dieser Tage habe ich einen eigenthümlichen Spass (die Leute nennen das „Jux“ — ein Wort, das offenbar aus dem lateinischen *Jocus* hervorgegangen ist) mitgemacht, wie er nur hier zu Lande und nur unter den gegebenen Umständen möglich sein dürfte.

Da ist in unserer nächsten Nachbarschaft ein Pfarrer aus dem Orden der Prämonstratenser, auf vier bis fünf Meilen in die Runde Jedermann bekannt wegen seines Aussehens und seiner sonstigen Eigenthümlichkeiten, ein herzensguter Mann zwar, aber im Ganzen höchst unwissend und ungebildet. Die ihm obliegende Seelsorge versteht er und muss sie verstehen, betreibt sie aber als das Handwerk, welches ihn ernährt. Seiner „Passionen“ sind nur zwei; sie stehen mit einander in innigem Zusammenhange; ihnen giebt er sich mit ganzer Seele hin: das Tarockspiel und Schmarotzerei im Besuch nachbarlicher Geistlichen und Beamten

Wenn sein Früh- oder Vormittagsgottesdienst verrichtet ist, hat er nichts Eiligeres zu thun, als den weissen Talar aus- und den weltlichen Rock anzuziehen, Hut und Stock zu ergreifen und aus dem Hause zu gehen. Seiner Schwester, die ihm die Wirthschaft führt, sagt er, wohin er eben heute seine Auswanderung zu richten gedenkt, und sie weiss dann Alles, was sie nöthigenfalls zu thun hat.

Bei der hier zu Lande üblichen Gastfreundschaft kommt er niemals in Verlegenheit, wohin er sich wenden solle. Er hat bereits längst berechnet, dass, wenn er seine guten Bekannten, nämlich solche, die ihn gerne kommen sehen, regelmässig besuchen wollte, jeden doch nur alle drei Wochen einmal die Reihe treffen würde. Er kommt aber nicht einmal so oft, weil er den Orten, wo eben ein Fest, ein Namenstag, eine Hochzeit, Kirchweih u. dgl. gefeiert wird, den Vorzug giebt. — Die Tage des Jahres, an denen er zu Hause bleiben musste, ohne durch irgend eine einträgliche Amts-

verrichtung angenehm gefesselt worden zu sein, behält er im Gedächtniss; sie sind seine unglücklichsten.

Seine kleine Gemeinde, die er, besonders was die Stolgegebühren und sonstige Abgaben betrifft, nachsichtig und gut behandelt und die ihn dafür wieder recht lieb hat, ist auf seine Ausflüge schon vollkommen eingeschult. Ist irgend wo Einer krank geworden, so lassen ihn die Leute bei Nacht und nicht bei Tage mit den Sterbesakramenten versehen, wenn der Pfarrer eben nach Hause gekommen ist. Sonst pflegen andere Bauern freilich sich damit zu übereilen und immer früher um den Priester als um den Arzt zu schicken. Hier machen sie es aber anders ihrem Pfarrer zu Liebe und warten.

Tritt je ein unvermutheter Nothfall ein, was in einer so kleinen Gemeinde nur äusserst selten vorkommt, so werden gleich Boten mit Wagen und Pferden zu einem der benachbarten Seelsorger, die eben anzutreffen sind, entsendet und geistliche Hilfe geholt. Die Collegialität der Geistlichen ist auch so gut, dass Einer für den Andern unter allen Umständen aushilft. Doch — wie gesagt — kommt dieser ausserordentliche Fall nicht oft vor und ist ihm auch genugsam vorgesehen.

Der wanderlustige Pfarrer ist ausserdem immer gut unterrichtet, wie der Gesundheitszustand seiner Heerde, wenn er eben fortgehen will, bestellt ist. Der Schulmeister und einer der Kirchenväter, seine vertrauten Freunde, geben ihm jeden Morgen umständliche Nachricht. Er weiss Tag und Stunde, in der die oder die Frau in die Wochen kommen wird, er weiss genau, was jedem seiner Pfarrkinder in körperlicher Hinsicht fehlt oder nicht fehlt, und ob oder wann es möglicherweise krank werden oder sterben könnte. Er durchschaut alle Verhältnisse der Familien. Wo Einer aus seiner Heerde mässig oder unmässig lebt, wo häuslicher Friede

oder Zwist waltet, wo Geschäfte glücklich oder unglücklich abgewickelt werden, weiss er ganz genau und kalkulirt darnach, ob und wann seine Dazwischenkunft beansprucht werden könnte. Um dann nicht erst gesucht werden zu müssen, wenn er eben nicht zu Hause ist, geht er früh am Tage zu den Leuten hin und macht das ab, was er allenfalls nachher zu thun gehabt hätte.

Er ist ungemein theilnehmend und wohlwollend gegen alle seine Pfarrkinder und hat noch mit Keinem aus ihnen irgend-wie Händel oder Verdruss gehabt. Daher geht er auch immer mit grosser Seelenruhe davon, weil Alles in Ordnung ist. Ebenso gerne wartet er aber auch zu Hause und verzögert seinen Ausgang, wenn ein Begräbniss, eine Taufe oder Trauung statthaben soll, oder wenn er sonst eine unübertragbare Amtshandlung vorzunehmen hat.

An manchen Sonntagen pflegt er eine kleine Priester-Sünde zu begehen. Der Vormittag gehört nämlich in der Regel dem Gottesdienste, und auch ein kleiner Theil des Nachmittags. Der Vormittagsgottesdienst wechselt aber, einmal ist er zeitig früh, um sechs oder sieben Uhr, am nächsten Sonntag aber später, um zehn oder neun. Ist dieser Gottesdienst nun zeitig, etwa um neun Uhr beendet und ist an solchem Sonntage zufällig irgendwo in der Nachbarschaft eine Festlichkeit, bei der er nicht gerne fehlen möchte: so lässt er sich von dem ihm obliegenden sogenannten Nachmittags-Segen nicht abhalten, sondern überträgt die Leitung dieser Andacht dem Schulmeister, der darauf dressirt ist. Die Gemeinde, die ja ohnehin früh schon von ihrem Pfarrer genug gesegnet worden ist, verzichtet gerne und ist zufrieden, dass ihr der Lehrer die vorgeschriebenen Gebete oder den „Rosenkranz“ vorspricht. „Der Herr Pfarrer muss ja auch sein Vergnügen haben“, sagen die guten Leute.

Trifft es sich aber, dass der Spätgottesdienst und ein entfernterer Ausflug zusammentreffen, so erlaubt er sich jenen zu beschleunigen oder abzukürzen. Nun zu dem eigentlichen „Jux“.

Dieser liebenswürdige Seelsorger, der das ganze Jahr hindurch — wenige Tage ausgenommen — auf Gastrollen ausgeht, giebt auch alljährlich einmal ein Festessen zum Besten und heisst da herzlich Jeden willkommen, der, wenn auch ungebeten, ungeladen, unvorhergesehen, hinzukommt und Theil nehmen will. Das geschieht an seinem jeweiligen Namenstage. Man muss ihm da in Wahrheit nachrühmen, dass er seine Gäste mit dem ganzen Aufwande seiner Kräfte und aus freudigem Herzen bewirthet.

Der Spass aber, von dem ich sprechen will, bestand diesmal in einer Verabredung der grossen Zahl seiner Bekannten, nach welcher ihrer soviele, als nur immer abkommen könnten, den guten Pfarrer an seinem Namenstage besuchen sollten. Da diese Idee schon einige Monate vorher aufgetaucht war, so sprach sie sich in der ganzen Gegend herum. Um den Scherz recht piquant zu machen, war abgemacht worden, dass zum Versammlungsort das Wirthshaus des Pfarrdorfes dienen, und dass von da aus immer nur Einer um den Andern in das Pfarrhaus treten solle, um seine Gratulation anzubringen. So geschah es.

Als ich in sein Zimmer trat und ihm meinen Glückwunsch darbrachte, waren dreizehn anwesend und er war darüber sehr erfreut, dass sich die fatale Zahl durch mich vermehrt habe. Kaum hatte aber ein Angekommener ausgeredet, so erschien ein neuer Gast und immer grösser wurde seine Freude, als er sah, dass er sich nicht verrechnet habe; für zwanzig hat er den Tisch decken lassen. Sowohl seine als auch die Heiterkeit der anwesenden Gäste steigerte sich

indessen mit jeder Minute, denn es traten immer mehr nicht erwartete Freunde an.

Der Pfarrer wusste sich vor Dank und Freudigkeit darüber gar nicht zu lassen, dass ihm heute so grosse Ehre zutheil werde, und als die Zahl der Gäste beinahe schon das Doppelte seiner Voraussetzung erreicht hatte, war er erst recht voller Seligkeit. Später machte er freilich immer grössere Augen, je mehr sich die Menge vergrösserte und je stärker der Lärm um ihn herum wurde; denn jeder Neuankommende wurde von den Anwesenden mit grossem Jubel und Gelächter begrüsst.

Mein Pfarrer merkte endlich die Absicht, aber er wurde nicht verstimmt. „Ein Schelm giebt mehr als er hat — rief er aus — und was in meinem Vermögen ist, soll heut d'rauf gehen." — „Gut, riefen die Andern, so soll es sein, darnach werden wir uns schon einrichten."

Man zerstreute sich dann im Garten und nur ein paar Stunden später. als vorher bestimmt worden war, wurde gegessen. Mein Pfarrer hatte sich zu helfen gewusst. Er war in das Wirthshaus geeilt und zu einigen der wohlhabenderen Bauern, hat ihnen mitgetheilt, um was es sich handle, und diese waren auch sogleich zu jeglicher Aushülfe bereit. Sie lieferten Tische, Stühle, Esszeug, soviel als nöthig war, und ihre Frauen und Töchter kochten, was nur beizutreiben war. Als der Vorrath des Dorfschlächters nicht reichen wollte, schafften sie aus den Privatspeisekammern das Uebrige. Auch übernahmen Einige von ihnen die Bedienung bei Tische.

Die Gäste waren dadurch nicht wenig überrascht und der Spass hatte nun eine doppelte Färbung. Die Parole, welche man sich wechselseitig gegeben hatte, wurde nun verschärft und lautete, indem sie heimlich von Mund zu Munde ging: „Jeder esse und trinke mehr als er kann."

Gegen solche Macht brach nun allerdings jeder Widerstand zusammen. Als alle bereiteten Gerichte aufgetragen waren, hiess es von allen Seiten: „Habt ihr gar nichts mehr? wir hätten noch Appetit. Backt uns 'n Eierkuchen; macht 'ne Oarspeis", u. s. w. — Der Pfarrer lachte, dass ihm der Bauch wackelte und liess Eierspeise und Eierkuchen bereiten. Dann ging sein Wein zu Ende; er liess aus dem Wirthshause ein Fässchen holen.

Die Gesellschaft aber wurde immer übermüthiger. Ein allgemeiner Sturm erhob sich, als der Pfarrer endlich erklärte, er habe nichts mehr, er sei fertig. Einige sprangen auf vom Tische, um das Haus zu visitiren; sie durchstöberten Küche, Speisekammer, Keller und Boden und was sie da gefunden, brachten sie herbei. Es war das Bild eines plündernden Feindes. Was geniessbar war, wurde verzehrt oder anderswie bei Seite gebracht.

Dann setzte man sich an die Spieltische. Spielkarten gab es in Ueberfluss, denn fast Jeder hatte ein Päckchen in der Tasche mit; man kam aber damit erst vor, nachdem man den Pfarrer gehörig sekirt hatte. Nur an Leuchtern war wirklich Mangel. Aber man half sich. Der Dorfkrämer hatte seinen ganzen Kerzenvorrath hergeben müssen; er wurde in Lehmbatzen gesteckt.

Gegen Mitternacht liess der Dorfwirth — wahrscheinlich auf Anstiftung und um Verlegenheit zu bereiten — sagen, er habe keinen Wein mehr. Da war guter Rath theuer. Ein Spassvogel ging hinab in den Keller und fand zum freudigen Schrecken des Pfarrers noch ein Fässchen ganz vorzüglichen Weins, den ihm irgend wer heimlich hineingelegt hatte. Der reichte vollständig aus, denn die Gesellschaft ist doch nach und nach kleiner geworden. Nur passionirte Kartenspieler und einige Andere, die, wie ich, in so später Zeit durch den Wald allein nach Hause zu gehen nicht

wagten, blieben noch. Endlich brannten auch die letzten Kerzen herab; mein Pfarrer wusste Rath. Er nahm die Kirchenschlüssel und borgte vom Altar der Mutter Gottes etliche Wachslichte, was denn doch von den Anwesenden, meist Geistlichen, mit einem höchst zweideutigen Beifall aufgenommen wurde.

Als der neue Tag zu dämmern anfing, fuhr oder ging auch der letzte Rest nach Hause. Der Pfarrer blieb allein mit dem Bewusstsein, dass er für die folgende Zeit und für seine Hausleute weder Brod noch Mehl, weder Speck noch Butter, oder sonst was Lebensmittel heisst, im Hause, dagegen aber im ganzen Dorfe Schulden habe.

Seine Verlegenheit sollte aber nicht lange währen. Noch am selben Tage brachten ihm Boten aus allen Gegenden so viele Geschenke der Freunde zu, dass er bald mehr beisammen hatte, als er brauchte, um die Schulden zu bezahlen und sein Haus wieder zu versorgen. Die gefrässigen Gäste haben ihn wieder reichlich versorgt. Der Jux aber, den wir da gehabt haben, geht nun zur allgemeinen Erheiterung von Mund zu Munde.

Die Rolle des Teufels ist, obwohl stark davon die Rede ist, noch lange nicht ausgespielt, wenigstens beim niedern Volke nicht. Hier hält sich Satan noch fest eingenistet oder vielmehr, hier ist er durch die dem Gemüthe von Kindheit an wiederholt eingeprägten Glaubenssätze über seine Macht und seinen Einfluss auf lange Dauer eingenistet worden. Was wäre auch den Leuten eine Gottheit ohne Teufel? — Was gäbe es in, auf, über, unter der Welt, wo nicht der Teufel sein Spiel dabei hätte? — Wie wäre Güte, Wahrheit,

Gerechtigkeit möglich, wenn nicht erst der Teufel dagegen angekämpft hätte? — Sünden und Laster der Menschheit kommen eigentlich vom Teufel her und der sündige Mensch ist daher immer nur halb schuldig — so denkt der gemeine Mann und bessert sich deswegen auch nur halb, wenn er sich überhaupt bessert. Auf diese Weise ist der Teufel ein Trost und eine Erleichterung des schweren Daseins der Leute.

Die natürlichen Vorgänge des Lebens sind zwar auf ewige Gesetze gegründet, in deren Nothwendigkeit der Mensch vertrauen und in die er sich fügen muss: von solchen Gesetzen weiss aber der Bauer sehr wenig, und sehr viel davon, dass böse Geister hinter jeder widerwärtigen Naturerscheinung stecken, sowie dass dagegen nur der Priester mit Segnungen und Bannsprüchen helfen könne.

Die Priester sind daher als Teufelaustreiber von Gottes Gnaden den Bauersleuten ganz unentbehrlich, dann neben den Priestern allerhand Hausmittel. Giebt die Kuh keine Milch, so ist sie behext, und der böse Geist, der in ihr steckt, muss gebannt werden. Wenn das Ross krank wird, giebt man ihm geweihtes Pulver ein. Gegen Teufels Hagelschlag schützt der Bauer seine Felder mit den geweihten Brandresten, die am Charsamstag von der „Verbrennung des Judas“ übrig bleiben. Wird ein Kind durch Satanskünste krank, legt die Mutter ihm ein geweihtes Scapulier an oder hängt ihm einen Lucas-Zettel um den Hals und so weiter.

Für den Priester ist das vorgeschriebene Rituale die einzige Norm, wie böse Geister zu bannen sind, und er darf von dieser Vorschrift nicht in einer Silbe abweichen. Wenn er z. B. bei der Taufe eines Kindes aus Rücksicht für freisinnige Pathen oder Eltern die Teufelsbeschwörung unterliesse oder abänderte, so könnte er bei seinen Vorgesetzten leicht grossen Verdruss bekommen. Unter den Bauern kommt er indessen nicht in eine solche Versuchung; je kräftiger er

spricht und den Teufel verflucht, desto ansehnlicher und ehrwürdiger steht er da.

Am umständlichsten spricht das Rituale über die Austreibung des Teufels aus Besessenen. Der eigentlichen Ceremonie müssen sehr gewichtige Vorbereitungen vorangehen, zu welchen ganz genaue Anweisungen gegeben sind. Diese finden sich in acht Abtheilungen im Rituale vor und ich habe mich schwer überwinden können, ihrer nicht umständlich zu erwähnen und darüber nur leicht hinweg zu gehen.

Sie handeln nämlich von den Erfordernissen eines den Teufel beschwörenden Priesters; von den Täuschungen, die der Teufel durch Besessene bewirkt; von der nöthigen Vorsicht des Exorcisirenden und wie er sich durch die Possen des Teufels nicht beirren lassen soll; von dem Erkennungszeichen eines vom Teufel Besessenen; von der Art, wie man dem Teufel beikommen kann; von der Vorbereitung derjenigen, aus denen der Teufel ausgetrieben werden soll; davon, wie der Priester fragen muss, um Zahl und Namen der Teufel zu erfahren; endlich von den Vorsichtsmassregeln, die anzuwenden sind, wenn der Teufel 'raus ist.

Als ich einer Bauersfrau davon sagte, (bloss um den Eindruck zu beobachten, den es auf sie machen würde) und im Einzelnen ausführte, welche Anweisungen der Priester zu befolgen habe, um Alles gut zu machen, wusste sie vor Andacht und Respect sich gar nicht zu fassen und rief, die Hände faltend, wiederholt: „Ja, das is halt a wahre Gnad Gottes, die 'r Ho'würden da haben."

Ohne Teufeleien wäre auch, glaube ich, das ganze Priesterthum bei diesem Volke überhaupt eine Unmöglichkeit.

In einem Pfarrdorfe ist für den jungen Seelsorger so ein Sonntag-Nachmittag, wenn Christenlehre und Segen vor-

über sind, schrecklich langweilig. Ich weiss nicht, wie das kommt, dass sich's in einem solchen Tagesabschnitte so schlecht zu Hause bleiben und arbeiten lässt. Selbst die Musik ist mir da fade; musizire ich mir doch ganz allein. Aber wenn ich auch heraustrete in's Freie, welche Ruhe! welche Stille! gar nicht wie an Wochentagen. Keine Seele auf den Dorfwegen, keine in den Feldern! Aus kleiner Entfernung hört man nur das Gerölle eines Kegelspiels. Sonst ist Alles still und stumm.

Und geht man in eines der Häuser, ist es da nicht lebendiger. Der Mann ist in der Schenke, die Frau wiegt ihr kleines Kind in den Schlaf, die alte Grossmutter stopft Strümpfe oder betet den Rosenkranz. Draussen im Feld, im Wald ist es nicht minder ruhig. Die Lerchen schweigen, ja alles Gevögel verhält sich still, nur ein paar Meisen melden sich und ein Nusshäher oder ein Rabe krächzt in die unheimliche Ruhe hinein. Ein empfindlicher Tag für mich, der Sonntag!

Ob es denn wohl überall so sein mag, wie in dieser Gegend! — Von allen den Seelsorgern, die ich hier bisher kennen gelernt habe, ist keiner, der eine tüchtige literarische Bildung hätte, und kaum Einer, der sich noch etwa mit theologischen Studien befassen möchte. Jeder thut, als ob das geistliche Lernen vollkommene Nebensache wäre. Auch ist nicht die mindeste Begeisterung für eine so hohe Aufgabe, wie die Seelsorge, zu bemerken. Sie erfüllen ihre Pflichten am Altar, auf der Kanzel, im Beichtstuhl, am Krankenbette, in der Schule so ungerne und lässig als möglich; je schneller sie dieselbe abfertigen können, desto lieber ist es ihnen.

Ich muss gestehen, dass das für meinen Eifer, mit dem ich mich bisher der Seelsorge als einem Werke der Humanität hingegeben habe, nicht sehr ermunternd ist.

In dem Stifte, dessen Ordensmitglied mein Pfarrer ist, herrschen nach Allem, was man so vom Weiten oder in der Nähe entnehmen kann, sehr betrübsame Verhältnisse. Dem Prälaten ist schon seit einigen Jahren auf Anordnung der Behörden die Administration der Temporalien oder die zeitliche Verwaltung der Klostergüter entzogen und Einem der Capitularen, der damals Wirthschaftsdirektor war und jetzt auch noch Prior geworden ist, übergeben worden. Veranlassung dazu soll der Prälat selber dadurch gegeben haben, dass er zu viel Geld verschwendete und sein Stift immer tiefer in Schulden brachte. Man spricht aber auch von einer Cabale, die ihm dabei gespielt worden ist und von Schulden, die er selber nicht gemacht hat, die vielmehr von einer andern Seite und zwar von der seiner zahlreichen Gegner herrühren.

Hinter das Wahre der Sache kann man nicht kommen. Gewiss ist nur, dass der jetzige Administrator und Prior ein schlauer, durchtriebener, widerwärtig roher Patron ist, während sich der Prälat durch schlichte Einfachheit und Seelengüte sichtlich auszeichnet. Man möchte, wenn man ihn ansieht, darauf schwören, dass seine Gutmüthigkeit, *vulgo* Dummheit genannt, nur missbraucht worden ist. Abt und Regent *in spiritualibus* ist er freilich geblieben, seine Würden und Titel, seine Inful und den Hirtenstab hat er behalten, aber seiner Stellung nach und in materieller Beziehung ist er armseliger als der geringste Conventual und muss sich von einem ungehobelten tyrannisiren lassen.

Eine beim Landvolke sehr beliebte und daher häufig wiederholte Art des „Gottesdienstes" ist das Abbeten des sogenannten „Rosenkranzes". Der Name ist für die Sache nicht bezeichnend. Die Andacht selbst, eine blosse Lippenandacht, stammt von der uralten, orientalischen Gewohnheit her, ein Gebetlein in aufgegebener Zahl beständig zu wiederholen und jedesmal — zur Vermeidung des zu wenig oder zu viel — eines jener Kügelchen durch die Finger schlüpfen zu lassen, welche richtig abgezählt an eine zusammengeknüpfte Schnur gefädelt sind. Solch eine Schnur mit der bestimmten Zahl Kügelchen heisst *proprie* ein „Rosenkranz"; im weiteren Sinne wird dann die ganze Andacht mit diesem Namen bezeichnet.

Die dem besagten Rosenkranz der christlichen Gemeinde einverleibten Gebete sind nach abgelegtem Glaubensbekenntniss das Vaterunser und das *Ave.* Auf ein Vaterunser kommen zehn *Ave,* denen je nach kirchlichen Zeiten oder Festen ein paar Worte beigefügt werden, die ein sogenanntes heiliges Geheimniss näher bezeichnen.

Beim Abbeten selbst, wenn es von Seite einer Versammlung geschieht, wechselt immer absatzweise der Chor tiefbrummender Männer mit dem dünnstimmiger Frauen. Die Zahl der Wiederholungen geht oft bis zu hundertfünfzig *Ave.*

Natürlich hört sich eine solche Beterei höchst langweilig an, aber die Beter selbst finden sie sehr schön. Die betreffenden zwei Gebete sind durch lange Gewohnheit so eingeübt, dass sie Jeder im Schlafe hersagen könnte. Aufzupassen giebt es also nicht viel, dazu ist allenfalls in jedwedem Chor noch ein Tonangeber oder Vorbeter vorhanden. Somit ist das Beten selbst ausserordentlich bequem. Zu denken giebt es dabei nur insoferne viel, als ein Jeder sich seinen Privatgedanken nach Belieben hingeben kann, während er sich dabei

in der Kirche fleissig umschaut. Ich habe durch vielfache Beobachtung und Erfahrung ein Recht zu behaupten, dass das so geschieht und dass dabei nur mit dem Munde gebetet wird. Darin mag auch die Vorliebe für den „Rosenkranz" ihren Grund haben.

Merkwürdiger Weise hat die geistliche Oberherrlichkeit des Papstthums diese Art des „Gottesdienstes" zu allen Zeiten „protegirt, privilegirt und mit enormen Gnaden und Ablässen ornirt." Das Volk wird über die dem Rosenkranze höhern Ortes zugetheilten Vorrechte vollständig unterrichtet. Wer aber eine und die andere dieser Gnaden oder Alle gewinnen will, muss allerhand Bedingungen erfüllen.

Eine grosse Rarität ist der Besitz einer für diese Andacht vom Pabste selbst geweihten Betschnur. An ihr haften eine Menge grosser Seelenheilsvortheile und Gewinne. Der Glückliche, der ihrer theilhaftig werden soll, hat aber Verpflichtungen zu erfüllen, von denen etwelche nicht leicht, wohl aber sehr sonderbar sind, als z. B.: er muss einen eigenen, nicht etwa einen geborgten Rosenkranz haben; muss derselbe vom Pabste allein geweiht worden sein; die Kügelchen daran dürfen nicht aus einer gebrechlichen Masse gemacht sein (Glas etc.). Derlei weiht der Pabst ohnehin nicht; sollte aber der Masse eines zu weihenden Rosenkranzes dennoch vorher etwas Unerlaubtes beigemengt worden sein, dann wäre die päbstliche Weihe und der ganze Rosenkranz ungiltig. Auch darf er nicht — und darin liegt eine der grössten Schwierigkeiten — nach der Benediction gekauft sein, denn ein gekaufter hat keine Ablässe und verliert sie, wenn er sie gehabt hätte, durch den Handel. Auch gelten die Ablässe nur denen, für welche der Rosenkranz geweiht und vom Pabste designirt ist.

Dagegen giebt es genug „ordinäre Rosenkränze", die nur von Priestern geweiht sind. Da hängt der betreffende Ablass

am Beten selbst und nicht auch zugleich am *quasi* Werkzeug. Aber selbst da finden sich mancherlei Bevorzugungen. So sind z. B. die von Dominikanern oder von Mitgliedern des Brigitta-Ordens ertheilten Rosenkränze mit besonderen Gnaden ausgestattet.

Es versteht sich aber, dass der vom Pabste geweihte den höchsten Vorzug hat. Wer ihn an Sonn- und Festtagen betet, hat jedesmal fünf Jahre und fünf Quadragenen, d. i. fünfmal vierzig Tage Gewinn. —

Es giebt Vereine von Rosenkranzbetern, welche der Pabst auch reichlich mit Ablässen beschenkt hat. Die Mitglieder des sogenannten „ewigen Gebetes" haben einen Vorsteher, der Jedem den Tag oder die Stunde des Betens zuweiset, so dass immerfort Rosenkranz gebetet und entsprechender Ablass gewonnen wird. — Die Brüderschaft des sogenannten lebendigen Rosenkranzes besteht nur aus fünfzehn Mitgliedern. Das Loos bestimmt, welches der fünfzehn heiligen Geheimnisse Jeder einen Monat hindurch beten soll. Allmonatlich wird gewechselt.

Was man hier ein heiliges Geheimniss nennt, wird durch einen bestimmten Glaubenssatz ausgedrückt, den man beim Beten und Wiederholen des *Ave* dem Namen Jesus beifügt, wie z. B. „der mit einer Dornenkrone gekrönt worden", „der am dritten Tage von den Todten auferstanden", „der in den Himmel aufgefahren ist" u. s. w.

Das Landvolk ist wie gesagt für diese Art Andachten sehr eingenommen und giebt ihnen vor allen Andern den Vorzug.

Sie würden, lieber Freund, lächelnd staunen, wenn Sie den Aufzug sähen, mit welchem ich oft genöthigt bin, das

Sanctissimum zu irgend einem fernen Kranken zu tragen. Zeichnen kann ich Ihnen das Bild nicht, aber beschreiben will ich, so gut es angeht.

Das liebe Bauernvolk unseres Sprengels hat es sich zur stehenden Praxis gemacht, bei allen, auch den geringeren Krankheitsfällen sogleich ihren hochwürdigen Seelsorger zu rufen und sich „versehen", d. h. sich die heiligen Sterbe-Sacramente reichen zu lassen. Das pflegt immer, wie man sagen möchte, Fall und Knall zu geschehen und nichts geht über die Eile, mit welcher die geistliche Hilfe requirirt wird. Ist dann der Patient „mit Allem versehen", so mag da kommen, was will. Steht er am andern Tage nicht auf, so wird man sich nach irgend einer wohlfeilen ärztlichen Hilfe umsehen. Kommt die, wie so häufig, zu spät, so macht das nichts; der Verstorbene ist „versehen", für das Jenseits versorgt und versichert.

Solchen Ansichten verdankt die Geistlichkeit einen grossen Theil ihres Ansehens, (sie ist den Leuten darum so unentbehrlich geworden), aber auch viel Last und Beschwerde.

Als ich jüngst mit meinem Pfarrer über diesen Punkt sprach und meinte, dass die Menschen doch viel vernünftiger daran thäten, wenn sie im Erkrankungsfalle zuerst den Arzt und dann erst nach dessen Urtheil den Geistlichen holen liessen, antwortete er mir:

„Wahr ist's, sehr vernünftig sind d' Leut' nicht, aber man muss zufrieden sein, wenn sie nur gute Christen sind."

Diesem guten Christenthum haben aber zu Zeiten er und noch mehr ich grosse Strapazen und Mühen zu verdanken Die Communicationswege sind hier schlecht und beschwerlich wie in gebirgigen Gegenden überhaupt; Fusspfade führen über Felsen und durch Schluchten zu den oft stundenfern wohnenden Pfarrkindern; fahren könnte man, aber nur auf

zeitraubenden Umwegen, die noch dazu halsbrecherlicher sind, als die Fusswege.

Dem Ganzen die Krone aufzusetzen, werden die Leuteln immer gerade in der allerschlechtesten Jahreszeit häufiger krank und es giebt Tage, an denen ich zwei- oder dreimal zum Kranken muss, in jeder der darauf folgenden Nacht wenigstens einmal. Der Pfarrer hilft mir nur in dem Falle, dass zwei Kranke zugleich nach entgegengesetzten Richtungen Hilfe dringend begehren, oder dass ich eben schon abwesend bin, wenn ein zweiter Bote den Geistlichen zu holen kommt. Ist es nicht dringend, oder sind mehrere Fälle in Einer Tour, sei es auch auf Umwegen abzufertigen, so überlässt es der Herr Pfarrer dem Herrn Bruder. Wozu hätte er auch sonst einen Cooperator?

Nun stellen Sie sich diesen da einmal in einer „wilden Nacht“ vor, wie er auf dem Wege ist, seine heiligen Amtspflichten zu erfüllen. Sein Aussehen hat, bei Tage oder bei Licht betrachtet, wenig Ehrwürdiges. Ueber der klösterlichen Tunica und einem schmutzig weissen Chorhemde, die beide kaum bis an die Knie reichen, hat er im Winter einen dicken Civilmantel geworfen, der so gut als möglich zugeknöpft, ausserdem aber auch wegen der etwaigen Unverschämtheit des Sturmwindes mit einem Gurt um die Hüften fest geschnürt ist. Auf dem Haupte trägt er eine tief in's Gesicht gedrückte, über die Ohren hinab fest gebundene Mütze. Die Füsse stecken in hohen, wasserdichtigen, weithin duftenden Juchtenstiefeln.

In diesem Anzuge war er mit dem Schullehrer und den Männern, die ihn abholten, sämmtlich mit angezündeten Laternen versehen, in das Gotteshaus eingetreten, hatte da aus dem Tabernakel ohne alle sonstige Ceremonie das *Sanctissimum* in eine dazu bestimmte Tasche gesteckt und diese dann um den Hals unter den Mantel gehängt. In selber Tasche

befindet sich auch das heilige Oel und die sonst nöthigen Paramente.

Voran schreiten nun die zwei oder drei Männer, leuchten und treten den Schnee nieder, dem Herrn der Welt den Weg zu ebnen. Der Schulgehilfe keucht hinter uns her. Fallen Seine Hochwürden mit dem „Herrgott“ in irgend einen Schneegraben, was auch passiren kann, so müssen die Männer umkehren und Beiden heraushelfen. Es schneit und weht, kein Pfad ist zu sehen; dann sind die Männer mit Schaufeln versehen, durch den tiefen Schnee Bahn zu brechen. Wunder geschehen nicht; Alles geht natürlich zu.

Auf dem Wege rathe ich hin und her, ob dieser beschwerliche Gang nicht wieder einmal unnöthig sei, ob der Kranke wirklich in Lebensgefahr schwebe u. dgl. Ich stelle die schon oft gemachten Betrachtungen immer wieder von Neuem an, wie denn es komme, dass das Landvolk in der schöneren Jahreszeit gar nicht, und in der schlimmen so häufig erkranke. Was da die Aerzte behaupten, mag ganz richtig sein. Wenn der Bauer wenig oder nichts zu thun hat, wird er krank; sonst, wo die Haus- und Feldarbeiten dringend sind, hat er zum Kranksein keine Zeit. Gegen den Winter zu, wo das Schweineschlachten angeht, und später im Fasching, wo auch mehr als sonst gegessen und nichts gearbeitet wird, da kommen Krankheiten. „Die Leut’ überfressen sich halt a wengerl.“ So wird’s wohl da auch sein, ist der stete Refrain meiner Betrachtungen während einer solchen nächtlichen Wanderung.

Nun kommen wir an. Der Hochwürdige mit beschneiter Mütze auf dem erhitzten Kopfe und in seiner ganzen Adjustirung, an der die Versuche des Sturmwindes und die überstandenen Fälle nicht zu verkennen sind, tritt in die von einigen Freunden und Nachbarn erfüllte, überheizte Krankenstube. Seine groteske Erscheinung beirrt sie nicht

im Mindesten; der Schulgehilfe schwingt ein helltönendes Glöckchen; sie fallen auf die Knie; der Hochwürdige zieht die Hände aus den dicken Fausthandschuhen und mit deren Hilfe das heilige Täschchen unter dem Mantel hervor; er segnet mit lauter Stimme die Anwesenden und legt das Täschchen auf ein bereitstehendes, mit weissen Linnen gedecktes, mit Crucifix und Kerzen zu einem kleinen Altar gestaltetes Tischchen. Darauf entpuppt er sich aus seiner unschönen, unpriesterlichen Hülle, wärmt sich am heissen Ofen aus, frägt die Leute oder wird von ihnen gefragt, beschreibt die ausgestandene Tour u. s. w.; dann giebt er dem Schulgehilfen ein Zeichen und die heilige Handlung beginnt.

Ich muss gestehen, dass mich bei dieser Gelegenheit die inbrünstige Andacht der Leute, der kranken sowohl wie der gesunden, stets innig bewegt hat. Sie lassen sich darin durch die triviale Weltlichkeit der Erscheinung ihres geistlichen Herrn nicht im Geringsten stören. "s Wetter is halt goar zu wild!" — meinen sie allenfalls und sind der Hochwürden sehr dankbar gesinnt, weil sie zu allem überstandenen Leiden noch ein freundliches Gesicht macht.

Wenn die heilige Ceremonie zu Ende ist, verpuppt sich der Geistliche wieder sehr sorgfältig; andere Männer mit Laternen treten vor, einige der Anwesenden geben bis zum letzten Haus das Geleite und fort geht's wieder durch Dick und Dünn, über Höhe und Thal heim zum warmen Nest. Manchmal ist der Kranke am andern oder am nächstfolgenden Tage wieder gesund: die heiligen Sterbesacramente haben ihm geholfen.

Mein Pfarrer gerieth heute mit seinem Pferdeknechte in einen argen Conflict. Ich sass eben an meinem Schreibtische und arbeitete, als das kleine Hausmädchen fast athemlos zu mir in das Zimmer stürzte und mich bat, ich möchte schnell in den Hof hinabkommen, der Knecht wolle den Herrn Pfarrer todtschlagen. Ich hatte zwar schon vorher grosses Geschrei gehört, aber nicht beachtet, weil es häufig vorkam, dass der Pfarrer mit seinen Dienstleuten heftig zankte. Ich eilte hinab und kam eben dazu, als der Knecht eine Mistgabel aus der Hand stellte und in den Stall ging. Nach der Aussage des Pfarrers, der blutroth vor Zorn war, soll der rohe Mensch mit dem besagten Instrument auf ihn losgegangen sein, warum? habe ich nicht erfahren und auch nicht gefragt. Da der Knecht sonst immer der erste Vertraute und Rathgeber des Pfarrers war, so muss der heutige Wortwechsel einen besonderen Grund gehabt oder einen ganz eigenthümlichen Verlauf genommen haben. Zu wirklicher Thätlichkeit war es aber dabei nicht gekommen.

Vorgestern war der Namenstag des Verwalters in — Dingsda. Wenn so ein Verwalter, wie es hier zu Lande häufig der Fall ist, Gastfreundschaft achtet und bei der Nachbarschaft beliebt ist, so bedeutet sein Namensfest immer einen grossen Tag. Von allen Seiten kommen dann Freunde und Nachbarn, Geistliche und Weltliche, Männer, Frauen, Töchter gefahren, gegangen, geritten, ihm zu gratuliren und am Festessen theilzunehmen. Ich hatte Urlaub von meinem Pfarrer bis auf den andern Tag — denn er meinte selber, so bald käme ich da nicht wieder weg — und marschirte

die zwei Stunden Weges in's Schloss, welches der Verwalter mit seiner zahlreichen Familie bewohnt.

Als ich dahin kam, fand ich eine bereits zahlreich versammelte Gesellschaft. Von meinen Stiftsbrüdern waren Agathon und Valerian gekommen. Es gab ein sehr fröhliches *convivium*, eine lange, grosse Tafel, ich meine auch der Zeit nach, dann Tanz und Spiel und allerhand Flausen. Eine grosse Zahl der Gäste blieb bis in die späte Nacht da, nur die Pressirten empfahlen sich schon am Abend: Beamte und Geistliche, die Amtsgeschäfte hatten, Frauen, auf die zu Hause kleine Kinder warteten und dergleichen mehr. Es ist immer als ein Zeichen der Unzufriedenheit oder Disharmonie anzusehen, wenn Jemand bei guter Zeit vom Feste nach Hause fährt, ohne geschäftlich dazu genöthigt zu sein. Je länger daher die Gäste bleiben, desto grössere Ehre und Liebe für den Gastgeber. Einige bleiben selbst über Nacht. Theils ist man schon darauf eingerichtet und hat eine grössere Zahl Gastbetten in Bereitschaft, theils auch rechnen solche Gäste, die gerne tarokiren, gar nicht darauf, anders als erst am andern Tage bei sich zu Hause zu Bette zu kommen.

Valerian und Agathon gehörten zu denen, die im Schlosse nächtigen wollten; ich liess mich unschwer auch festhalten. Es wurde viel getanzt. Meine Freude war aufzuspielen. So kam ich fast den ganzen Abend nicht vom Clavier.

Erst spät ging ich zu Bette. Mat hat mich mit Valerian und Agathon in ein Zimmer einquartiert, wo in drei Ecken je ein Bett, in der vierten ein riesiger Kachelofen stand. Als wir uns beim Hausherrn und seiner Frau zur guten Nacht empfahlen, sass noch ein Quartett eifrig beim Tarokerl.

Wir drei hatten Alle mehr als gewohnt getrunken und konnten nicht einschlafen. P. Agathon war sehr ernst gestimmt.

Mehrmal rief er aus: „Heut' möcht' i' wen durchhau'n oder am liebsten mit wem raufen". Der Rausch hatte bei ihm eine derartige Wirkung. Valerian dagegen war höchst fröhlich, sang ein Liedchen um's andere und neckte jenen mit allerhand Spässen. Agathon verbat sich das zwar wiederholt, aber vergebens. Endlich sprach er sein Ultimatum: „Wann 's d' noch oan Wörtl red'st, so hau' i' di' aus'n Salz, das sag i' dir." —

„Na, ich bin schon stille — erwiderte Valerian, als er Ernst merkte — und will schlafen, wie 'n Bischof nach 'n Concil."

Und in der That wurde Alles ruhig. Doch nach etwa zehn Minuten sprang Agathon aus dem Bette mit den Worten: „I muss 'n so a' hau'n!" — und wankte zum Bette Valerians. Als dieser ihn im Mondenschein ankommen sah, war er im Nu aus den Federn und zur Thüre hinaus. Ich bin auch aufgesprungen, um mich dem Rauflustigen entgegen zu stellen, und bemühte mich nun, denselben mit Zureden in's Bette zurück zu führen. Es gelang und nach einiger Zeit schnarchte der hochwürdige Raufbold. Ich kleidete mich halb an, um Valerian zu suchen, und fand ihn im tiefsten Negligée bei den Herren am Spieltisch, wo viel gelacht und gewitzelt wurde. Da ich ihn versicherte, der Agathon schnarche schon, kehrte er mit mir zurück und legte sich still zur Ruhe. „Wissen S', Isidor, sagte er auf dem Wege, mit so einem Bauern, wenn er besoffen ist, kann man nicht Kirschen essen."

Am andern Morgen wachte ich frühzeitig auf. Ich hatte Kopfschmerzen, ging hinab in die Dorfkirche, suchte mir den Schullehrer auf und las meine Messe. Er ministrirte. Die Kirche war menschenleer, denn weder war es gewohnte Zeit, noch hatte der Lehrer ein Glockenzeichen gegeben. Als ich dann in's Schloss zurückkam, fand ich das Spielquartett

richtig noch beisammen und sie sprachen das *Trio*, *Duo*, *Uno*, *pagat ultimo* u. s. w. so eifrig, als ob sie erst angefangen hätten.

Als dann Alle zum Caffee gerufen wurden, stand der Ortspfarrer, eine der Spielratten, auf und sagte: „er müsse jetzt d' Frühmess' lesen geh'n, es sei ohnehin schon 'n bissl zu spät. Schickt's zum Schulmaster, er soll z'amläuten." —

„Ich muss a' 'n wengerl in d' Luft 'naus, eh' ich frühstücken kann" — sagte der Bruder des Verwalters, ein pensionirter Offizier.

„Na, dann geh' gleich mit 'n Herrn Pfarrer, Bruder! und bring 'n nach der Mess' wieder mit, sonst kommt er am End' net" — meinte der Verwalter.

„Wisst's was, Manner! wir geh'n Alle mit 'nander in d' Frühmess'" — schlug der Hauptmann vor.

„Is wahr a — entgegnete der Verwalter — habt's g'ludert d' ganze Nacht, könnt's a' 'nmal beten." —

Und es geschah so. Wir Alle begleiteten den Pfarrer in die Kirche, die sich nach dem gegebenen Glockenzeichen mit Schulkindern und alten Leuten füllte. (Der rüstige Theil der Gemeinde ist an Wochentagen bei der Feldarbeit.)

Mir war es interessant, die Glieder unserer fröhlichen Gesellschaft in der Kirche zu betrachten. Ausser den vier übernächtigen Gesichtern sahen Alle ganz ordentlich darein. Sie knieten und kreuzten sich, wie und wo sich's gehörte, und empfingen mit aller Devotion von dem Pfarrer, den sie erst vor einer Stunde gehänselt hatten, den Segen.

So ist das Volk in seinen Anschauungen. Unzählige Male schon habe ich Gelegenheit gehabt zu sehen, wie die Weltleute, nachdem sie mit uns Geistlichen getrunken, gespielt, gejubelt, getanzt oder sonstige *allotria* getrieben haben, im nächsten Momente ohne alle Schwierigkeit, Ueberwindung oder Scrupel den religiösen Ceremonien mit gewöhn-

licher Andacht beiwohnen, sich von uns segnen lassen, zu uns sogar — wenn es eben sein müsste — zur Beichte gehen können, gleich als ob wir in der Kirche gar nicht mehr dieselben Leute wären. Nichts erscheint mir dann unbegreiflicher als ein solcher Zusammenhang religiöser Andacht und weltlicher Frivolität.

Scherzend, lachend, plaudernd gehen Alle mit einander in die Kirche. „Machen S' 'r Ho'würden die G'schicht nit z' lang" — ist der Scheidegruss. D'rin in der Kirche ist mit einem Schlage Alles anders. Der Priester am Altar ist der Mann an Gottes statt; vor ihm liegt das Volk im Staube. Kaum aber tritt er wieder aus der Kirche heraus, umringt ihn die Gesellschaft schäckernd und lachend und eine der Spielratten ruft ihm scherzweise zu: zehn Tarok, *tuletroa*, *pagat ultimo!* Er lacht und wird auch nicht mehr fortgelassen, sondern muss mit uns hinauf zum Frühstück.

Nach demselben geht das „Luderleben" wieder weiter und ich komme richtig, wie mir mein Pfarrer vorhergesagt hatte, vor dem zweiten Abend nicht nach Hause.

Ganz eigenthümlich und dem heiligen Friedensgeiste, den der Erlöser in die Welt gesendet hat, wenig entsprechend erscheint die bei der neuen Pfarreintheilung erlassene Anordnung, dass ein Pfarrer oder dessen Stelle vertretender Seelsorger durch das Bereich einer fremden Pfarrei nicht gehen dürfe, um in Amtsgeschäften etwa auf kürzerem Wege zu seinen Angehörigen zu gelangen. Die Behörden mögen der Friedensliebe und Collegialität der geistlichen Herren nicht viel Zutrauen schenken.

Mein Herr Pfarrer scheint sich mit seinem Knechte schon längst wieder vollständig ausgesöhnt zu haben. Ich hatte geglaubt, jener würde ihn nach der letzten Affaire mindestens fortjagen. Das ist indessen nicht geschehen. Der Schullehrer, zu dem ich gelegentlich eines Ganges zum Kranken nur so obenhin des sonderbaren Verhältnisses zwischen Herren und Knecht erwähnte, ist der Meinung, es wäre zu gefährlich, den rohen Menschen zu entlassen.

Als ich am gestrigen Abend nach dem Nachtmahl mit dem Pfarrer Piquet spielte, kam in Hast und Bestürzung die Wirthschafterin und berichtete, es sei „ein Bote unten in der G'sind'stube mit 'm Brief vom Herrn Dechant.“ — „Vom Dechant? Noch so spät? Was hat das zu bedeuten?“ — rief der Pfarrer erschrocken und eilte hinab. Bald aber kam er wieder, einen geöffneten Brief in der Hand und sagte vor Aufregung bleich: „Eine Visitation auf morgen acht Uhr.“

Die Ankündigung einer ausserordentlichen Visitation ist für die untergeordnete Geistlichkeit ebenso oder viel mehr allarmirend, als für den Beamten eine plötzliche Kassen-Revision, denn sie bedeutet Gericht, Untersuchung, Anklage, Schuld, Urtheil und Strafe zugleich.

Es giebt regelmässige Visitationen, die alljährlich vom Dechant vorgenommen werden und den Angelegenheiten der Schule und Kirche gelten. Es giebt dann in sechsjährigen oder auch längeren Perioden bischöfliche Visitationen, welche sich auf die ganze Jurisdiction des geistlichen Oberhirten über die ihm untergebene Geistlichkeit beziehen. Es giebt aber auch ausserordentliche, plötzliche, wie diese. Solche gelten immer nur persönlichen oder Disciplinar-Angelegen-

heiten und da die Gemeinden das wissen, so können sie ohne grosses Aufsehen und vielerlei übles Gerede nicht vorgenommen werden. Es müssen demnach schon sehr gewichtige Ursachen vorliegen, wenn sich der Dechant zu solch einem öffentlichen Aergerniss veranlasst sieht.

„Was hat das nur zu bedeuten? — rief der Pfarrer wiederholt, und sah mich bestürzt an — Was meinen Sie, Herr Bruder?“

Ich konnte natürlich nichts meinen. Er schritt unruhig im Zimmer herum, sah dies und jenes an und konnte sich gar nicht fassen. Dann rief er zum Fenster hinaus in den Hof, der Schulmeister solle herauf kommen. Der kam bald und erschrack ebenso und eigentlich noch mehr, denn der Pfarrer fügte der Nachricht gleich die Bemerkung hinzu, dass es sich wahrscheinlich um irgend welche Unregelmässigkeit im Schulfache handle. Man konnte auch wirklich bemerken, dass der Schullehrer in Bezug auf seine Pflichterfüllung kein gutes Gewissen haben möge. Er ist noch ein junger Mann und unverheirathet; die Stelle hat er vor nicht langer Zeit durch besondere Protection des Dechants erhalten. Da er eine passende Heirat machen will, so pflegt er viel darnach auszugehen und soll namentlich oft die Nächte ausser Hause beim sogenannten „Fensterln“ zubringen. Der Pfarrer will auch früher schon bemerkt haben, dass er manchmal zum Frühgottesdienste sehr übernächtig und wüst aussehend in der Sacristei erscheine.

„Bestellen S' gleich die Läuter und Ministranten, und sie sollen ordentlich aufpassen. Wenn sö die Schimmeln des Dechants im Hohlweg sehen, sollen s' mit allen Glocken ordentlich zusammen läuten und nicht früher aufhören, als bis der Dechant bei mir in den Hof einig'fahren ist. Steigt er aber bei der Kirche aus, so sollen s' so lange läuten, bis ich ihnen sagen lass', dass s' aufhören sollen. Und sie sollen

um Gott's willen nicht fortgehen, sondern warten, bis der Dechant wieder fortfährt. Dann müssen s' wieder so lange läuten, als seine Schimmeln vom Thurm aus zu sehen sind. In solchen Sachen nimmt der Dechant leicht was übel. Und Sie gehen gleich jetzt mit'n G'hilfen in die Sacristei und machen Ordnung. Meine Leut' müssen nachkommen und die Kirche reinigen. Die Nacht muss Alles g'macht werden, denn wenn der Dechant schreibt, dass er um acht kommt, so kann's auch sein, dass er schon um sieben da ist. Noch Eins, lassen S' im Dorf herum sagen, dass die Schulkinder schon um halb sieben in der Schul' sind, ordentlich gekleidet, und dass kein's blosfüssig kommt. Wenn d' Leut' fragen, was geschehen ist, so geben S' zu verstehen, dass es sich um 'ne kostspielige Reparatur am Thurm- und Kirchendach handelt. —

Als der Schullehrer weggegangen und alle Anordnungen getroffen waren, kam der Pfarrer noch einmal zu mir in mein Zimmer, wohin ich mich begeben hatte und sagte: „Wissen S', Herr Bruder, ich hab' mir die Sach' überlegt: es ist sehr möglich, wo nicht g'wiss, dass der Dechant um Ihrer willen kommt. Sie predigen manchmal 'n Bissel zu frei und 's kann leicht sein, dass irgend 'n Lump beim Dechant 'ne heimliche Denunciation gegen Sie g'macht hat. Jedenfalls ist's gut, wenn Sie sich darauf g'fasst machen." — Damit verliess er mich.

Ich erschrack nicht über diesen Fingerzeig. Einestheils war ich wohl darauf gefasst, dass es einmal so kommen könnte, wie der Pfarrer eben sagte, anderentheils aber war ich auch ruhig darüber, was mir von den Leuten nachgesagt worden sein möchte, denn ich hatte mich bei meinem Predigen in Allem, was die Dogmatik berührt, sehr in Acht genommen, die lasse ich, soviel ich kann, gerne ganz bei Seite. Uebrigens stehe ich bei den Bauern in dem nicht ganz un-

gefährlichen Rufe eines besondern Rednertalents. Die Leute laufen meilenweit her in meine Predigten, während der Pfarrer und die nachbarlichen Seelsorger oft vor leeren Bänken sprechen. Das mag für sie genug ärgerlich sein. Mein Kunststück besteht darin, dass ich, wie Goethe sagt, immer in's volle Leben hineingreife und aus der Gedankenpraxis der Bauern heraus moralisire. Ich mag etwas Talent haben, zu Zeiten auch aus dem Stegreife unvorbereitet eben vorkommende Momente zu benützen. Meine Predigten dauern zwar immer über die Zeit der vorgeschriebenen halben Stunde hinaus, aber die Leute sagen mir dann immer, sie könnten noch länger zuhören. —

Was den Dechant betrifft, so machte ich mir in Bezug auf seine Gesinnung gegen mich gestern keine grosse Sorge. Ich hoffte das Beste.

Bei der letzten regelmässigen Jahres-Visitation, die der Dechant bei uns an einem Sonntage abhielt, und wo ich in seiner Gegenwart gepredigt habe, erklärte er mir unter vier Augen, er sei schon lange nicht durch eine Predigt so erbaut worden, wie diesmal und ich solle nur bei dieser Methode bleiben. Freilich verlangte er dann auch die schriftliche Ausarbeitung zu sehen, die ich aber nicht nachweisen konnte. Ich hatte nichts anderes vorzuzeigen, als einen kleinen Zettel, auf welchem ich mir blos die Hauptgedanken entworfen und logisch geordnet hatte, die ich besprechen wollte. Er machte zwar dazu ein vieldeutiges Gesicht, sagte aber nichts. Darauf musste ich ihm zum Clavier Lieder vorsingen, da er gehört habe, ich sei auch Sänger und cultivire besonders weltlichen Gesang. Ich wählte aus den Ossianischen Gesängen „die Nacht“ und „Loda's Gespenst“ von Franz Schubert. Er war davon sehr befriedigt und schien sich damals über mich sehr zu freuen.

Ich konnte mir daher gestern, als ich über die Meinung

des Pfarrers weiter nachdachte, nicht recht vorstellen, dass der Dechant um meiner willen kommen wolle. Freilich gegen perfide Angebereien ist auch der Beste nicht sicher, und Neid oder Missgunst spielen oft ein glückliches Spiel unter den Herren Brüdern. Ich war mir aber im Ganzen bewusst, nichts Unrechtes gethan zu haben. Dass der Herr Bruder die Aufmerksamkeit nur von sich ablenken wolle, fiel mir gar nicht ein. Ich schlief die Nacht vollkommen aus, während der Pfarrer gar nicht zu Bette kam. Er hatte, wie er mir sagte, alle seine Papiere und die Beläge zu den Pfarrbüchern zu ordnen gehabt.

Am heutigen Morgen nun war der ganze Pfarrhof frühzeitig in Bewegung. Der Pfarrer liess anspannen, um dem Dechant entgegen zu fahren, ich glaube weniger aus Artigkeit, als vielmehr aus Ungeduld. Bald läuteten dann die Glocken, es war gegen halb acht. Ich sah zum Fenster hinaus nach der Gegend hin, woher die Wagen kommen sollten. Ich sah nur einen, den des Pfarrers, aber im starken Trabe. Weit hinter ihm bemerkte ich dann die Schimmeln des Dechants sich im langsamen Schritte nähern. Als der Pfarrer kam, rief er mich und sagte: „Es ist richtig, die Sache geht Sie an; mit mir wollte der Dechant weiter gar nichts sprechen und meinte, ich solle nach Hause fahren und ihn nach Vorschrift an der Kirchthüre in Gemeinsamkeit mit dem Cooperator und den Kirchenvätern empfangen.“

Das geschah nun. Der Pfarrer reichte dem Ankommenden das Aspergile und wir begleiteten ihn durch die Reihen der aufgestellten Schulkinder hin zum Hochaltar, dessen Kerzen alle brannten. Der Dechant verrichtete hier ein stilles, kurzes Gebet und ging mit uns zurück in den Pfarrhof. Als er das für ihn bereitete Zimmer betreten hatte, bot ihm der Pfarrer ein Frühstück an, das jener aber höflich ablehnte; er verlangte allein zu bleiben mit dem P. Coope-

rator. Also richtig, die Sache ging mich an — so dachte ich nun auch.

Der Dechant setzte sich an einen Tisch, nahm Papiere vor, liess sich Feder und Tinte reichen und begann in freundlicher Weise:

„Ich habe mit Ihnen, für's Erste *sub sigillo confessionis.* ein Protocoll aufzunehmen und werden Sie mir aufrichtig und wahrheitgemäss auf meine Fragen antworten.“ —

Ich machte eine stumme Bewegung zum Zeichen, dass ich es zu thun bereit sei.

„Da ist die Witwe des frühern Schullehrers, die Frau N. — kennen Sie dieselbe?“

„Ja.“

„Woher kennen Sie sie?“

„Vom Sehen.“

„Wo haben Sie sie gesehen?“

„Hier im Pfarrhause.“

„Unter Tags oder Abends?“

„Beim Mittagstische.“

„Nicht auch beim Abendtische?“

„Nein.“

„Haben Sie mit ihr gesprochen?“

„Wenig.“

„Wie benahm sie sich bei Tische?“

„Nicht besonders auffallend.“

„Zurückhaltend oder vertraulich?“

„Gegen mich zurückhaltend.“

„Deren Tochter ist beständig hier im Pfarrhause?“

„Ich glaube, sie dient hier.“

„Als was?“

„Ich möchte sie für die Gehilfin der Köchin halten.“

„Woraus wäre das zu entnehmen?“

„Weil sie bei aller Art Dienstleistungen, die sonst die Köchin thut, auch anzutreffen ist.“

„Wer bedient Sie in Ihrem Zimmer?“

„In der Regel das kleine Mädchen.“

„Welchen Eindruck macht das Kind auf Sie?“

„Einen ganz guten — durch Bescheidenheit und Artigkeit.“

„Sie sind Catechet und haben das beurtheilen gelernt: macht das Mädchen auf Sie den Eindruck einer unverdorbenen Natur?“

„Ja, vollkommen.“

„Haben Sie einmal oder mehrmal die Bemerkung gemacht, dass die Mutter bei der Tochter hier über Nacht geblieben sein könnte, indem Sie die Mutter Abends oder auch am andern Morgen im Pfarrhause gesehen haben?“

„Niemals, wenigstens kann ich mich dessen nicht erinnern. — Auch bin ich Morgens und Vormittags, wenn ich nicht Messe lese oder in die Schule gehe, auf meinem Zimmer beschäftigt, so dass ich nicht weiss, was im Hause geschieht. Das Frühstück bringt man mir in's Zimmer.“

„Wirklich?“

„Ja.“ —

„Seien Sie nun so gut, den Schullehrer hierher zu citiren und warten Sie in Ihrem Zimmer, bis ich Sie wieder rufen lasse.“ —

Er hat mich aber nicht wieder rufen lassen. Wie ich jetzt gehört habe, hat er ausser dem Schullehrer noch die Kirchenväter, das kleine Mädchen, die Köchin und den Knecht des Pfarrers zu Protokoll verhört. Gegen zwölf Uhr fuhr er wider alle Vermuthung davon, ohne einen Imbiss genommen zu haben und ohne dass der Pfarrer Zeit hatte, irgend welche Abschiedsceremonien zu veranstalten.

Der Pfarrer war übrigens beim Mittagessen ganz guter Dinge, sprach aber kein Wort über die stattgehabte Visitation. Als ich dann am Nachmittag ganz zufällig mit dem Schulmeister zusammentraf, löste dieser mir das Räthsel einigermassen, indem er erzählte, der Pfarrer habe in seiner Gemeinde heimliche Feinde, weil er bei Erhebung der Stolgebühren und des Zehents etwas genauer sei, als den Leuten lieb ist. Von einem dieser Feinde müsse eine Anzeige an das Consistorium über den Pfarrer gemacht worden sein. Er, der Schullehrer, vermuthet, man habe den Pfarrer angeklagt, dass er mit der Lehrerswitwe und zugleich mit deren Tochter unerlaubten Umgang habe. Was nun das Kind betreffe, so sei die Anklage wirklich ganz grundlos und aus purer Bösartigkeit des Denunzianten hervorgegangen. Ueber das andere Verhältniss liesse sich eher was sagen, aber so rechte Beweise lägen denn doch nicht vor. Der Pfarrer sei zu schlau, als dass er Jemanden in sein Kartenspiel gucken liesse. Wahrscheinlich werde aus der ganzen Geschichte nichts herauskommen.

„Bei dieser G'legenheit — fügte der Lehrer vergnügt hinzu — hab' i halt a mei' Nasen d'rwischt; 's thut aber weiter nix; wenn i g'heirath' hab', wird Alles wieder guet, und 's 'rum-nächteln hat dann aufg'hört.“ —

So endete das fürchterliche Ereigniss, mehr wie ein Lustspiel, nur dass sich die Liebenden nicht heiratheten und die Intrigue nicht entlarvt wurde.

Ich habe so eben mein Mess-Stipendien-Register durchgesehen. In demselben sind folgende Rubriken verzeichnet: Datum des Empfanges; Name dessen, der das Stipendium

bezahlt hat; die Intention, mit welcher die betreffende Messe zu lesen; der Geldbetrag; Datum, wann die Messe persolvirt worden. Wenn ich von heute an von keiner Seite her ein Stipendium mehr erhielte, so hätte ich an den schon erhaltenen etwa sechsviertel Jahre lang alle Tage eine Messe zu persolviren. So gross ist doch schon die Zahl der Bestellungen geworden. Von dem Pfarrer erhalte ich regelmässig alle Montage vier; sie sollen ein etwaiges Gehalt oder Honorar für meine Aushilfe darstellen. Von einzelnen Gemeindegliedern kommen manchmal mehr, manchmal weniger, oft von Einem sechs auf einmal, je nachdem Feste, Todesfälle und ähnliche Veranlassungen eintreten. Demnach wird aller Berechnung gemäss die Grösse des Vorraths, so lange ich hier bin, noch anwachsen.

So nothwendig mir Geldeinnahmen sind, auf die ich auch neben der sogenannten vollständigen Versorgung aus Stiftsmitteln angewiesen bin, und so sehr gerne ich überhaupt Geldmittel besitze, weil dieser Besitz mich wie jeden Andern gewissermassen freier macht: so muss ich doch auch wieder ehrlich gestehen, dass es viel, viel erwünschter wäre, wenn ich Geld auf andere Weise erwerben könnte als durch Messelesen, und dass dieser Erwerb — obwohl er nicht nur von Seite der canonischen Gesetze vollständig erlaubt, sondern mir sogar zugewiesen ist — vor dem Richterstuhle meines Selbstgefühls nicht leicht zu rechtfertigen sein möchte.

Von wem kommen die Messgelder? Wofür werden sie gezahlt? — Wenn sie wie so häufig von ärmeren Leuten kommen, die selber den schwer und langsam ersparten Gulden nöthig hätten: so brennt dieser Gulden Einen so zu sagen in der Hand und Tasche. Kommen die Gelder von solchen Leuten, die wohlhabend sind, und die damit leicht eine äusserliche Art grossthuerischer Frömmigkeit erkaufen, deren Vermittler dann der Priester ist: so klebt eine Art Schmutz daran, mit

dem man sich, man möge wollen oder nicht, Hand und Tasche besudelt. So steht's, wenn man die Sache genau nimmt.

Was nun aber noch die Intention der Leute betrifft, die bezahlen, und die des Priesters, der das Geld annimmt, so liegt zwischen beiden ein etwas, das man laut und öffentlich gar nicht bezeichnen darf. Die Leute bezahlen eigentlich nur eine Intention, nämlich ein kurzes, allgemein gehaltenes Gebetlein, das Memento, glauben aber die ganze Messe zu bezahlen, wie sie ist vom Anfange bis zum Ende. Sie meinen, Alles, was der Priester da spricht und thut, gehöre ihnen, beziehe sich auf sie, auf ihre Sorgen und Angelegenheiten. Dem ist aber nicht so oder mindestens nicht genau so, wie die Leute glauben und meinen. Ja, ich bin der Ueberzeugung, dass bei einer vollständigen Einsicht in das Wesen einer bezahlten heiligen Messe das christliche Publikum sich weniger beeilen würde, Messstipendien herbeizubringen. Verstände das Volk lateinisch, würden ferner die bei einer Messe vorkommenden Gebete, Lectionen und Segnungen so langsam und deutlich gesprochen, dass sie Jedermann verstehen könnte, und wären die Leute überhaupt Denker: so wäre gewiss Alles, also auch diese Angelegenheit anders. Man wüsste dann, dass in einer heiligen Messe — genau genommen — immer für Alle, für Lebende und Verstorbene, und um Alles, was zu den Bedürfnissen der allgemeinen katholischen Kirche gehört, gebetet wird. Des Bezahlers, der sich sagt, eine Messe sei „die seine", wird eigentlich gar nicht, seiner Meinung oder Intention aber nur obenhin einmal, kurz erwähnt.

Das ist es, was mir nicht aus dem Kopfe geht und mir den ganzen Handel, so einträglich er sein mag, mindestens unwürdig erscheinen lässt, wenn ich ihn nicht einen Missbrauch des sogenannten frommen Glaubens oder wohl gar noch ärger benennen soll.

Das Eigenthümliche in der Sache ist aber, dass ich mich ihr gar nicht entziehen kann. Würde ich die Annahme von Messstipendien verweigern oder wohl gar noch ehrlich genug sein wollen, auch den Grund anzugeben: so könnte nur allgemeines Aergerniss entstehen, das schöne Geschäft für die Andern ruinirt und ich für verrückt erklärt werden. Im allermildesten Falle würde ich mich nach allen Seiten hin verdächtigen und um allen geistlichen Einfluss bringen.

Gäbe der Himmel, dass meine Anschauung der Sache unrichtig ist, andrerseits würde ich es schwer empfinden, wenn ich diese Revenue verlieren müsste.

Ich sprach vorhin von sechs Messen, die manchmal von Einer Person auf einmal bestellt werden. Damit hat es nun folgende Bewandtniss: Es herrscht in manchen Gegenden unter dem Volke — zu Hause bei unsern Stiftspfarrkindern z. B. wieder gar nicht — der Glaube, dass sechs heilige Messen im *continuo* einer Woche von einem und demselben Priester an einem und demselben Altar (*altare privilegiatum* ist die Ueberschrift desselben) gelesen, eine ganz ausserordentliche Gnadenwirkung mit sich bringen, namentlich die, eine arme Seele sogleich und unbedingt aus den Qualen des Fegefeuers zu befreien. Ich lege Ihnen, geehrter Freund! den gedruckten Bericht und die Naturgeschichte, wie ich sie unter dem Volke über diese wunderbare Glaubenspflanze vorgefunden habe, hier bei*).

Die Leute sind sehr erpicht auf solche Art Messen. Weniger Bemittelte müssen darauf freilich Verzicht leisten, denn sechs Gulden auf einmal hinzulegen, wird ihnen schwer oder unmöglich. Wie sich das aber bei denen macht, die Geld haben — meist sind es Frauen — können Sie, lieber Herr Professor, aus folgendem Beispiel sehen.

*) S. Beilage *i*.

Da starb vor einiger Zeit in einem der Pfarre zugehörigen Dorfe ein rüstiger, junger Bursche, der Liebling seiner Angehörigen, an einer Gedärmentzündung schnell hinweg. Ich hatte ihm die Sakramente gereicht, wozu ich bei Nacht und Nebel geholt worden war. Nach dem reich ausgestatteten Begräbnisse, bei welchem das feierlichste Requiem vom Pfarrer und das Lob- oder Freudenamt von mir celebrirt worden, kam zunächst die weinende Mutter des Verstorbenen und bestellte bei mir die sechs heiligen Messen für ihren Sohn; am andern Tage überbrachte mir eine alte, reiche „Godl", die den Burschen in ihr Herz geschlossen hatte, auch Geld zu den bewussten sechs Stationsmessen; und am nächsten Sonntage erschienen mit einem gleichen Auftrage die Schwestern des Armen, so dass ich eine Ernte von achtzehn Gulden ausser den schon bezogenen Stolgebühren aus diesem einen Sterbefalle erhielt.

Mein Pfarrer, als er davon hörte, war sehr unangenehm überrascht; er gönnte dem Herrn Bruder offenbar einen so guten Bissen nicht, obgleich er sich in Bezug auf die anderen Einnahmen, welche mit dem Begräbnisse verbunden waren, nicht beklagen konnte. Ohnehin nimmt er bei mir, wie ich stark vermuthen muss, noch sonst ein kleines heimliches, ausserordentliches Profitchen wahr, von dem ich aber nichts wissen darf. Ich bekomme nämlich, wie schon erwähnt, ein wöchentliches Honorar von vier Messstipendien à Einen Gulden und auf einem Zettelchen geschrieben die Intentionen, welche zu dem Gelde gehören. Die letzteren sind nur in allgemeinen Ausdrücken abgefasst und lauten gewöhnlich: für eine gewisse Person, für eine gewisse Kranke, für verstorbene Eltern, auf eine gute Meinung u. s. w.

Der Pfarrer schreibt die Messgelder, wie sie eben eingehen und die ihm von den Leuten angedeuteten Intentionen in ebenso summarischer Kürze ein und streicht die erledigten

Fälle wieder aus. Nun kommt es aber, wie ich ganz bestimmt weiss, häufig vor, dass für gewisse Messen splendider gegeben wird — „je grösser das Opfer, desto gottgefälliger" — oder dass, wie z. B. bei Exequien mehr als ein Gulden bezahlt werden muss, und dass, wenn die Bestellungen zahlreicher eingehen, als sie sogleich oder in den festgesetzten Zeiten ausgeführt werden können, die Ausführung des Auftrags — freilich gegen den Willen der Auftraggeber — in die ungewisse Zukunft verschoben wird. Da muss es aber ganz wie von selbst kommen, dass der Herr Bruder mir die eine oder andere Intention mit einem Gulden honorirt, für die er seiner Zeit mehr erhalten hat. Ich gönne ihm den Profit, da ich ohnehin nur auf vier einfache Intentionen *pro* Woche angewiesen bin, aber canonisch ist er unerlaubt.

Es giebt gewisse Tage im Jahre, an denen die Messstipendien reichlicher eingehen als gewöhnlich. Ausser den in Familien eintretenden freudigen oder traurigen Ereignissen sind es vorzüglich die Feste der heiligen Schutzpatrone, welche ganze Gemeinden oder einzelne Gläubige besonders für sich verehren und dann die Namenstage der Leute. Da werden besonders für Verstorbene und zur Ehre ihres Namenspatrons Messen bestellt. Die Verehrung der Heiligen ist überhaupt an der Tagesordnung des Landvolks. Jeder Patron übt dem Glauben der Leute gemäss seine wundervolle Wirksamkeit in einer bestimmt ausgesprochenen Branche menschlicher Nöthen und Angelegenheiten aus. Sebastian und Rochus sind Schutzpatrone gegen ansteckende Krankheiten, Apollonia gegen Zahnschmerzen, Valentin gegen Epilepsie („das Hinfallende"), Antonius gegen Krankheiten der Hausthiere, Wendelin speciell gegen die der Schafe, Pelagius gegen die des Rindviehes, Florian gegen Feuersbrünste u. s. w. Obenan steht als Helferin besonders des Frauenvolkes die Mutter Gottes des nächsten oder eines auserwählten Wallfahrtsortes, aber auch nur sie

und nicht etwa die Madonna überhaupt, oder die einer andern, noch so berühmten Gnadenkirche, z. B. einer in Böhmen, Ungarn oder Steiermark, am allerwenigsten irgend einer des Auslandes. So personificiren die Leute die verehrten Bildnisse der Einen Madonna als ebenso viele von einander verschiedene Individuen.

Mancher gläubigen Seele gilt die erwählte Mutter Gottes — ich übertreibe nicht — mehr als Gott selbst. „Sie holt die sterbenden Kinder", „sie lindert alle Mutterbeschwerden", „sie ist die letze Rettung, wenn der liebe Herrgott nicht mehr helfen will" u. s. w. Am gläubigsten sind die Weiber, wenn ihnen ihre Mutter Gottes im Traume erschienen ist.

Der heiligen Jungfrau zunächst steht der Namenspatron, der Heilige, auf dessen Namen Einer getauft worden ist. Er ist, so zu sagen, der Schutz- und Schirmherr von Amtswegen; seiner heiligen Obhut ist der Täufling feierlichst übergeben. — Alles das giebt den Frommen und Frommthuern vielfache Gelegenheit, ihre Christlichkeit in Werken zu offenbaren. Darunter verstehen sie aber vorzüglich die Geldopfer.

Schliesslich möchte ich Sie, geehrter Freund, noch auf den grossen Unterschied aufmerksam machen, der in den betreffenden Messgebeten vorkommt, je nachdem sie älteren oder neuern Ursprungs sind. In den älteren wendet sich der betende Priester ganz richtig zunächst und allein an die Gottheit als Spenderin aller Gnaden, wie z. B. in folgenden, die ich dem Missale entnehme:

„Hilf uns, Gott! die Flammen unserer Laster auslöschen, wie du dem seligen Laurentius geholfen hast" — oder:

„Gieb, ewiger Gott! deiner Kirche, dass sie liebe, was die Apostel geglaubt und lehre, was sie gepredigt haben."

Dagegen lauten die Orationen neueren Ursprungs nicht so einfach richtig, sondern wenden sich vielmehr direct an die betreffenden Heiligen selbst, gleich als ob sie die alleinigen Gnadenspender wären, wie z. B.:

„Seligster Vorsteher, berühmter Lehrer Ambrosius! lenke den Lauf meines Lebens“ u. s. w. — oder:

‚Ruhmwürdiger Martyrer, Christophorus! schütze und bewahre unsern Leib“ u. s. w.

Darin liegt es vielleicht, dass das Priesterthum selber nach und nach zu dem Glauben an eine selbstständige Wirksamkeit heilig gesprochener Persönlichkeiten gelangt ist und das Volk die dogmatische Vorstellung der Gottheit endlich ganz zu umgehen gelernt hat.

Künftigen Sonntag feiert die Pfarrgemeinde das Erntefest. Ich soll eine darauf sich beziehende Predigt halten. Nach der Vorschrift muss ich den Text dazu aus dem vor der Predigt abzulesenden Evangelienabschnitt nehmen. Dieser Evangelienabschnitt aber handelt von dem kranken Sohne des Hauptmanns in Capernaum. (Joh. 4.) Nun sitze ich und amusire mich mit der Unmöglichkeit, aus einem solchen Abschnitt irgend ein nur annähernd passendes Wort herauszufinden, an das ich zunächst wenigstens die Einleitung zu meiner Rede knüpfen könnte. — Die Sache steht indessen nicht so schlimm; ich brauche nur mich einfach nicht an die Vorschrift zu halten und einen ganz fremden Text zu wählen.

Die Austheilung der Perikopen ist eben nicht immer sehr sorgfältig ausgefallen. Was für ein Thema zur mora-

lischen Belehrung könnte man z. B. aus der jährlich oft vorkommenden Evangeliumstelle: „Abraham zeugte Isaak, Isaak den Jacob“ u. s. w. nehmen? —

Es ist nicht richtig, was das Volk zu meinen und auszusprechen pflegt, dass die geistlichen Herren heirathslustig sind. Mancheiner derselben hat sich darüber schon ganz unumwunden ausgesprochen. So auch erst heute mein Pfarrer, als wir bei Tische in Ermangelung sonstigen Materials auf diesen Punkt zu sprechen kamen. Er meinte, „der Cölibat sei gar nicht so unbequem, als man glauben möchte und es würden gewiss nur Wenige Gebrauch machen, wenn einmal eine höhere Macht sie von dem betreffenden Gelübde dispensiren möchte. Besonders was die Klostergeistlichen betrifft, die zu Hause im Convente zusammen leben, könnte vom Heirathen keine Rede sein. Die Männer vertrügen sich ohnehin schwer genug mit einander und nun noch Weiber dazu! Das müsste ein Höllenleben sein, das sich gewiss Keiner wünscht. Es sei auch so viel schöner und die Ehelosigkeit habe ihre grossen Annehmlichkeiten. Die Beliebtheit der Geistlichen, in der sie bei dem schönen Geschlechte stehen, habe im Cölibat ihren Hauptgrund. — Aber auch die Auswärtigen, die Pfarrer — von Cooperatoren könne ohnehin nicht die Rede sein, da sie niemals ein zum Heirathen ausreichendes Einkommen hätten — würden sich ebenso wenig veranlasst fühlen, zu heirathen, selbst wenn es zugelassen würde. Bei Regularen könnte es gar nicht anders gestattet werden, ausser mit lebenslänglicher Anstellung in der äusseren Seelsorge. Das sei der Gelübde wegen unmöglich. Bei Sä-

cularen wäre so etwas vielleicht am ersten zu ermöglichen, aber es sei Zehn gegen Eins zu wetten, dass auch da nur wenige Weltpriester von der Licenz Gebrauch machen würden. Wen sollte so ein Pfarrer heirathen? Seine Wirthschafterin? Das wäre ihm sehr unbequem. Die habe er ohnehin so auch auf dem Halse und es sei wenigstens die Möglichkeit da, sich bei guter Gelegenheit von ihr zu trennen, sie anderweitig zu verheirathen u. dgl. — Eine andere? Das leide jene nicht. Am Ende aber sei das Heirathen auch gar nicht nöthig und es mache sich Alles besser so.

Die Zeit der Aushilfe geht nun auf die Neige. Im nächsten Monate werden dem nothleidenden Nachbarstifte zwei junge Ordensmitglieder zu Priestern geweiht werden, die dann beide sogleich in der Seelsorge verwendet werden können. Einer von ihnen wird mich ablösen.

Wenn ich nun den Zeitabschnitt überblicke, den ich hier zugebracht habe, so kann ich nicht klagen, dass er für mich unfruchtbar oder gar verloren sei. Erfahrungen mancherlei Art habe ich gesammelt und sie sollen mir in Zukunft wohl zu Gute kommen. Zufriedener bin ich mit meinem Loose zwar nicht geworden, aber auch nicht missvergnügt. In materieller Beziehung dürfte ich es zu Hause nach einer Seite wieder besser, nach der andern aber, besonders was die Geldeinnahmen betrifft, schlechter finden. Ich bin darüber nicht betrübt, dass unsere Stiftspfarrkinder weniger bigott sind als die hiesigen und weniger Messstipendien bringen. Obgleich mein Säckel gut gefüllt, ist mir doch der ganze Handel ein ekelhafter, unwürdiger.

Mein Pfarrer warnt mich. Er meint, ich sei freilich ein ganz guter Prediger und in der Gegend ordentlich in Ruf gekommen. Aber das sei nicht gut, erstlich weil die dummen Bauern das gar nicht nöthig hätten und zweitens, weil ich damit jedem Andern das Amt erschwere. Denn die Leute seien dann unzufrieden und zeigten immer auf den guten Redner, der nicht mehr da ist. Endlich würde der Pfarrer in der Achtung ganz zurückgestellt, wenn zum Cooperator alles Volk liefe und beim Pfarrer die Bänke leer wären.

Was konnte ich dagegen sagen? Ich schwieg. Eines aber will ich mir doch hinter die Ohren schreiben. Er erzählte mir von einem guten Bekannten, der auch wie ich den Bauern zu gefallen predigte und darin immer weiter und weiter ging, so dass er endlich über Glaubenssachen und Geistlichkeit frei zu raisonniren anfing. Als die Sache durch den Dechant dem Consistorium angezeigt wurde, hat man den armen Freigeist sogleich beseitigt, zu den barmherzigen Brüdern in Wien gebracht, ihn dort als verrückt eingesperrt und so lange festgehalten, bis er — wirklich verrückt wurde und wegen Tobsucht die Zwangsjacke erhielt. „Als ich — so schloss der Pfarrer seine Erzählung — vor einigen Jahren in Wien war und nach ihm fragte, war er schon längst todt.“

In den hiesigen Pfarrgemeinden, wie überhaupt in denen der ganzen Umgegend herrscht unter den Weibern der Glaube, dass diejenigen, welche in den Wochen sterben, ohne vorher vom Priester eingesegnet zu sein, im Grabe keine Ruhe haben und allnächtlich als Gespenster mit einer brennenden Kerze in der Hand so lange um die Kirche herumirren, bis der Hahn sein erstes Geschrei erhebt. Erlöst können sie

von dieser Qual nur dadurch werden, dass sich irgend eine lebende Frau, obgleich noch nicht Wöchnerin, an Stelle der Todten einsegnen lässt.

Dieser Glaube hat die Folge, dass die Weiber nichts Eiligeres zu thun haben, als sich bei Zeiten und für alle Fälle einsegnen zu lassen. Das geschieht zu allererst gleich nach der Trauung, gleichsam *à conto* der künftigen Niederkunft, dann aber auch immer wieder in jedem einzelnen Falle der Schwangerschaft oder gleich nach überstandenen Wochen. Sicherheitshalber wird aber auch in dem Falle, dass eine Frau in den Wochen gestorben ist, noch eine ganz besondere Einsegnung der Leiche veranstaltet, indem sich ein befreundetes Weib neben die Todte aufstellt, um die Benediction des Priesters anstatt und Namens der Verstorbenen zu empfangen. Dadurch versichert man sich und die Dahingeschiedene gegen jede Gefahr des nächtlichen Spucks.

Dass das Weibervolk sich von dieser Art Aberglauben nicht leicht heilen lassen würde, kann ich mir wohl denken, aber ebenso auch, dass eine derartige Heilung gar nicht versucht wird. Volk und Seelsorger sind dabei gleich stark interessirt. Die letzteren beziehen für solche Einsegnungen kleine Gebühren; und auf Gebühren sind alle Seelsorger angewiesen. Ausserdem aber muss man einestheils den eisernen Glaubenssinn der Leute in's Gewicht legen, gegen welchen fast gar nicht anzukämpfen ist. Ich glaube, dass sich ein Seelsorger unmöglich machen würde, wenn er die Leute über diesen Punkt eines Bessern belehren oder wenn er etwa gar sich weigern wollte, das abergläubische Verlangen zu befriedigen.

Das Volk lässt von seinem Hausglauben ebensowenig wie von den sogenannten medicinischen Hausmitteln.

Uebrigens sind die Gebetworte einer solchen Segnung für mich, wenn ich sie sprechen muss, so eigenthümlich ge-

heimnissvoll, dass ich mir immer wie ein Zauberer vorkomme. „Oeffnet eure Thore, ihr Fürsten! Ewige Thore, öffnet euch! Es gehet ein der herrliche König. Wer ist dieser König? Der Herr, der starke, der im Streite mächtige Herr. Oeffnet eure Thore, ihr Fürsten!“ etc. „Sende ihr, o Herr! Hilfe vom Heiligthum und von Sion beschütze sie. Lass den Feind nichts wider sie vermögen und das Kind der Bosheit schade ihr nicht.“ —

Im Pfarrdorfe ist ein Bäckermeister. Er ist zugleich Landwirth und gehört zu den Wohlhabenden des Ortes. Ich wurde vergangene Nacht in sein Haus gerufen, um einer sehr schwer erkrankten Magd die Sakramente zu reichen. Ich fand an dem dreiundzwanzigjährigen Mädl ein gottesfürchtiges, im Gefühl seiner Sündhaftigkeit tief zerknirschtes Geschöpf, das auf mich einen ganz eigenthümlichen Eindruck, gleichwie den der ächtesten und simpelsten katholischen Religiosität machte.

Als die Ceremonie zu Ende war, tagte es bereits und der Bäcker begleitete mich bis zum Pfarrhof, der am andern Ende des Dorfes nächst der Kirche auf einer Anhöhe liegt. Ich konnte nicht unterlassen, gesprächsweise des guten Eindrucks zu erwähnen, den die Kranke auf mich geübt hat und meine Bewunderung eines so gottergebenen Gemüthes auszusprechen. Ich glaubte auch die vorzüglichste Veranlassung zu einer solchen Erscheinung in dem musterhaften Beispiele des Dienstgebers, in der guten Hausordnung, im frommen Sinn der Hausfrau oder dgl. suchen zu müssen.

„Ne, sagte mir aber der Mann ganz phlegmatisch, da irr'n sich 'r Ho'würden goar sehr. I' bin net so und meine Alte a net. Just im Gegentheil. Das machen aber die Ni-

colianer (er meinte den Orden der Liguorianer); die richten d' Menscher so her; zu denen is die Dirn' an Sonntagen a' immer hing'rennt; weit weg von hier sein s' ja net."

„Damit könnt Ihr wohl auch zufrieden sein, Meister Schober! Denn das Mädel ist g'wiss auch ehrlich und brav im Dienst."

„Ne, 'r Ho'würden! in der Sach' kann i' s' net loben; aber cujonirt hat s' uns, mi und mei Alte, gmui. Statt fleissi z' arbeiten, hat s' gebet't, und wenn s' hat davon rennen können in der Nacht, hat sie 's than. Sie hat a zur Buss so 'n stachlichs Ding um 'n Leib, woass net, wie m'rs hoasst. Dabei is s' aber das Mensch so boshaft, wie 'n Teufel und stiehlt, was s' just kann. Die Herren Nicolianer verderben uns alle Dirnen. 's is schwer, Oane z' kriegen und wenn m'r s' hat, taugt s' nix. Bevor so Oane 'n Dienst annimmt, lauft s' eh' zum Beichtvater und fragt 'n erst. Dabei sagt s' ihm alles und er fragt a darnach. Dann giebt er ihr 'n Rath, was s' thun soll. Eh' s' 'n Dienst annimmt, macht s' Bedingungen. Täglich früh will s' 'ne Stund' lang auf der Erd' ausg'streckt auf 'n Bauch liegen und beten oder vor der Arbe't in d' Mess' geh'n, jeden Sonntag zur Beicht; am Fasttag will s' mit den an'ern net mitessen und an're Sachen. Allen Lohn und alles Geld, was s' kriegt oder sonst wo d'rwischen kann, bringt s' diesen Pf— Gott verzeih m'r 's. 's is halt nix mit deren ihrer Frömmigkeit. Besser is, moan i, wen'ger bet'n und mehr ehrli und brav sein. Moanen S' net a, 'r Ho'würden?" —

Ich konnte und mochte ihm nichts darauf erwiedern, Derartige Widersprüche finden sich in der That nicht selten: innigste Frommthuerei und Gotteskindlichkeit neben Unehrlichkeit, boshaftem Wesen und Widerhaarigkeit im Zusammenleben mit Andern. Was übrigens jener geistliche Orden damit bezwecken will, dass er sich ganz besonders die reli-

giöse Erziehung weiblicher Dienstboten angelegen sein lässt, ist noch nicht klar; nur das ist gewiss, dass er einen grossen Zulauf hat und dass der Bäckermeister seine Schilderung nicht übertrieben hat.

Das Mädchen starb bald nach dem Versehen und der Bäcker brachte mir mit der Todesnachricht eine kleine Druckschrift, betitelt: „Das Leben der geistlichen Hausmagd.“ Dieselbe fand sich im Nachlass der Verstorbenen und scheint fleissig benützt worden zu sein. Ich lege sie als Curiosum hier bei. *) — Uebrigens behauptet der Meister steif und fest, die Nicolianer seien verkappte Jesuiten und hätten 's vorzüglich auf „Weiber und Menscher“ (Mägde) abgesehen, um sich Anhang zu verschaffen und so in's Volk zu dringen.

Der religiöse Glaube muss, wie es scheint, immer irgendwelche Menschenopfer haben. In unserer Zeit fordert man nicht gerade eine Hingabe des Lebens für die Religion und den Glauben der Väter; auch ist keine rechte Veranlassung mehr dazu da: aber es fallen doch noch zahlreich genug einzelne Menschenwesen religiösen Anschauungen zum Opfer. Das ist, wie ich zu beobachten und mich zu überzeugen Gelegenheit habe, auf dem Lande wohl am meisten, vielleicht mit Hunderten neugeborener Kinder der Fall, die — wenn sie nicht besonders kräftiger Natur sind — den Glaubensansichten ihrer Eltern zu liebe umkommen.

Es ist nämlich Sitte und aus kirchlichem Glauben hervorgegangenes Gesetz, dass ein neugeborenes Kind unmittelbar nach der Geburt die kirchliche Taufe erhalte. Die Leute betrachten es als schreckliches Unglück, wenn ein Säugling

*) S. Beilage K.

ungetauft stirbt. Auf den frühen Tod ihrer Kinder sind die Bauern ohnehin so zu sagen eingerichtet, mindestens immer gefasst, immer vorbereitet. Sie trösten sich dann leicht, wenn sie sich sagen können, der liebe Gott habe so ein Menschenwürmchen in die Zahl seiner Engelschaaren aufgenommen. So etwas kann man sich aber — meinen sie — nur von getauften und nicht von solchen sagen, die vor der Taufe verschieden sind.

Daher ist die Kindestaufe die allereiligste Angelegenheit des Landvolks und kaum hat ein Kind den Schooss seiner Mutter verlassen, wo möglich schon in der nächsten Stunde, wird es je nach den bäuerlichen Verhältnissen und Anschauungen nothdürftig gut eingepackt und in die oft stundenweit entfernte Kirche getragen oder im günstigsten Falle gefahren. Mag es Sommer oder Winter sein, mag es regnen, stürmen, frieren, schneien, hageln; mögen die, so das Kind tragen, gegen den Wind zu segeln haben oder in Schneegräben fallen: alles kann nichts helfen, das Kind muss getauft werden. Könnte die Taufe nicht zu Hause stattfinden? An sich ist es kirchlich nicht erlaubt und geschieht nur ausnahmsweise: aber es kostet Geld und macht Umstände. Bei schlechtem Wetter würde der geisliche Herr auch einen Wagen haben müssen, wenn es sich überhaupt auch fahren lässt. In manch ein Gebirgsdorf kann man kaum zu Fuss, geschweige denn zu Wagen gelangen.

So erscheint es als das Einfachste und Wohlfeilste, dass das zarte Wesen in die Kirche hinübergebracht wird. Das geschieht; aber nach dem kirchlichen Rituale dürfen die Pathen mit dem Neugeborenen nicht eher in die betreffende Kirche eintreten, bis sie der Priester nach etlichen Ceremonien eingeführt hat. Sie müssen vor der Kirchthüre bleiben oder im Eingange zwischen den Thüren. Da beginnt die Ceremonie. Ist der Herr Pfarrer oder Kaplan zufällig nicht

zu Hause, so warten die Leute entweder im Schulzimmer oder in der Küche des Pfarrhofes. Im strengen Winter wird die Taufe in der etwas geheizten Sakristei, wenn es sich gerade trifft, dass eine solche vorhanden ist, vorgenommen.

Die Taufceremonien selbst wollen mir auch ganz dazu angethan erscheinen, um aus dem neuen hilflosen und gebrechlichen Weltbürger einen kleinen Glaubensmärtyrer zu machen. Was Alles wird da mit ihm nicht vorgenommen! Bald benetzt der Priester dessen Lippen mit seinem Speichel, bald streut er ihm geweihtes Salz darauf, oder er haucht es mit seinem oft derben Athem dreimal an; die kleine Brust wird entblösst oder das Kind ganz umgedreht und die Schultern werden enthüllt, um mit heiligem Oel gesalbt zu werden. Das Mützchen muss herunter von dem kleinen Köpfchen, damit dieses mit dem geweihten Wasser benetzt werde u. s. w. Wie weh diese Proceduren dem kleinen Geschöpfe oft thun mögen, beweist das Aufschreien und Weinen desselben. — Es ist eine Ceremonie, bei der ich immer das innigste Mitleid mit dem armen rothhäutigen Menschenkind habe, das zu allen seinen Leiden nicht eine Ahnung davon hat, dass ihm hier mindestens sein geistiges, eigenstes Eigenthum, der freie, religiöse Glaube, auf zeitlebens verpfändet wird, wenn es nicht in Folge der geheiligten Ceremonie krank wird und stirbt. Und da giebt es kein Erbarmen, kein Mitleid!

Wieder Daheim!

Ich bin wieder von der sogenannten Aushilfe nach Hause zurückgekehrt und es kostete mich nur einen Tag und eine Nacht, um das Gefühl zu haben, als ob ich gar nicht so sehr lange ausserhalb des Klosters fortgewesen wäre. Der Prälat, dem ich gleich nach meiner Ankunft die Aufwartung gemacht habe, begrüsste mich mit der Mittheilung, dass er mich zum Regenschori an Stelle des alternden Cölestin designirt habe und dass ich die Inventarien an Musikinstrumenten und Noten sobald zu übernehmen hätte, als P. Cölestin beides in Ordnung gebracht haben würde. Die Direction über die Stiftssängerknaben, so wie die Anordnung der nächstsonntäglichen Kirchenmusik falle mir aber sogleich zu. „Ich solle zusehen, wie ich dabei mit dem etwas wunderlichen alten Manne am leichtesten wegkommen könne. Das aber müsse er mir besonders bemerklich machen, dass die Finanzen des Hauses keine aussergewöhnlichen Kosten und Auslagen für Kirchenmusik zulassen. Er empfehle mir überhaupt eine sparsame Anwendung rauschender Musikstücke im Gotteshause; ihm sei der einfache Gesang mit Orgelbegleitung oder allenfalls mit Streichquartett lieber. Indessen wollen gewisse Gelegenheiten nun einmal grössere Ausnahmen. Die Kammermusik möchte ich mir aber vorzüglich angelegen sein lassen. Ich wüsste vielleicht schon, dass er ein besonderer Verehrer der Hayd'nschen und Mozart'schen Quartettmusik

sei. Bis auf den Cellisten hätten wir ganz gute Kräfte; aber auch dieser werde sich mit der Zeit machen.“

Es versteht sich, dass ich mich nun mit allem Eifer an die mir ganz erwünschte Aufgabe machen werde, Mit P. Cölestin habe ich mich über diese Angelegenheit zu unterhalten noch nicht Gelegenheit gehabt.

Ich freue mich meines Amtes als Regenschori, obwohl ich darin nicht soviel zu thun habe, als ich wünschen möchte. Das Stift, d. h. der Prälat, verwendet nicht so viel auf Kirchenmusik, wie es, glaube ich, in allen einigermassen gut situirten Klöstern der Fall ist.

Die katholische Kirche nimmt für den Gottesdienst jede Kunst in Anspruch, deren Erzeugnisse auf das religiöse Gefühl einwirken: den Vorzug hat aber das Reich der Töne, Gesang und dessen harmonische Begleitung. Es liegt darin auch manchmal ein Zauber, dem Keiner so leicht widerstehen kann. Darum glaube ich es, wenn erzählt wird, die Bischöfe des grossen Tridentiner Concils, die fast einstimmig Willens waren, alle Kirchenmusik abzuschaffen, seien durch eine Composition Palestrina's, seine *Missa Papae Marcelli*, so bewegt worden, dass sie beschlossen, in diesem Punkte nichts zu ändern.

Es gleicht auch meines Erachtens nichts einer musikalischen Einwirkung auf den Sinn der zur Andacht oder Zerknirschung gestimmten Seele. Man wird da in der Kirche unbewusst so gerührt und erregt, dass man sich dem Alltagsleben entrückt und in eine bessere Welt versetzt fühlt. Der Mensch wird religiös und weiss nicht wie? wozu? warum? —

Nach unseren kirchlichen Satzungen braucht er es auch nicht zu wissen; es genügt, dass er befriedigt, beglückt wird und ergebungsvoll zum Himmel schaut. Von seinem Gefühle hat er nicht nöthig Rechenschaft abzulegen.

Wenn die Kirchenmusik die menschlichen Gefühle in Harmonie zu versetzen im Stande ist, so hat sie ihre höchste Aufgabe erfüllt. Und verklingt sie auch wieder schon in den nächsten Augenblicken des Alltagsgetreibes — sie war doch eine religiöse Wohlthat.

Meine Lieblinge sind in dieser Beziehung:

Beethovens zweite Messe,
Pergolese's *Stabat mater,*
Mozarts Requiem,
Cherubinis grosse Messe, die ich aber leider nur bruchstückweise aufführen lassen kann,
Mozarts *Ave verum.*

Ich habe deren correcter Aufführung im Studienstifte häufig beigewohnt und dieselben schätzen gelernt.

Als ich heute meinen guten alten Prior besuchte, kamen wir auf P. Albin und dessen Gemüthszustand zu sprechen. Der Prior klagte, dass er jetzt auch nicht einmal mehr ihn in's Zimmer treten lasse, wenn er nach ihm sehen wolle und dass dem Conventdiener nur dann aufgeschlossen werde, wenn die allernöthigsten Dienste geschehen oder Speisen zugebracht werden müssen.

„Es rappelt halt sehr mit ihm, sag' ich Ihnen. Er liest nicht mehr Messe; vom Chor- und Brevierbeten ist gar nicht zu reden. Wenn er nur nicht an Selbstmord denkt. So was möcht' ich halt doch nicht noch einmal erleben."

Ich erzählte dann, wie ich, noch als Cleriker, mit dem Sonderling zusammengetroffen sei und was er da mit mir gesprochen habe. Nach manchem Hin- und Herreden zwischen dem Prior und mir erklärte ich, dass ich wohl den Versuch machen und an die Thür Albins klopfen möchte, um zu sehen, ob er mich nicht vielleicht einlassen und mit mir sprechen würde.

Gesagt und gleich auch gethan. Ich ging. An der betreffenden Zimmerthüre angelangt, klopfte ich leise. Alles war still im Innern. Ich klopfte stärker, hustete, räusperte mich, rief: Herr Pater Albin! — vergebens. Nichts rührte sich. Nach einiger Zeit klopfte ich noch einmal anhaltend, und als es auch fruchtlos zu sein schien, gab ich alle Hoffnung auf. Ich hob eben den Fuss, mich fortzubegeben, als ich im Zimmer leise Tritte vernahm und die Stimme Albins fragte: „Was ist's?"

Ich antwortete rasch: „P. Isidor ist es, der Euer Hochwürden gerne besuchen möchte."

Darauf hörte ich wieder einige Schritte, dann nichts. Endlich drehte sich der Schlüssel im Thürschloss und die Zellenthüre ging halb auf. P. Albin stand dazwischen, sah mich fragend, fast finster an und schien stark im Zweifel zu sein, ob er mich einlassen solle oder nicht. Dann öffnete er aber doch ganz und sagte mit etwas milderer Miene: „Wie geht es Ihnen?"

Ich trat ein und bat ihn zu erlauben, dass ich mich ihm, was ja noch nicht geschehen sei, als Conventual und Priester vorstelle und nach seinem Befinden frage.

Er schloss nun zuerst die Thüre wieder ab und führte mich in sein zweites Zimmer, wo er mir einen Stuhl bot. Er selbst blieb stehen oder ging auf und ab, während ich sass.

„Damals als ich Ihnen im Walde in die Hände fiel,

war ich gesünder. Jetzt bin ich so matt, dass ich mich nur wenig im Freien bewegen kann.“ —

„Das ist traurig. Hochwürden müssten doch etwas für die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit thun.“ —

„Was zum Beispiel?“ —

„Sich zerstreuen und erheitern.“ —

„Ich bin leider mehr als genug zerstreut und erheitern — das ist leicht gesagt.“ —

„Hochwürden sondern sich vielleicht doch gar zu sehr ab.“—

„In einem Kloster kann man nicht gut anders. Das müssten Sie nun schon, denke ich, an sich selber erfahren haben.“ —

„Nur wenig. Aber es sind mehrere Herren hier, die sehr gesellig sind.“ —

„Wegen meiner. Uebrigens sondere ich mich nicht ab, ich bin abgesondert worden.“ —

„Hochwürden sind mit Ihrer Umgebung noch viel weniger zufrieden als ich.“ —

„Das glaube ich. Sie sprechen übrigens sehr höflich. Ich habe weder das Recht noch die Lust mehr mit Jemandem unzufrieden zu sein. Damit ist es nun vorbei.“ —

„Kann ich Ihnen in irgend einer Art gefällig sein?“ —

„Nein. Ich zweifle an Ihrem guten Willen nicht, aber mir ist nicht zu helfen.“ —

„Nicht zu helfen?“ — betonte ich mit Verwunderung.

„Was ist dabei wunderliches? Als ich in’s Kloster kam, hatte ich die Phantasie — um mit Horaz zu reden — eine prächtige Vase zu drehen, eine Phantasie, die Sie vielleicht auch haben. Daraus ist aber bei mir ein Scherben geworden, nicht einmal „ein geistliches Gefäss der Andacht“, wie es in der Litanei heisst, und selbst dieser Scherben ist jetzt zerbrochen. Ich wünsche, dass es Ihnen einmal nicht auch so ergehe.“ —

Um mir es mit diesem sonderbaren Manne für die Zukunft nicht zu verderben und in der Meinung, dass ein kurz angebundenes Wesen ihm zusage, stand ich auf und empfahl mich. Stumm grüssend öffnete er und schloss hinter mir die Thür.

Als ich den Prior dann von dem Erfolge meines Besuches Mittheilung machte, meinte er, ich müsste den Versuch öfter erneuern. Es wäre doch schade, dass ein noch so junger Geistlicher, der einmal so viel gekostet habe, bis er ausstudirt hatte und ausgeweiht wurde, so ganz unbrauchbar sein oder gar zu Grunde gehen sollte. „Ich weiss auch gar nit, dass ihm wer was 'mal zuleide gethan hätt'. Kleine Reibereien und Verdrüsslichkeiten muss sich Einer schon g'fallen lassen. Da braucht man deswegen nicht gleich zu verzweifeln. Im Grossen geht's auch nit anders wie hier bei uns im Kleinen. 's ist halt wieder 'mal 'n Rappelkopf!" —

Wenn man in den Geschichtsbüchern liest, von welcher bissigen Art Eifersucht die geistlichen Orden einst gegen und unter einander erfüllt waren, so kann man sich nur freuen, dass das heutzutage nicht mehr der Fall ist. Dass es in dieser Beziehung einmal recht sehr schlimm hergegangen sein muss, darf als eine historisch festgestellte Thatsache gelten. Die traurigen Folgen sind zwar geheim gehalten worden, aber doch auch nicht ganz unbekannt geblieben. Spuren davon sind noch vorhanden, im Ganzen jedoch die Zeiten sehr milde und gut geworden.

Was die Geschichte ferner nachweist, dass sämmtliche Orden und Ordensmitglieder trotz aller Eifersucht dennoch Einem höchsten Willen folgten und Einen einzigen Zweck

anstrebten, dass sie ferner bei Anwendung der Mittel zum Zwecke nicht wählerisch waren, in besonderen Fällen genaue Anweisungen von Rom erhielten und dergleichen mehr: das alles ist heutzutage meines Wissens nicht mehr so recht der Fall und wird ihnen in diesem Punkte wohl nichts zur Last gelegt werden können. Indessen könnte es auch sein, dass gerade ich in diesem Punkte noch zu den Unwissenden gehöre, denn bekanntlich wird das Streben der höhern und höchsten geistlichen Herrschaften nicht Jedwedem so ohne weiteres an die Nase gebunden.

Selbst von so manchem der alten Privilegien und Gnaden ist jetzt nicht mehr die Rede, durch die sich ein Orden vor dem andern sonst auszuzeichnen suchte. Der Wettstreit alter Zeiten, so heftig er auch gewesen, erscheint gegenwärtig nur noch wie ein harmloser, nichtssagender Scherz. So z. B. die einstige, zwischen Benedictinern und Franziscanern flammende Eifersucht, besser sein zu wollen und grössere Privilegien von Gott zu besitzen. Um den Franziscanern nämlich den Rang abzulaufen, haben sich jene durch ihren Urvater Benedict folgende fünf Vorrechte direct vom Himmel herabbringen lassen:

1. Der Benedictinerorden hat bis an's Weltenende fortzudauern.

2. Er hat in gefährlichen Zeiten die römische Kirche (den Pabst) siegreich zu vertheidigen.

3. Ein Mitglied dieses Ordens, selbst wenn es ein Bösewicht wäre, kann nie verdammt werden und in die Hölle gerathen.

4. Jeder Benedictinerfeind hat nur ein kurzes Leben zu gewärtigen und eines grässlichen Todes zu sterben.

5. Freunde und Gönner aber werden im Tode selig entschlafen.

Jetzt lächelt man ungläubig zu derlei Anschauungen der Vergangenheit.

Wie übrigens einzelne Orden durch Neid und Eifersucht gelitten haben mögen und in schlimmen Ruf gekommen sind, beweist das noch allenthalben bei uns Benedictinern gangbare Sprüchwort:

Praedicatores bibaces,
Minoritae hypocritae,
Praemonstratenses superbi,
Cistercienses avari,
Sed socius Jesu haec
Omnia solus habet.

Wie Benedictiner von den Andern titulirt worden seien, habe ich noch nicht erfahren.

Das Register klösterlicher Vergnügungen, soweit ich es bisher durchzumachen Gelegenheit hatte, ist für bescheidene Anforderungen ziemlich gross und jedenfalls viel umfangreicher als sich so ein nur ab und zu hereinguckender Weltmensch nach dem ersten Augenschein vorstellen mag. Gewöhnlich hält man da draussen in der Welt dafür, das Klosterleben sei im Ganzen doch nur monoton, düster, einförmig: bei näherer Beschauung wird das Bild immer farbiger, bunter, lebhafter, und selbst der durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit von Erheiterungen oder Belustigungen verwöhnte Grossstädter könnte bei einiger Mässigung seiner Ansprüche Befriedigung finden.

Ausser den Belustigungen im Essen und Trinken, die gross und vielseitig genug sind, ausser Geselligkeit, die ein Jeder auch ausserhalb der Clausur je nach seiner individuellen Neigung suchen und finden kann, ausser dem vielfach be-

liebten und gepflegten Kartenspiel, ausser dem Umstande, dass es einem Jeden gestattet ist, innerhalb gewisser, nicht sehr enger Gränzen nach eigener Wahl entweder eine gute, nützliche und angenehme Beschäftigung zu suchen oder auch dem puren Plaisir nachzugehen, wenn dabei nur die Regel: *si non caste tandem caute!* — beachtet wird — giebt es noch eine ziemliche Anzahl gelegentlicher Erheiterungen.

So im Herbste z. B. die manigfachen Kirchweihfeste, deren wesentlichster Theil, das Volksvergnügen, den geistlichen Herren nicht versagt ist, bei dem sie vielmehr willkommen geheissen zu werden pflegen. Von Pfarrern, weltlichen Herrschaftsbeamten, von Gutsbesitzern und wohlhabenden Bauern eingeladen, oft auch nicht eingeladen, findet man sich bei solchen öffentlichen Vergnügungen leicht ein und dieselben dauern, da sie von Ort zu Ort wechseln, so ziemlich den ganzen Herbst hindurch bis in den Winter hinein. Auch bei Hochzeiten so wie andern Familienfesten ist der Geistliche gerne gesehen, wenn er nur einigermassen mit den Andern heiter zu sein versteht und sonst kein Spassverderber ist.

Im Herbste werden bei uns auch gemeinsame Wildjagden im Felde und im Walde veranstaltet. Der Prälat führt sie an und dirigirt dabei persönlich, wenn sein gesundheitliches Befinden es zulässt. Dabei wird gut gefüttert. Der Küchenwagen fährt den Jägern überall nach. Unterthanen verrichten Frohndienste als Zutreiber des Wildes und sehen dem Spass der geistlichen Herren mit dem ihnen eigenen Interesse zu. In der Regel sind unter uns Geistlichen nur wenige gute Schützen und das erhöht den Spass, wenn kein Unglück ihn verdirbt.

Im Winter werden zwar bei geeigneter Schneebahn gemeinsame Schlittenfahrten zu nachbarlichen Pfarrern oder Verwaltern veranstaltet, aber das Vergnügen concentrirt sich doch,

wie überall, am meisten auf den häuslichen Familienkreis. Ab und zu rückt Einer oder der Andere von uns jüngeren Geistlichen heimlich zu irgend einem Familienballe in die Nachbarschaft aus und schmeckt dann die verbotene Frucht um so süsser, als es mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft ist, sie zu pflücken.

Der Frühling bringt die sogenannten Mai-, der Sommer die Erntefeste mit. Der Prälat veranstaltet gerne gemeinsame Ausflüge in die freie Natur, am liebsten in Waldpartien, und wird dann das Mittagsmahl im Grünen eingenommen.

Ausser solchen sich in einer gewissen Regelmässigkeit ablösenden Vergnügungen giebt es auch welche, von denen man gelegentlich und unvorhergesehen überrascht wird. Dahin gehören z. B. wandelnde Theater herumziehender Gesellschaften, die ihre Bühne nicht selten im Kloster selbst aufschlagen dürfen; Concerte reisender Künstler und Capellen; Vorstellungen von Taschenspielern, Bauchrednern u. dgl.

Wer es nur dankbar anerkennen mag, findet der erheiternden und zerstreuenden Mannigfaltigkeit genug und braucht sich nicht einzubilden den Freuden der Welt für immer abgestorben zu sein.

Die ansehnlichsten Schenkungen, welche in den Annalen der geistlichen Stifter verzeichnet stehen und deren gegenwärtigen Reichthum einst begründeten, datiren aus den Zeiten harter Kriege, innerer Unruhen, allgemeiner Noth oder tödtlich grassirender Krankheiten. Der herrschende Glaube liess damals jedes allgemeine und besondere Unglück für ein Strafgericht Gottes ansehen, dessen nothwendige Folge dann das Bedürfniss einer Sühnung, einer Besänftigung der zürnenden

Gottheit war. Im Interesse des Glaubens und der Kirche lag es, solche Ansichten zu beleben und zu stärken.

Wie die betreffenden Wünsche einzelner frommer und dabei reicher Persönlichkeiten am leichtesten und sichersten zu erfüllen seien, wussten die geweihten, das allgemeine Vertrauen besitzenden geistlichen Zwischenträger, Unterhändler, Vermittler und Bevollmächtigten den zerknirschten Seelen begreiflich zu machen.

Das ist *in nuce* die Grundgeschichte der allermeisten kirchlichen und klösterlichen Stiftungen und so wurde die Geistlichkeit in der Regel oft gerade in der betrübsamsten Zeit des Volkes reich und mächtig.

Die Herrschaften und Güter, welche unser Stift besitzt, sind ihm zum grossen Theil durch Vermächtnisse zugegangen, deren nächste Veranlassung Unglücksfälle in ritterlichen Familien waren. Die Urstiftung geschah, als ein ansehnlicher Adelsstamm, von dessen einstigen Wohnsitzen noch heute Ruinen in der Nähe des Stiftes Zeugniss geben, bis auf Mutter und Sohn ausgestorben war. Diese Beiden hatten dann das Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt und mit ihrem Besitz das Kloster gegründet. Dafür verlangten und erhielten sie Absolution für ihr früheres sündhaftes oder vielmehr unglückliches Leben, eine dauernde Fürbitte in Messen und Chorgebet der Geistlichkeit und endlich die Hauptsache — ein Grab innerhalb der geweihten Klostermauern. Die betreffenden marmornen Grabsteine mit lateinischen Inschriften sind noch vorhanden, wie auch die späterer Wohlthäter. — Derlei alte Monumente sind nun um so merkwürdiger, als keine neuen mehr hinzukommen.

Sieben Zehntel der im Musikalienschranke aufbewahrten Messen und Vespern sind unbrauchbar oder richtiger gesagt: verschmähe ich. Wahrscheinlich sind sie von Schulmeistern und Dilettanten fabrizirt. Ein gewisser Schiedermaier z. B. zeichnet sich dadurch sehr unvortheilhaft aus, dass er seine leichtfertige Musik ohne Rücksicht auf den Text erklingen lässt. Ein *Kyrie eleison* oder: Herr, erbarme dich unser! hört sich oft an wie ein Marsch fröhlicher Schnitter, die am Abend heimkehren; ein *dona nobis pacem* oder: Herr, schenke uns Frieden! wie ein Landler, den man in Steiermark tanzt.

Weniger schlimm steht es um die Messen von Diabelli; sie hören sich gefällig an und sind leicht, aber zu dem religiösen Ernst, der im Texte liegt, passen diese Harmonien nun einmal doch auch nicht. Ich mag sie nicht hören.

Dagegen wähle ich gerne ausser den für kirchliche Zwecke componirten Meisterarbeiten Bruchstücke aus classischen Werken, wenn sie auch ursprünglich für die Kirche nicht bestimmt waren, sondern durch Unterlegung eines Quartettgesanges erst so zu sagen adaptirt worden sind.

So sind grosse Theile Haydn'scher Symphonien, einige der Mozart'schen, wie der erste und dritte Satz der lieblichen C-dur — und selbst Bruchstücke von Beethoven'schen zurecht gemacht, wie z. B. das triumphirende Motiv der Posaunen aus dem letzten Satze seiner Cmoll-Symphonie mit dem unterlegten Texte: *Lauda Sion.*

Mozart und Haydn gleichsam auszurauben scheint jenen Arrangeurs, die übrigens sich nie genannt haben, nicht schwer geworden zu sein; die launige Lieblichkeit mässigte der Text und die Umgebung; was gar zu heiter klingen mochte, liess man einfach weg. Mit Beethoven ging es aber schwerer.

Besonders effectvoll klingt Glucks Priestermarsch aus der Oper Iphigenie mit anpassendem Kirchentexte.

Die weltlichen Zeitschriften erheben manchmal so grosses Geschrei über die Verletzung des geistlichen Cölibats und über ärgerlichen Anstoss, den derselbe zur Unzucht gebe. Obgleich ich mich gegen solche Raisonnements, die lediglich eine Abschaffung der priesterlichen Ehelosigkeit im Auge haben mögen, nicht ereifern werde, so möchte ich doch, wenn ich öffentlich damit auftreten dürfte, den Leuten zu bedenken geben, dass die Sittlichkeit der Geistlichen unseres Zeitalters unvergleichlich besser ist als die jeder frühern christlichen Zeit, die Anfänge des Christenthums ausgenommen. Man lese doch nur pragmatische Kirchengeschichte. Der Erzbischof von Dublin Laurentius hat z. B. — wie Baronius in seinen Annalen erzählt — im Jahre 1179 nur ein hundert und vierzig unzüchtige Priester seines Sprengels auf einmal nach Rom geschickt, damit sie sich daselbst Lossprechung holen.

Gestern wurde P. Cölestin begraben. Der Arme hatte sich lange gegen den Tod gewehrt, aber vergebens. Sein Wille war nicht im Stande gewesen die sinkenden Kräfte aufzurichten. Er starb ohne Sacramente. So oft ihm der P. Prior die Proposition machte sich damit versehen zu lassen, behauptete er, es sei mit ihm noch nicht so weit und die Krankheit werde vorübergehen. Als er den Geist aushauchte, gab ihm der P. Prior, der eiligst herbeigerufen wurde, die General-Absolution.

Der Tod dieses Mannes brachte den Prälaten sowohl als den ganzen Convent in eine nicht geringe Aufregung. Man wusste, dass er im Besitze eines bedeutenden Privatvermögens war, dessen Vorhandensein er aber stets auf jede mögliche Art geheim zu halten gesucht hatte. Wie er es erworben, blieb ebenso räthselhaft als die Grösse und Be-

schaffenheit desselben. Man wusste nur obenhin, dass es in Staats- und andern Werthpapieren angelegt war, und vermuthete, dass ein grosser Theil desselben bei der Auflösung des Stiftes Varnbach in Baiern „gerettet“ worden ist. Dessen Mitglied und administrativer Offizial war Cölestin einst gewesen. Nach Aufhebung seines Klosters ist er nach Oesterreich gekommen und in unseren Convent eingetreten. Hier war er auch längere Zeit Kämmerer und Waisenamtsverwalter unter der Regierung des vorigen Prälaten und sollen vorzüglich aus seiner Zeit einige der grossen Stiftsschulden datiren. Das ist aber eben nur ein Gerede, gegen oder für dessen Wahrheit keine Beläge vorhanden sind.

Bei seinem Hingange rechnete man mit einiger Sicherheit darauf, dass wenn auch nicht das Ganze so doch ein grosser Theil seines Vermögens würde aufgefunden werden; man rechnete aber ohne Cölestin und deshalb falsch. Die sorgfältigste Ueberwachung fand seit dem ersten Tage seiner Krankheit statt; kein Laie wurde zu ihm gelassen; der ihm zugetheilte Diener stand unter der genauesten Controlle: aber dennoch war alle Vorsicht für's grosse Ganze vergebens. Man fand ausser einer Summe von etwas über 600 Gulden nur ein langes Verzeichniss der Werthpapiere, die sich in seinem Besitz befunden hatten und bei Zeiten weggebracht worden waren. Man kennt auch allenfalls die weltlichen Erben des geistlichen Herrn ganz gut, kann aber gegen dieselben auf keinerlei Weise einschreiten. In der Absicht des Sterbenden hatte es gelegen, eine Summe von etwa 300 Gulden, die er für alle Nothfälle reservirt und unter sein Kopfkissen gelegt hatte, auch noch zu verschenken; er konnte aber dazu keine Gelegenheit mehr finden.

Der erwähnte Nachlass von über 600 Gulden fand sich auch nicht gleich beisammen vor, sondern wurde erst nach und nach in allen denkbaren Verstecken einzeln aufgefunden.

Als der Abt mit dem Prior und einem Offizial den Nachlass des Verstorbenen revidirten, fanden sie gar nichts. Als dann nach ihnen der Kämmerer mit P. Agathon suchten, stiessen diese auf jenes Geld, aber wie und wo?

Einzelne Banknoten lagen in Büchern, unter dem Sitzpolster, sogar im Nachtstuhl; unter Bildern, die an der Wand hingen, klebten Guldenzettel; einzelne Silbermünzen steckten in den Ritzen der Thürfüllung und des Fussbodens, in den Furchen des Kachelofens u. s. w. Als dann die Leiche in den Sarg gelegt ward, kamen auch noch jene 300 Gulden, die unter dem Kopfkissen lagen, zutage.

Nach solcher Entdeckung wurde das Suchen immer eifriger, bis es zu einer förmlichen Wuth ausartete. Man klopfte an die Wände, an die Zimmerdecke, nahm den Ofen auseinander, riss den Fussboden auf, zerbrach alle Verschallungen, kehrte das Unterste zu oben. Man sagte sich, der Cölestin, der im Leben oft so boshaften Spass oder spasshafte Bosheit getrieben, habe gewiss die Absicht gehabt, noch im Tode seine lieben Mitbrüder zu necken und deshalb mit seinem Gelde Verstecken gespielt. Obgleich aber diese Auschauung richtig war, zeigten sich doch, wie gesagt, alle Forschungen nach dem gewichtigsten Theile seines Geldes als vergeblich. Was man mühsam zusammenlas, war Summa Summarum die schon genannte Zahl.

Wie mag der alte Schalk in seinen gesunden Tagen gelacht haben, wenn er sich die geistlichen Herren nach seinem Ableben so suchend und herumpolternd vorstellte! Mit welcher Wollust mag er so einen Zwanziger in die Holzspalte eingezwängt haben, damit ihn die geistlichen Erben mühevoll herauszwängen müssen. Oder mit welchen stillen Wünschen wird er die einzelnen Guldenzettel zwischen die Blätter seines Breviers geklebt haben. In der untern Höhlung einer kleinen Marienstatue steckte ein Ducaten. Ob

der für die Mutter Gottes als Auszeichnung gelten sollte? Beinahe hätten die geistlichen Geldsucher Crucifix und Statuetten zertrümmert, um etwas noch vorzufinden.

Eines der beliebtesten Schlagwörter, mit denen man hier jede widerwärtige Zeitungsnachricht, jede missliebige Weltansicht, jeden gegnerischen Ausspruch todt zu machen sucht, ist: Socialismus, Communismus. In den Vorstellungen der geistlichen Herren sind beide Namen ziemlich gleichbedeutend und obgleich kaum Einer im Stande wäre, eine genaue Definition dieser verrufenen Namen zu geben: so wissen sie genau und sicher soviel, dass dieselben ein der Kirche, dem Staate, dem Glauben, den Sitten und allen bisherigen Einrichtungen der civilisirten Gesellschaft feindseliges Streben bezeichnen.

Denn so steht es in den kirchlichen Zeitschriften geschrieben und so wird darüber allgemein gesprochen.

Hat nun Jemand irgendwo irgend eine Meinung, eine Ansicht, eine Idee, die dem katholischen Wesen entgegensteht, so braucht man nur zu sagen, er sei ein Communist, ein Socialist — dann ist er mit allen seinen Meinungen, Ansichten und Ideen abgethan für immer; es ist von ihm weiter keine Rede mehr. Ein weiteres Nachdenken über die Sache, eine gerechte Untersuchung findet auch nicht mehr statt.

Ich habe gar nicht die Absicht Ihnen, geehrter Freund! auseinanderzusetzen, was ich etwa von diesen zwei Dingen halte oder wie ich das Streben der Gegenwart in dieser Beziehung beurtheile: ich will Ihnen nur die Mittheilung machen, dass nach meinem Dafürhalten gerade hier im Kloster-

leben Communismus und Socialismus eigentlich so recht zu Hause sind, und dass sie daselbst in voller Blüthe ständen, wenn die Ordensregel, so wie sie lautet, befolgt würde.

Wenn ich z. B. von Communisten höre, so mache ich mir, erfüllt von den Ideen des Evangeliums und den Lobsprüchen, die in unserem Brevier stehen, eine Vorstellung von Menschen, die besitzlos wie der göttliche Meister, darnach verlangen, dass der Besitzende in echt christlicher Weise seine Hand aufthue und mit den Andern theile. Ich lese im Evangelium: „Verkaufet, was ihr habt und vertheilet es unter die Armen“ — oder: „So Jemand deinen Rock begehrt, gieb ihm auch den Mantel dazu“ — oder in der Apostelgeschichte: „Alle Gläubigen hielten zu einander und hatten Alles gemeinschaftlich.“ Die Befolgung solcher Lehren denke ich mir als echt christlich. Ebenso mag unser heiliger Ordensstifter gedacht haben, denn die *Regula*, welche er seinen klösterlichen Stiftungen gab, ist genau nach jenen Grundsätzen eingerichtet. Sie spricht ganz bestimmt und deutlich vom christlichen Communismus, ohne dass die Herren Mönche, die dieselbe längst auswendig gelernt haben und denen sie ausserdem von Zeit zu Zeit wieder in's Gedächtniss gerufen wird, nur eine Ahnung davon haben oder darüber viel nachdenken.

Oder sollte das nicht der pureste Communismus sein, was die Ordensregel im 33. und 34. Capitel vorschreibt? „Ob die Mönche ein Eigenthum besitzen sollen? — Aus dem Kloster soll vorzüglich dieses Laster ausgetilgt werden, dass Keiner sich vermesse etwas zu geben oder anzunehmen, ohne des Abtes Einwilligung, noch etwas Eigenes zu haben, auch nicht die geringste Sache, weder Buch noch Tafel und Griffel zum Schreiben, durchaus nichts, da ihnen weder ihre Leiber noch ihr Wille in eigener Gewalt erlaubt sind.“

„Es sei Allen Alles gemein, wie geschrieben steht, und

Keiner nehme sich heraus zu sagen, dass etwas sein sei. Wenn aber Einer ergriffen würde, der an diesem schändlichen Laster sich vergnügte, der soll der Strafe unterliegen."

Auf der theologischen Lehranstalt wurde mir vom Catheder herab gründlich nachgewiesen, „dass im Catholicismus alles kirchliche Eigenthum: Gebäude, Pfarreien, Klöster, Güter, Kostbarkeiten u. s. w. der Allgemeinheit aller Gläubigen angehöre und dass die Kirche den Titel und das Recht des Besitzes nie aufgebe, selbst dann nicht, wenn solche Güter von irgend einer Gewalt an sich gerissen würden, dass sie vielmehr bei vorkommender Gelegenheit die entrissenen Güter im Namen der Allgemeinheit immer wieder zurück verlangen müsse." —

In solchen Grundsätzen findet aber die Geistlichkeit nichts Communistisches.

Dass die Gütergemeinschaft von grossen Ordensgesellschaften sogar zu einer bedrohlichen Macht anwachsen könne, lehrt hinreichend die Geschichte der Templer, Malteser, der deutschen Ritter, der Dominicaner und neuerdings wieder in der schlagendsten Weise das gegenwärtige Streben der Jesuiten. Ihre communistischen Geldkräfte wirken heimlich unendlich mehr als alle Predigten, Missionen und staatlichen Begünstigungen.

Die Klöster und Stifter, wie sie in jedem Lande und Ländchen fest begründet dastehen, sind daher meiner Ansicht nach durch die Bank communistische Anstalten, die im Grossen oder Kleinen, mit ausgedehnten oder eingeschränkten Mitteln ausgerüstet sind, gemeinsame kirchliche Zwecke durchzuführen. Die Inhaber derselben führen jede Art Kampf mit jeder Art feindseliger Macht und erschrecken vor keinem Gegner. Was sie da auch gegen die Ordnung, die Sicherheit, den Fortschritt, die Bildung der gesammten Menschheit unter-

nehmen mögen, sie sind nicht nur unsträflich, sondern werden dafür heilig gesprochen. Nicht anders steht es um den Socialismus.

Ich habe dieser Tage eine Broschüre in die Hände bekommen, worin der französische Socialismus, wie er sich in seinen Grundsätzen ausspricht, mit aller Strenge beurtheilt und der allgemeinen Verachtung preisgegeben wird. Wunderlicher Weise aber finde ich, dass die Vorwürfe, die ihm da gemacht werden, ziemlich auch unsere kleinen, geheiligten Klostergesellschaften treffen könnten, wenn man sie ebenso strenge beurtheilen würde. In jener Broschüre wird z. B. gesagt:

„Die Socialisten Frankreichs geben als Zweck an, Linderung und Besserung des Looses der ganzen Menschheit, sie denken aber nur an ihr eigenes Interesse." — Das passt.

„Sie kämpfen gegen alles Bestehende und streben nach Befestigung und Ausdehnung ihrer eigenen Macht." — Passt auch.

„Sie predigen die vernunftgemässe Einschränkung der Triebe, die Unterdrückung unsittlicher Begierden, fröhnen aber selber den sinnlichen Genüssen ohne Maass." — Das passt.

„Im Socialismus wird der Geist geradezu über Bord geworfen und der Mensch sinkt herab zum Thier." — Passt oft sehr.

„Im Socialismus wird die selbstständige Persönlichkeit ganz aufgehoben, das Individuum verliert alle Freiheit, Despotismus regiert, das gesellige Leben wird zu einer Caserne mit numerirten Plätzen" u. s. w. — Passt wieder gar sehr.

„In der That strebt der Socialismus nach Aufhebung der Ehe, nach Gemeinschaft der Weiber" etc. — Passt gewiss auch.

„Die volle Ausgelassenheit des Weibes wird nicht sanctionirt, wohl aber auf listige Weise zu Stande gebracht." — O, wie das Alles passt!

In den unserem Stifte naheliegenden Bergdörfern ist es eine alt hergebrachte Sitte, dass der Bursche nur dann eine Dirne heirathet, wenn sie schon vor der Ehe glücklich geboren hat, auch wenn ihm selber an der Existenz des Kindes kein Antheil gebühren sollte. Ein Mädchen ohne Kind hat demnach da keinen Werth und was anderswo für Schande gehalten wird, gilt hier als Dorfehre. Aus diesen Ortschaften rekrutirt der Kaiser seine schönsten Grenadiere.

Wenn nun die Mädchen bei uns hier zur Beichte sind, erwähnen sie mit keiner Silbe des sechsten Gebotes und einer etwaigen Uebertretung desselben. Die versteht sich — wenn sie etwa darnach gefragt werden — von selbst und ‚is gor koa Sünd'!"

P. Gideon ist aus Augsburg wieder heimgekehrt, nachdem er daselbst im Schuldienste eifrig und geschäftig gewesen ist und sogenannten höheren Staatszwecken der bairischen Regierung seine Kräfte gänzlich aufgeopfert hat. Nicht aber etwa aus Ueberdruss oder Unlust hat er diesen Platz verlassen und sein Mutterstift wieder bezogen, sondern wegen bedenklicher Erkrankung seiner Athmungs- und Stimmorgane. Er wird nun einer langweiligen Cur sich zu unterziehen haben und durch sorgfältige Schonung die ruinirte Gesundheit — wenn es überhaupt noch möglich ist — herstellen müssen. Nach seiner Aussage werden bald noch mehrere der in Oesterreich seiner Zeit angeworbenen Benedictiner in ihre Heimath zurückkommen, aber nicht wie er Krankheits halber, sondern wegen unwürdiger Behandlung, die sie als Fremde von den Einheimischen zu ertragen hätten. Der Nachwuchs geistlicher

Lehrkräfte soll auch bereits gesichert sein. Nun die Mohren ihre Schuldigkeit gethan haben, können sie gehen.

Unter den mannigfachen Liebhabereien und Steckenpferden geistlicher Sonderlinge ist die Zucht und Pflege von Katzen aller Art gewiss eine der eigenthümlichsten. Der alte P. Gordian, der Tiroler, wie er gewöhnlich genannt wird, hat eine so grosse Vorliebe für derlei Vieh, dass ich dessen Zärtlichkeit gegen dasselbe gar nicht zu beschreiben vermag. Schon seit vielen Jahren besitzt er eine ansehnliche Sammlung von Katzen, die er theils bei sich im Wohnzimmer, theils in einem Nebenzimmer einquartiert hat. Die Pflege derselben muss ihm, da er nun gänzlich erblindet ist, grosse Mühe machen, mag ihm aber auch ein Vergnügen und Trost sein. Zu sehen bekommt die Thiere Niemand; erwartet er Besuch, so bringt er die Favoritinnen, die mit ihm wohnen, in's Nebenzimmer. Sonst pflegt seine Zimmerthür geschlossen zu sein.

Aus der Ferne, vom Conventgarten aus, kann man an sonnigen Tagen einzelne dieser Lieblinge auf der Fensterbrüstung liegen sehen. Der Conventdiener, welcher Gordian's Wohnzimmer aufzuräumen hat und auch die von der Tafel für die Katzen bei Seite gesetzten Speisen hinaufbringt, behauptet, die erste Favoritin sei „schwarz wie der Teufel.“ Im Volke aber geht das Gerede, dass der geistliche Herr alle Tage mit einer schwarzen Katze zusammen Brevier bete. — Wahr ist, dass der gute Mann sich die besten Bissen der Tafel versagt, um sie seinen Thieren zu geben, und sehr glaublich, dass er — wie der Stiftsarzt behauptet — jede Nacht eine andere Katze zu sich in's Bett nimmt. Es mag

auch leicht geschehen, dass ihm, wenn er betet oder meditirt, eine der Katzen oder mehrere im Schoosse liegen. Dann hat das Gerede auch seinen Grund.

Der alte Mann hatte in früherer Zeit um seiner Liebhaberei willen theils im Scherz, theils im Ernst von den Mitbrüdern viel zu ertragen und auch der Prälat soll ihm gar strenge Vorstellungen deswegen gemacht haben: aber es half Alles nichts. Jetzt lässt man ihn darum ganz in Ruhe und es macht sich der Gedanke geltend, dass seine Passion eigentlich dem klösterlichen Gemeinwesen gar nichts schade. Einen dämonischen Anstrich hat aber das Ding doch und angenehmer ist die Persönlichkeit des alten Mannes darum auch nicht.

Heute früh um halb neun Uhr starb ganz unvermuthet unser Prälat. Da er seit Jahren für einen Hypochonder galt und immer kränkelte, so war es Niemandem aufgefallen, dass er jetzt einige Tage unwohl war und zu Bette lag. An eine nahe Todesgefahr dachte man bis in die letzte Stunde nicht. Da wurde plötzlich der gesammte Convent zusammenberufen und ihm mitgetheilt, dass der Abt allem Anscheine nach dem Tode nahe sei und dass ihm der P. Prior so eben die Sacramente gereicht habe. Wir zogen demnach in Procession unter Vortragung des Capitelkreuzes in das Krankenzimmer. Der Arme konnte nicht mehr sprechen, ja nicht einmal irgend eine Bewegung des Abschieds thun. Während wir mit gedämpften Stimmen das Miserere beteten, verschied er so still und ruhig, dass wir es kaum bemerkten. Als unser Gebet zu Ende war, athmete er nicht mehr.

Der verstorbene Abt war 59 Jahre alt geworden und hatte 21 Jahre als Prälat regiert. Ich kann ihm nur Gutes nachsagen. Obgleich er von einer Partei sehr angefeindet worden, war er doch unbestritten ein redlicher, sparsamer und herzensguter Mann, jedenfalls aber der frömmste und eifrigste Beter von uns Allen. Manche haben ihm das Letztere als Verstellung, Andere geradezu als einen Fehler ausgelegt, doch war das Eine offenbar eine Unwahrheit, das Andere eine Uebertreibung. Der Verstorbene hatte wirklich ein Bedürfniss viel zu beten und befriedigte dasselbe. Solche Menschen giebt es, wie ich aus Erfahrung weiss. So ist auch mein Vater. Ich bin anders, habe weder grosse Neigung zum Beten, noch kann sie mir, wie ich glaube, Jemand einflössen: aber ich hege Hochachtung vor einer solchen Gemüthsverfassung, wie sie der selige Abt hatte.

Alles ist in grosser Bewegung. Jeder hat irgend etwas Besonderes zu thun, um zur Vorbereitung eines pompösen Begräbnisses beizutragen. Einladungen an alle Notabilitäten der Umgegend sind zu bestellen, Anzeigen an die verschiedenen geistlichen und weltlichen Unter- und Oberbehörden zu machen. Die nachbarlichen Prälaten sind besonders zu bitten, den Conduct zu führen und das Requiem zu celebriren. Der arme Prior, der an Alles denken soll, was nöthig, ist ganz verwirrt und müsste verzweifeln, wenn ihm nicht von allen Seiten zu Hilfe gekommen würde.

Was mich betrifft, so habe ich mit der Anordnung dessen, was die musikalische Seite der Feierlichkeit betrifft, vollauf zu thun.

Unter den Officialen hat aber der P. Küchen- und Kellermeister die grössten Sorgen, denn die Zahl der Gäste, die zum Begräbniss kommen werden, wird ungewöhnlich gross sein.

Sonderbar! In einigen Tagen hätten wir das Fest des Wahltags begangen, das gewöhnlich mit einem solennen Festessen und grossem Concert gefeiert wurde. Ich hatte diesmal die Aufführung der „Jahreszeiten" vorbereitet. Bereits haben mehrere Proben stattgefunden. Am Tage vor dem Tode hatte ich noch Boten an die benachbarten Schullehrer und an geschätzte Musikdilettanten ausgeschickt, um sie zu einer letzten Probe einzuladen. Nun kamen sie, aber wir probirten nicht die fröhliche Musik von Haydn, sondern das Mark erschütternde Mozart'sche Requiem.

Ich bin durch diesen Sterbefall tief bewegt und kann mich des Weinens nicht enthalten. Ich glaube doch einen Freund verloren zu haben.

Im grossen Speisesaale liegt die Leiche des entseelten Prälaten auf dem sogenannten Paradebette. Dieselbe ist in einen vollständigen, reich mit Silber durchwirkten schwarzen Priesterornat gekleidet und mit allen Insignien der äbtlichen und bischöflichen Würde geschmückt. Auf dem kalten Haupte steckt die Infel, im starren Arm liegt der Stab. Die gekreuzten Hände sind mit weissen, silberdurchwirkten Handschuhen bedeckt; vom Zeigefinger blinken die Diamanten des grossen

Ringes. Rings um das Todtenlager sind brennende Kerzen gestellt. Ein Priester um den Andern hält Wache und Betstunde.

Das Begräbniss wird übermorgen, als am vierten Tage nach dem Verscheiden, statthaben. Am Vorabende desselben wird einer alten Sitte gemäss das der Leiche entnommene Herz besonders beigesetzt und an einer geweihten Stelle in der Kirche begraben werden. Die Leiche selbst kommt in die gemeinsame Gruft.

In allen Conventen ist es Sitte, dass von dem Hinscheiden eines Mitgliedes an die dem Orden verwandten, befreundeten oder conföderirten Stifte und Klöster selbst ausserhalb des grossen österreichischen Vaterlandes Nachricht nebst einem entsprechenden Nekrolog gesendet wird. Die betreffende Zuschrift heisst in der Klostersprache *rotula*, ist in lateinischer Sprache abgefasst, wird in Folio gedruckt und pflegt sich durch rednerische Zierlichkeit und Eleganz der Ausdrücke auszuzeichnen. Dass dieselbe bei dem Tode der vornehmsten Person des Hauses mit viel grösserer Sorgfalt geschrieben sein und eine bedeutendere Länge haben muss, versteht sich von selbst.

Diese literarische Arbeit ist ein Ehrenamt des Priors, das aber mein guter Alter aus leicht erkennbaren Gründen irgend einem Andern überlassen muss. Diesmal hat er mich damit betraut und war sichtlich froh, als ich mich zur Ausführung der nicht mühelosen Arbeit bereit erklärte.

Der verstorbene Prälat hat kein Testament gemacht, weil ihm eines zu machen wie jedem andern Ordensgeistlichen verwehrt war. Der Nominalbesitz sämmtlicher Stiftsgüter liess etwas derartiges nicht zu und selbst wenn er Privatvermögen besessen hätte, würde eine letztwillige Disposition ganz rechtlos sein. Alles ist communales Eigenthum, was sich nach dem Ableben vorfinden mag. Von einem sog. Glückshafen ist hier selbstverständlich keine Rede.

Ich konnte gestern auch nicht die geringste Notiz machen. Als Regenschori hatte ich bei dem Begräbniss des verstorbenen Prälaten, das mit allem möglichen Aufwand statt fand, vollauf zu thun. Einige Gesänge und Trauermärsche beim Umzuge, dann das grosse Mozart'sche Requiem zum Todtenamt und endlich eine Messe von Albrechtsberger zum Lobamt forderten meine Leitung und füllten den ganzen Vormittag aus. Darauf folgte das Gastmahl, das sich bis zum Abend hinzog. Die Aufregung, in der ich war, liess mich früher gar nicht in mein Zimmer kommen, bis ich schlafsüchtig das Lager suchen musste.

Die Trauer um den Hingeschiedenen wird der Hausordnung gemäss dreissig Tage dauern. Am siebenten und dreissigsten finden grössere Trauerofficien in der Kirche statt, gleich wie ein derartiges schon am ersten, also am Sterbetage begangen worden ist.

Während der Trauerzeit wird sich bei uns ein kaiser-

licher Regierungsrath einfinden, um das Inventarium des gesammten Nachlasses (beiläufig gesagt, alles dessen, was dem Kloster gehört) aufzunehmen und die sogenannte „Sperre“ anzulegen.

Man unterhält sich bereits davon, wie viel etwa eine neue Prälatenwahl kosten dürfte. Der P. Kämmerer schlägt die Gesammtkosten, inclusive Gebühren, die an den römischen Stuhl zu entrichten sein werden, auf etwa sechzig Tausend Gulden an, wovon Stempel- und andere gerichtliche Taxen allein an fünfzehn Tausend betragen könnten.

Von etwaigen Candidaten für eine zukünftige Wahl aber ist noch keine Rede. Jeder aus uns bewahrt seine etwaige Meinung, bis unter's Collar fest zugeknöpft, in der Brust. —

Durch den Hingang des Prälaten ist der Prior in die Nothwendigkeit versetzt, die oberste Leitung des gesammten Klosterwesens provisorisch so lange zu führen, bis ein neuer Prälat gewählt wird. Das ist nun für den guten, alten Herrn eine gar schwere Aufgabe, die ihm jetzt schon viel Angst und Sorge macht. Wie wird es aber erst werden, wenn der oder jener seiner Untergebenen, wie wohl zu erwarten steht, die Milde und Herzensgüte des Mannes missbrauchen wird?! —

Den empfindlichsten Verlust haben die armen Anverwandten des verstorbenen Prälaten erlitten. Der Selige hatte dieselben regelmässig unterstützt und wenn es dabei auch nicht verschwenderisch zuging, so betrug doch die Hilfs-

summe ein Erkleckliches, da die Zahl der Bedürftigen nicht gering war. Nun ist mit Einem Male Alles abgeschnitten; die armen Leute bekommen auch nicht einen Kreuzer mehr.

Die kleinen Gastereien Einiger der exponirten Stiftsgeistlichen sind aus wohlbekannten Gründen jetzt häufiger als sonst. Selbst Conventuale werden dazu gebeten. Sonst war das seltener der Fall, besonders wenn so ein Pfarrer etwas entfernter wohnt. Allgemach muss man aber das zukünftige Feld des Wahlkampfes, wenn es dazu kommen sollte, sondiren und seine Leute näher kennen lernen. Vorläufig träumt manch Einer von der Möglichkeit, dass das Glück sich ihn ausersehen haben könnte. Nach geschehener Sondirung wird der Traum vielleicht schnell verfliegen.

Nach dem Tode eines Prälaten ist eine allgemeine Hauptfrage die: wie hat er gewirthschaftet? Wie viel Schulden hat er gemacht? Oder was hat er erspart? Es ist eben ein Beamter der kaiserlichen Regierung anwesend, der die gesammte Inventur aufnimmt und — da alle Besitzungen des Stifts durch den Tod des Inhabers juridisch gleichsam namen- und herrenlos geworden sind — die sogenannte „Sperre“ anlegt, um Alles für den neuen Abt zu reserviren. Zugleich hat er zu ermitteln, ob das Stift auch im Stande sein werde, bald eine Neuwahl vorzunehmen, d. h. die grossen Kosten einer solchen zu bezahlen. Wenn dasselbe gar zu viel Schulden hat, so dass es ihm unmöglich wird, Geld noch weiter auf-

zunehmen, wird die Neuwahl so lange nicht gestattet, bis es sich in pecuniärer Beziehung so weit erholt hat, um die Wahltaxen bezahlen zu können. Der Staat und der heilige römische Stuhl brauchen immer Moneten und müssen solche immer prompt erhalten. Beide erlauben dem Stifte, wenn es sonst angeht, Schulden jeder Art zu machen, nur die entsprechenden Gebühren, Sporteln und Abgaben darf es ihnen gegenüber nicht schuldig bleiben. Das Letztere wäre aber für uns gewiss das einfachste.

Ich bin acht Tage lang krank zu Bette gewesen. Das war schon an sich eine höchst traurige Sache, aber noch trauriger hier unter den obwaltenden Umständen. Der Stiftsarzt oder, wie man ihn gewöhnlich nennt, Bader, ein ziemlich unwissender, unbeholfener Schwabe, aber geschwätzig bis zur Widerwärtigkeit, kam täglich einmal, fühlte den Puls, liess sich die Zunge weisen und schrieb ein Recept. Der *doctor ordinarius* wohnt im nahen Städtchen und da er, wenn man seiner bedarf, jedesmal mit Stiftsequipage abgeholt werden muss, so lässt man das nur für dringende Fälle. Meine Krankheit war kein solcher, d. h. die Halsentzündung, so heftig sie auch war, nahm man nicht für lebensgefährlich an.

Die vorkommenden Bedürfnisse wurden mir befriedigt, aber wie? aber wann? aber von wem? Verlangen darf der Kranke Alles, und die Dienstleute sind angewiesen, in Allem zu gehorchen. Ein besonderer Krankenwärter aber ist nicht speciell designirt. Der Conventdiener, der auch in gesunden Tagen bei mir die Aufwartung hat, kam alle zwei oder drei Stunden einmal, oft auch später, je nach anderweitiger

Abhaltung und frug, was ich wünsche oder brauche. Ein Glockenzug oder dergleichen Mittel, ihn im dringenden Augenblicke herbeizurufen, existirt nicht. Vor die Zimmerthüre treten und rufen kann man nicht. Man muss halt warten, bis er selber kommt. Was ich ihm befahl, that er genau, aber nur so schnell, als es seine anderen Verrichtungen zuliessen.

Mein guter Prior kam alle Tage einmal; das Stiegensteigen wird ihm so sauer. Er frug mich regelmässig, wie es gehe, was mir fehle und welche Schmerzen ich habe? Dann erzählte er mir von allem Möglichen. Wenn er fortgegangen war, blieb ich für den ganzen Tag allein, so recht traurig und verlassen.

Die Brüder pflegen einen Kranken nur dann zu besuchen, wenn er längere Zeit und bedenklich darnieder liegt, und wenn sie nicht eben durch dringende Geschäfte abgehalten werden. Zu mir kam Keiner, denn ich war nicht bedenklich genug erkrankt.

Um so mehr aber litt ich die Qual des Verlassenseins; es fror mich bei dieser eisigen Kälte der Leute. Und die Stunden des Tages wie lang, und die der Nacht, wie unendlich! Ach, wie oft gedachte ich da der Meinen in weiter Ferne. Noch mehr in Leiden als in Freuden muss der Mensch Jemanden haben, den er liebt und von dem er sich wieder geliebt fühlt. Alles, nur nicht hier krank sein oder gar sterben müssen!

Als ich heute eben meinen gewöhnlichen Spaziergang am Saume des Waldes beendigen wollte, sah ich P. Albin über den Teichdamm herüberkommen. Ich blieb stehen, ihn zu

erwarten und er schritt — gegen seine sonstige Gewohnheit, den Leuten aus der Ferne auszuweichen — auf mich zu. Nach einer stummen Begrüssung begann er selbst ein Gespräch, von der Erinnerung an meinen vor einiger Zeit bei ihm gemachten Besuch ausgehend. Er klagte dann über Mattigkeit der Glieder und fügte hinzu:

„Ja, der Arzeneien giebt es mancherlei, aber welche soll und kann helfen?! Alle nach einander versucht, verderben jedenfalls mehr als sie nützen, denn auch unter ihnen herrscht Zwietracht.“

Ich wusste nicht gleich, was er damit meine, als er selber nach einer Weile wie erklärend sagte:

„So ist zum Beispiel Ruhe ein sehr kräftiges Heilmittel vieler Krankheiten, aber ebenso auch wieder der Gegensatz, Unruhe, Arbeit. Jedes dieser Mittel kann unter Umständen radical heilen. Nicht geringeren Werth hätte ein leichtfertiger Sinn, mit dem man sich alle ernste Ueberlegung aus dem Kopfe triebe: aber der ist wie ein viel beschäftigter vornehmer Arzt, der nicht zu Jedem kommt und auch keinen anderen Doctor neben sich duldet. Mit Stille und Einsamkeit, mit Sorge und Beschäftigung verträgt sich der leichte, frohe Sinn nun gar nicht.‘ —

„Ich als Arzt würde Ihnen, Hochwürden! Wohlthätigkeit anrathen. Sich eines leidenden Wesens hilfreich annehmen, lässt nicht nur das eigene Leid vergessen, sondern es müsste auch der Stand, den Sie als Priester einnehmen, und Ihr ganzes Dasein an Inseresse und Schönheit gewinnen.“ —

Oh, ich weiss, wo Sie damit hinaus wollen, und ich würde Ihnen vielleicht Recht geben müssen, wenn ich den Glauben an Menschheit und Priesterthum nicht verloren hätte. Hier in diesen Mauern — auf das nahe Stift deutend — ist er mir abhanden gekommen.“

„Hochwürden mögen in manchen Dingen mit der Zeit

enttäuscht worden sein, weil Sie, wie Sie mir selber sagten, mit zu grossen Hoffnungen hier eingetreten sind. Es geht mir selber auch nicht anders. Aber ich möchte doch behaupten, dass Sie in Ihrem Urtheil über das Stift und seine Bewohner gar zu rigoros sind."

„Zu rigoros? — fragte er etwas heftig — Sie meinen also ungerecht und sagen das, der Sie noch jung und ohne grosse Erfahrung sind, der Sie noch gar nicht wissen können, dass die feinsten Betrüger immer auch am unkenntlichsten sind." —

„Ich will das nicht bestreiten; ich wollte auch nur sagen, dass Hochwürden zu schwarz sehen."

„Richtig. Ich sehe schwarz mit meinen Augen. Es ist also nicht zu verlangen, dass ich anders sehe, etwa mit Ihren Augen. — Es giebt eine Verachtung der Menschen, deren nur ich allein fähig bin; sie erstreckt sich nicht nur auf alle meine sogenannten Mitbrüder, sondern auch auf mich, weil ich Mönch und Priester bin."

„Fast unglaublich!" rief ich bewegt aus.

„Sie können es mir immerhin glauben, denn ich bin kein Lügner. Wär' ich's, so würde ich vielleicht zufrieden und mit den Leuten in Eintracht leben. — Körperlich krank mag ich auch sein, das gebe ich zu, und wahrscheinlich ohne Hoffnung, je wieder gesund zu werden. Im Tode nur ist Genesung."

„Hochwürden müssten sich nicht gar so leicht und schnell aufgeben. Das — meine ich — ist nicht nur schlimm, sondern auch ein grosses Unrecht vor dem *forum* der Vernunft und vor dem einer gesunden Moral, ein Unrecht, wie es ein Mann dem Andern gegenüber niemals zugeben oder gar rechtfertigen darf."

Er antwortete nicht und ging sinnend neben mir. Ich

wusste auch nichts mehr hinzuzufügen, denn ich glaubte in diesem Augenblicke mein bestes Pulver verschossen zu haben.

Nach einer Weile nickte er grüssend und ging davon. Ich aber war froh, denn ich meinte, dass meine Worte auf ihn einen Eindruck gemacht haben. Er dauert mich und ich möchte ihm gerne helfen, wenn ich wüsste, wie? —

P. Albin hat meine so gut gemeinte Ansicht sehr übel aufgenommen, wie aus dem beiliegenden Briefe zu ersehen ist. Ich erhielt denselben durch den Conventdiener mit dem Bedeuten, P. Albin erwarte keine Antwort.

„Herr Isidor!"

„Die Worte, die Sie gestern, ehe wir uns trennten, an mich zu richten beliebten, veranlassen mich zu einer Antwort. Nicht als ob ich davon eine besondere Wirkung erwarten möchte, schreibe ich diese Zeilen, sondern weil ich früher nicht zur Ruhe kommen kann, bis ich Ihnen — was ich gestern unterliess — gedient haben würde. Nicht will ich etwas von dem, was ich je gesprochen, hiemit rechtfertigen; es handelt sich nur darum, mir für ihre verletzenden Worte eine Art Genugthuung zu verschaffen. Sie soll darin bestehen, dass ich Ihnen diese Zeilen zu lesen gebe. Ich könnte Ihnen nachweisen, wie es gekommen, dass ich die Leute hier verachten muss, wie man mich betrogen und schliesslich gezwungen hat, wieder zu betrügen. Ich könnte Ihnen das nachweisen und Sie somit der Reue über Ihre verletzenden Worte anheimgeben: aber ich glaube nicht einmal, dass Sie, was ich damit sagen würde, verstehen möchten. Ich will Ihnen daher nur rathen, sich mit einer Untersuchung der Frage, ob mein

Wesen ein Unrecht sei und eine Immoralität, in Zukunft gar nicht oder wenigstens nicht früher zu beschäftigen, bis Ihnen die entsprechenden Erfahrungen und eine richtige Menschenkenntniss zur Seite stehen werden.“ —

— — Was ist da zu thun? Nichts. Der Brief ist deutlich. Ich werde bei ihm nichts ausrichten. — Nun, so mag er seine Wege gehen.

Ich ging heute zum Prior, erzählte ihm von meiner Begegnung mit P. Albin und zeigte ihm dessen Brief.

„’s ist halt ein Rappelkopf! — meinte der alte Mann — und schade, dass Sie ihn böse gemacht haben. Wollen Sie’s nit doch no’mal mit ihm probiren? Er giebt was auf Ihre Worte.“ —

Ich überlegte eine Weile, dann ging ich hinauf zu dem Kranken. Er liess mich auch vor und es war mir, als wenn er mich erwartet hätte. Ruhig hörte er meine Entschuldigung an. Ich sei — sagte ich — weit entfernt davon, ihn jemals verletzen zu wollen und bedauerte, dass es mir noch nicht gelungen, sein Vertrauen zu gewinnen; ich bäte ihn darum, mir zu sagen, wie ich es anzustellen hätte, mir dasselbe zu verdienen. — Er antwortete:

„Die Sache mag nun abgethan sein und ich will glauben, was Sie da sagen; nur thun Sie mir den Gefallen, über meinen Zustand nichts mehr zu sagen und sich keine Mühe zu geben, ihn zu ändern.“

„Wenn Hochwürden nicht selber das Bedürfniss haben werden, darüber zu sprechen, so darf ich mich Ihnen wohl nicht aufdrängen.“

Das Gespräch ging nun auf gleichgiltige Dinge über und

ich musste ihm schliesslich meine Geschichte erzählen. Er hörte sie mit grosser Aufmerksamkeit und wohlwollender Miene an und als ich mich dann empfahl, reichte er mir die Hand und meinte, es wäre ihm lieb, wenn ich ihn nach einiger Zeit wieder besuchen wollte.

Wie so gerne möchte ich mich der Mühe unterziehen, einige grössere Werke von Palestrina mit meinen Leuten einzustudiren, aber dazu fehlt, wie ich glaube, so ziemlich Alles: Sänger, Musiker, Musikalien und selbst die entsprechenden Instrumente. Ich lasse es mir nicht ausreden, dass auf den modernen Musikinstrumenten keine so schönen Töne erzeugt werden als auf den alten, die leider ganz ausser Gebrauch kommen.

Jene meiner hochwürdigen Herren Mitbrüder, die von Musik nichts verstehen und oft nicht einmal ein eingelerntes *Ite missa est* — oder *Benedicamus Domino* ohne sich zu verirren absingen können, sind gar scharfe Kritiker der Kirchenmusik. Sie urtheilen aber nach Autoritäten und wenn ich ihres Beifalls gewiss sein will, so lasse ich vor der Aufführung eines Musikstückes wie zufällig den Namen eines Mozart, Beethoven oder Haydn, eines Bach, Albrechtsberger oder gar Cherubini fallen. Gegen Einen von diesen wagt man nichts zu sagen. Wenn dann die Piece in der That einem anderen, oft ganz mittelmässigen Autor angehörte, so war sie doch ausgezeichnet schön. Ich erlaube mir gerne aus purem Muthwillen solche Scherze, denn an dem Urtheile über

meine Chordirection liegt mir nichts. Vielmehr ist mir immer so zu Muthe, als würde die ganze Kirchenmusik nur für mich allein gemacht. Im Studienstifte war das Alles ganz anders; da gab es viele gute Musikkenner.

Nun ist nach drei Monaten das kaiserliche *Decretum* hier angelangt, dem gemäss unser Capitel zu einer Wahl zu schreiten hat, um den erledigten Abtensitz wieder zu besetzen. Neues Leben, neue Bewegung und Aufregung! Die nächst zu machenden Anstalten sind Geld, viel Geld herbei zu schaffen. Eingaben an den Bischof, an den Pabst, an das kaiserliche Ministerium sind zu machen, die betreffenden Ceremonialvorschriften sind genau zu studiren, viel ist zu beobachten, zu thun, in Bereitschaft zu setzen Endlich gilt es mit sich selber und mit etwaigen Gesinnungsgenossen über eine Persönlichkeit in's Klare zu kommen, der das Glück der Inthronisirung und Infulation zugewendet werden soll.

Alles bereitet sich zur Wahl vor. Die Parteien sind, wie ich glaube, organisirt und sehen gerüstet dem Kampf entgegen.

In alten Zeiten gab es mehrerlei Arten, wie ein Abt canonisch-giltig gewählt werden konnte; von allen diesen ist in der Gegenwart, wo sich die Regierung sowohl als auch die geistliche Oberbehörde in den Wahlact mischen, nur eine einzige gestattet, nämlich die durch Abgabe von Stimmzetteln.

Damals, als die Klöster noch eine grosse Selbstständig-

keit hatten, konnte Einer z. B. *per inspirationem* giltig gewählt werden, indem jeder Wähler ohne sich mit den Andern vorher verständigt zu haben, gleichsam durch höhere Eingebung und, ohne dass irgend woher Einspruch erhoben wurde, einen und denselben Namen ausrief.

Eine andere Art war die *per compromissum*. Wenn viele, grosse Zerwürfnisse von Wünschen und Meinungen vorhanden waren, konnten die Parteien das Wahlrecht einzelnen Deputirten übertragen, damit sich diese leichter über Einen Candidaten verständigten.

Die gegenwärtig zulässige Wahlmethode heisst *per scrutinium*. Jeder einzelne Wähler giebt für sich und geheim zu gleicher Zeit einen Stimmzettel nach vorgeschriebener Form an die betreffende, aus kaiserlichen und bischöflichen Bevollmächtigten zusammengesetzte Commission ab. Die Stimmen werden sofort gezählt und die einfache Mehrheit entscheidet.

Unter den Wahlregeln ist zu bemerken, dass alle Wahlberechtigten anwesend sein müssen und dass die Wahl ungiltig wäre, wenn ein Einziger aus welchem Grunde immer fehlte; — wäre Einer schwer krank, müssten sich die Commissare zu ihm begeben — dass das Wahlrecht verloren und an die vorgesetzten Behörden (geistliche und weltliche) übergeht, wenn eine Wahl in der gegebenen Zeit nicht zu Stande kommt; dass nur ein Mitglied der Wählerschaft selbst wahlfähig ist. Zwar erlauben die *canones*, auch Jemanden, der ausserhalb des Wählerkreises steht, also z. B. Mitglied eines andern Klosters (desselben Ordens) zu wählen: aber gewöhnlich wird eine solche Wahl, *per postulationem* genannt, höhern Orts nicht zugegeben. Wenn es als Ausnahme geschieht, so müssen über zwei Drittel der Stimmen die Majorität bilden.

Durch den Tod des Prälaten ist namentlich für den P. Kämmerer die Masse der Geschäfte so riesig angewachsen, dass er sich genöthigt sah den P. Prior zu bitten, ihm einige der jüngeren Kräfte als Hülfe zu überweisen. Dadurch ist nun mir das provisorische Amt eines Bau- und Ziegelei-Inspectors zutheil geworden. Gebaut wird nun eben nichts; es handelt sich lediglich darum Reparaturen, welche hie und da im Gange sind, zu überwachen und zu registriren. Etwas mehr zu thun giebt die Aufsicht über die Ziegeleien. Dieselben müssen recht oft, wo möglich alle Tage besucht und die Arbeiter in strenger Controlle gehalten werden. Die Ziegelschläger, gewöhnlich böhmischer Abstammung, sind ein unzuverlässiges, betrügerisches Volk, das nur durch unerbittliche Strenge in Ordnung gehalten werden kann. Nach einem sogenannten Brande muss die sorgfältigste Abzählung und Signalisirung der abgelieferten Steine stattfinden, ebenso muss der jeweilige Inspector beim Verkauf und bei der Abgabe gegenwärtig sein.

Für diese Mühen hat er auch Sporteln und zwar vom Gulden einen Groschen oder fünf vom Hundert. Die Rechnungsbücher führt der P. Kämmerer. —

Eine Collision mit diesen rohen Arbeitern der Ziegeleien ist fast unvermeidlich. Beinahe hat es den Anschein, als ob dieselben sich gegen einen weltlichen Beamten weniger dreist und frech benehmen würden; einem Geistlichen gegenüber, namentlich einem jüngeren, glauben sie Alles wagen zu dürfen. Wenn man sich von solchen Menschen nicht bestehlen oder betrügen lässt, gilt man als deren Feind, gilt man nicht für einen guten Geistlichen.

Ich erzählte dem P. Prior, dass da in der einen Ziegelhütte zwei Männer mit drei Dienstmägden zusammenleben und die letzteren, alle drei, gesegneten Leibes sind. Er

zuckte die Achseln und meinte, da sei nichts zu machen; dieselben würden, wenn es Zeit sei, in die Heimat zurückkehren und andere sie ablösen.

Als ich heute mit dem gutmüthigen Küchenmeister über die bevorstehende Wahl sprach und horchen wollte, welchen Candidaten etwa er im Sinne habe, sagte er: „Um die Stimmen nicht zu zersplittern, müsste man nach alter Praxis den Dümmsten wählen. So Einen lassen sich gewöhnlich Alle gefallen, weil sie glauben, mit ihm dann nach Belieben umspringen zu dürfen. Man kann sich aber dabei oft gewaltig verrechnen, denn wenn Einer erst Pärlat ist, kehrt er seine wahren Eigenschaften und den Eigensinn heraus und lässt gar oft im mindesten nicht mit sich umspringen.“ —

Wahl-Parteien haben sich gebildet. Anfangs waren es nur die älteren Geistlichen, die den jüngeren gegenüber eine Gruppe zu bilden schienen. Jetzt hat sich Alles geändert. Es sind vorzüglich zwei sich entgegenstehende Abtheilungen, die Eine stellt als Candidaten den ehemaligen, die Andere den gegenwärtigen Kämmerer auf. Zur Letzteren gehöre auch ich und im Umsehen bin ich zum Agitator und Parteiführer geworden.

Unser Candidat ist bieder und brav, fleissig und ordentlich, ziemlich beliebt bei seinen Brüdern. Zwar hat er — wie man sagt — die Weisheit nicht mit Löffeln gegessen,

aber er hat eine Art hausbackenen Verstand, der ihm in seiner Praxis sehr zugute kommt.

Der Gegencandidat, sein Vorgänger im Amte, ist raffinirter und schlauer, hat sich auch, wer weiss wie, bei den höhern Behörden beliebt zu machen gewusst, flösst aber durch sein Wesen nicht jenes Vertrauen ein, das eine Wahl rechtfertigen möchte. Auch ist er von vielen seiner Mitbrüder niemals gut gelitten worden. Nichtsdestoweniger hat er sich eine Partei zu erwerben gewusst und versteht es derselben auf mancherlei Weise zu imponiren. Anfangs war sie nur klein, weil eine Anzahl zu einem jungen Pfarrer hielt; als aber dieser keine rechte Aussicht hatte mehr Anhänger zu gewinnen, trat er mit den Seinigen zu unserem Gegner über.

Da alle Arten Ueberredungen oder Bestechungen, wenn sie bekannt würden, die ganze Wahl vereiteln und alle Hoffnungen für immer zerstören müssten; so ist Jeder damit sehr auf der Hut und erfährt man nie, welche Parteimittel angewendet worden seien.

Die Wahlcommissare müssen mit unsern Equipagen und auf Stiftskosten zur Wahl geholt und nach deren Vollendung zurückgebracht werden. Zu diesem Zwecke werden zwei Reisemarschälle, der Eine in die ferne Hauptstadt abgehen, der Andere in die Bischofstadt. Die besten Stifts-Equipagen werden zu diesem Zwecke in Bereitschaft gesetzt und Pferde zum Wechseln vorausgeschickt. Man sagt, dass die betreffenden Herren bei solchen Veranlassungen ziemlich grosse Ansprüche zu machen pflegen. Den ersteren Posten hat Gideon, den Andern habe ich übernommen. Ich werde demnach die letzten zwei Tage vor der Wahl gar nicht zu Hause sein und erst am Vorabende mit meinen lieben Com-

missaren im Stifte ankommen. Gerne werde ich nicht fortgehen, obwohl ich vertraue, dass sich keiner meiner Partner in meiner Abwesenheit werde umstimmen lassen.

Als ich heute Abend mit den bischöflichen Wahlcommissaren angekommen, war mein Erstes den P. Rupert aufzusuchen und mich zu erkundigen, wie unsere Angelegenheiten ständen. Er meinte, es sei zwar bisher seines Wissens Keiner der Unsrigen abgefallen, aber auch keine neue Stimme hinzugekommen. Die Wähler seien vollständig anwesend. Die Ziffern ständen zweifelhaft, weil sich einige der Auswärtigen gar nicht so nahe ankommen liessen, um deren Gesinnung genau zu erfahren. Er selber zweifle, dass unsere Partei siegen werde. Aber auch die Gegenpartei scheine ängstlich zu sein, denn sie hätte verabredet nach dem Abendessen eine Punschade zu veranstalten, um bei dieser Gelegenheit vielleicht den einen oder andern Zweifelhaften noch auf ihre Seite zu ziehen.

Wir überlegten nun, was dagegen zu thun sei und kamen schliesslich überein, nach dem Abendessen auf dem Platze zu bleiben und durch unsere Anwesenheit den Coup zu verhindern.

So geschah es. Als die Tafel aufgehoben war und die Commissare sowie einige der älteren Capitularen sich entfernt hatten, setzten wir uns Alle in kleinen Gruppen noch einmal nieder und plauderten still mit einander. Es war höchst komisch anzusehen, wie die Blicke hin und her flogen und wie jede Partei die Andern musterte. Da wir wussten, was die Gegner beabsichtigten, so machten wir keine Miene fortzugehen, wohl wissend, dass keiner der Gegner es in unserer Gegenwart wagen könne Werbungen anzustellen. Vom

Punsch war keine Rede mehr und als nach etwa zwei Stunden P. Rupert ziemlich laut ausrief: „Und wenn es bis zum Morgen dauern sollte!“ — da begannen die Gegner sich zum Aufbruch anzuschicken. Endlich ging Alles schlafen. Die Zweifelhaften bleiben es also noch bis zur Wahlstunde.

Der Wahlact hat heute vor Mittag stattgefunden. Nachdem sämmtliche Capitularen mit den kaiserlichen und bischöflichen Commissarien einem *Veni Sancte Spiritus* und der entsprechenden vom Diöcesan-Bischof gelesenen stillen Messe beigewohnt hatten, traten wir in Procession, das Capitelkreuz voran, in einen der Säle der Prälatur ein, wo wir eine Anrede des Regierungs-Commissars anzuhören hatten. Der Bischof war dabei nicht anwesend, liess sich auch den ganzen Tag über nicht sehen; er hatte mit der Wahl selbst nichts zu schaffen und sich auch jedes darauf bezüglichen Wortes enthalten. Seine zwei Commissare und der Notar dagegen sind in Function gewesen.

Die Mahnung des Regierungs-Commissars bezog sich auf völlige Unabhängigkeit der Wahl von jedem äussern Einflusse; nur dieselbe zu überwachen und zu wahren, sei Aufgabe der doppelten Commission; die leisesten Anzeichen einer stattgehabten Beeinflussung oder wohl gar Bestechung zur Gewinnung von Stimmen würde nicht nur die Wahl ungiltig machen, sondern dem Capitel auch das Wahlrecht entziehen. Es sei ein Mann zu wählen, der sich nicht etwa bloss durch Herzensgüte und Freundlichkeit vor Andern auszeichne, sondern auch und vorzüglich durch administrative Geschicklichkeit, Sparsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Ordnungsliebe. Die etwas zerrütteten Finanzen des Stiftes forderten einen Mann, der den Willen und das Talent besässe, ihnen wirksam auf-

zuhelfen. Uebrigens sei unsere Wahlfreiheit gesetzlich und vollständig gesichert und die weltliche wie die geistliche Regierung werde — die betreffenden Decrete habe die Commission bereits in Händen — eine jede Wahl approbiren, die in gesetzlicher Form stattgefunden habe.

Wir hatten die leisen Winke in dieser Anrede wohl verstanden, aber sie gingen an allen denen verloren, welche zu meiner Partei gehörten.

Nach der Rede des Regierungs-Commissarius betraten wir einen andern Saal. Die Commission setzte sich an eine grün bedeckte lange Tafel, um die wir uns in beliebiger Ordnung gruppirten. Man konnte aber sehen, wie sich Gesinnungsgenossen leicht und gleichsam von ohngefähr wechselseitig anzogen. Der gedruckte Stimmzettel wurde einem Jeden der mit Namen vorgerufenen Wähler in die Hand gegeben. Derselbe enthielt die Namen sämmtlicher Capitularen mit Ausnahme des dem betreffenden Wähler angehörigen. Dieser war ausgeschnitten. Jeder Name bildete einen vom ganzen Bogen leicht abtrennbaren Zettel.

Darauf wurden wir aufgefordert, die Listen genau zu prüfen, uns zu überzeugen, dass kein Name ausser dem des Wählers selbst übergangen sei, darnach den Namen unserer Wahl abzutrennen und beim Aufruf in die bereit stehende Urne zu legen.

Wir waren mit der Abtrennung der Zettel schon fertig als der Regierungs-Commissar noch kaum ausgesprochen hatte. Nur Einer zauderte: er schien sich nicht zurecht zu finden. Das war P. Albin, der mir zur Rechten stand. P. Rupert, der seine Unentschlossenheit gleich bemerkt hatte, war schnell resolvirt, gab dem P. Albin einen sanften Rippenstoss und wiess ihm mit dem Finger, von Niemandem bemerkt, die Stelle an, wo unser Name stand. Als ich wieder hin blickte, war derselbe bereits abgetrennt.

Nachdem Jeder seinen Stimmzettel abgegeben hatte, mussten wir Wähler uns sämmtlich zugleich in ein Nebenzimmer entfernen. Nach einer peinlichen halben Stunde wurden wir wieder vor die Commissare gerufen und der Name dessen, der die Majorität der Wahl erhalten, wurde genannt. Der kaiserliche Commissar rief uns nämlich mit näselnder Stimme entgegen: *Habemus Abbatem N.* — Es war unser Mann! —

Wie gross die Majorität der Stimmen gewesen, wurde nicht gesagt, aber heute Nachmittag war es schon ein öffentliches Geheimniss, dass dieselbe nur Eine Stimme betragen habe. P. Rupert drückte mir dann die Hand, sprach aber kein Wort.

Nach der Proclamation des neuen Abten wurden wir zum Handkuss zugelassen und brachten ihm somit gleich unsere Huldigung dar. Von diesem Augenblicke an war der Schustersohn aus X. „Seine Gnaden Abt und Herr des Stiftes", im Range einem Grafen gleich, im Ansehen einem Bischof, in Macht einem Monarchen. Kein Mensch hat jetzt daran zu denken, woher Seine Gnaden, nur was sie eben sind.

Bei der nun folgenden Tafel im grossen Speisesaal, die sich durch eine unheimliche Stille und Ruhe der Anwesenden auszeichnete, war weder der Bischof noch der neue Abt. Beide fasteten wegen der morgen stattfindenden Weihe und Infulation. Ausser den betreffenden Commissarien war kein fremder Gast da. Der P. Prior brachte in zwei Worten ein Hoch auf den Erwählten aus.

Es wird Sie, hochgeehrter Herr Professor! vielleicht interessiren, in möglichster Kürze eine Darstellung der Ceremonie zu lesen, mit welcher der neu gewählte Abt als solcher,

gleich am Tage nach stattgehabter Wahl geweiht und infulirt wurde, d. h. die Würde und Insignien eines Bischofs im Bezirke seiner Klostergemeinde erhielt. Ich muss bei der Beschreibung dem Gedächtnisse dadurch zu Hilfe kommen, dass ich das grosse Ceremonienbuch, *Pontificale Romanum* genannt, aufschlage und zur Richtschnur nehme. Ohne dasselbe wäre es wohl nicht möglich Alles in der Ordnung zu erzählen, wie es vorgekommen ist. Die stärkste Erinnerungskraft möchte wohl kaum die Menge und Mannigfaltigkeit der bei einer solchen Infulation vorgeschriebenen Ceremonien bewältigen.

Zunächst muss der neue Abt ein *Mandatum Apostolicum* nachweisen, kraft dessen dem betreffenden Bischof der Auftrag gegeben wird, ihm die höchste Weihe zu geben. Da diese so bald und zwar gleich nach der Erwählung stattfindet und man bis zum letzten Augenblicke die Persönlichkeit nicht mit Bestimmtheit angeben konnte: so wird vom heiligen römischen Stuhl das *Mandat in blanco* dem Bischof bei Zeiten zugeschickt, der dann den Namen des Neugewählten ergänzt. Bei der Wahl selbst hat sich der Bischof persönlich nicht betheiligt und hat auch nicht den leisesten Einfluss auf dieselbe geltend gemacht. Er kam im Stifte an, als die Wahl eben vollzogen werden sollte. Ebenso war es mit den beiden Prälaten der Fall, die ihm bei der Infulation zu assistiren hatten. Sie langten erst nach dem Wahlacte an.

Das *Pontificale Romanum* beschreibt umständlich die Vorbereitungen, welche für die grosse Ceremonie der Abtenweihe zu machen sind, als z. B. dass der Bischof und der neue Abt, Beide den Tag vorher zu fasten haben; dass für Beide am Hochaltar der Klosterkirche Thronstühle zu errichten sind, ein grösserer für den Bischof, ein kleinerer für den Abten; dass für die assistirenden Prälaten Knieschämel und Sitze gestellt werden u. s. w. Eine grosse Menge verschiedenartiger Paramente mussten bereit stehen, die zu einer

hohen Messe nöthigen in doppelter Zahl. Für den neuen Abt wurde neben dem Hochaltar eine besondere Capelle eingerichtet, worin sich ein Altar mit allem Zubehör befand. Ferner mussten vorbereitet sein: acht Kerzen gleichartigen Gewichts, vier für den bischöflichen Altar, zwei für dessen Credenztisch und zwei für den Altar des Abtes; ein Ring mit Edelsteinen; zwei grosse Brote und zwei Fässchen Wein, das Eine vergoldet, das Andere versilbert, beide mit dem bischöflichen und dem äbtlichen Wappen geziert u. a. m.

Zur festgesetzten Stunde ging die Procession von der Wohnung des Bischofs aus in die Kirche. Nach einem stillen Gebete wird derselbe angekleidet und setzt sich. Der neue Abt in seinem Ordenshabit zwischen den zwei assistirenden Prälaten stehend, wird dem Bischof vorgestellt.

Der Abt begiebt sich in seine Capelle, wird daselbst mit den Priestergewändern bekleidet und kehrt unter den „gehörigen", „tiefen" Reverenzen vor den Bischof zurück, „der ihm den Kopf nur ein wenig entgegen zu neigen hat." Darauf setzen sich Alle in vorgeschriebener Ordnung, der neue Abt, die zwei Prälaten zur Seite, dem Bischof gerade gegenüber. „Sie ruhen ein wenig", dann stehen sie auf, entblössen die Häupter und der Aeltere der zwei Prälaten, wendet sich an den Bischof, in lateinischer Sprache sprechend: „Der Neugewählte N. aus dem Orden des heiligen Benedict ist vor Dir, hochwürdigster Vater; wir haben ihn aus dem Convente des Klosters vor Dich gebracht, demüthig bittend, dass Du ihn zum Abt des besagten Klosters in Kraft der Dir verliehenen apostolischen Vollmacht weihen wollest."

„Habt Ihr ein Mandat?" — frägt der Bischof.

„Wir haben ein Mandat!" — ist die Antwort.

„Dann leset es!"

Das apostoliche Mandat wird überreicht, der bischöfliche Notar nimmt und liest es vom Anfang bis zum Ende laut

und feierlich vor, während Alle bedeckten Hauptes sitzen. Nach geschehener Vorlesung spricht der Bischof: „*Deo gratias!*“ und es folgt die Ablegung des Eides.

Der neue Abt hat u. A. zu schwören:

Gehorsam dem heiligen Petrus und der römischen Kirche, dem derzeitigen Pabst und seinem etwaigen, nach canonischem Recht eintretenden Nachfolger;

Entsagung aller Theilnahme an irgend welcher Verabredung oder Verschwörung, die gegen den Pabst, gegen sein Leben und seine Freiheit auf irgend eine Weise gerichtet ist;

Geheimhaltung alles dessen, was ihm vom römischen Stuhle, sei es mündlich, sei es *per nuntios*, mitgetheilt wird;

Hilfeleistung und Schutz in Bezug auf alles päbstliche Einkommen oder Eigenthum gegenüber Jedermann;

Unterstützung des päbstlichen Legaten;

Wahrung und Befestigung aller Rechte, Ehren und Privilegien der römischen Kirche, des Pabstes und seiner Nachfolger;

nicht im Rathe derer zu sitzen, die etwas zum Nachtheile des römischen Oberhauptes vorhaben oder beschliessen wollen;

geheime Anzeige zu machen von dem, was in gegnerischer Beziehung vorgeht;

alle alten Anordnungen der Päbste zu beobachten und beobachten zu lassen, mögen sie welchen Namens immer sein;

die Ketzer, Schismatiker und Widerspenstigen nach allen Kräften *(pro posse)* zu verfolgen — u. s. w.

Nachdem der Abt diese lange Eidesformel gelesen, hält ihm der Bischof ein offenes Evangelienbuch vor, dass er beide Hände auflegend schwöre:

„*Sic me Deus adjuvet et haec sancta Dei evangelia!*“ — „*Deo gratias!*“ entgegnet darauf der Bischof.

Nun beginnt das Examen:

„Die alte Lehre der heiligen Väter schreibt vor, — spricht der Bischof — dass der, welcher zur Regierung der Seelen gewählt wird, gefragt und geprüft werde über verschiedene Angelegenheiten und Gebräuche (genauer: *de causis et moribus*), die zu dieser Regierung passen und nöthig sind. — Willst du deinen heiligen Vorsatz und die Regel des heiligen Benedict beobachten und die Untergebenen dazu anhalten?"

„*Volo!*" antwortet der Abt stehend und entblössten Hauptes.

„Willst du deine Sitten vom Bösen ab- und nach allen Kräften dem Guten zuwenden?" —

„*Volo!*"

„Willst du das Eigenthum des Klosters treu bewahren und nur zum Gebrauche der Kirche, der Brüder, der Armen und Pilgernden verwenden?"

„*Volo!*"

„Willst du der heiligen Mutter Kirche, dem heiligsten Vater Pabst und seinen Nachfolgern Treue, Gehorsam und Ehrfurcht in Allem und immer bewahren?"

„*Volo!*"

Willst du auch mir, deinem Bischof und meinen Nachfolgern Treue, Unterthänigkeit, Gehorsam und Ehrfurcht beständig und demüthig bezeigen?"

„*Volo!*"

„So verleihe dir der Herr das Alles und die übrigen Güter, er behüte und stärke dich in allem Guten. Amen."

Darauf küsst der Abt knieend die Hand des Bischofs, welcher aufsteht, sich das Haupt entblössen lässt und an den Altar tritt, einen Theil des stillen Hochamts zu halten. Der Abt aber geht in seine Capelle, wird da mit Messgewändern bekleidet und liest die stille Messe an seinem Altar. Beim *Dominus vobiscum!* wendet er sich nicht wie der Bischof zum Volke. Nach dem Graduale wird er wieder vor den-

selben geführt. Alle knieen auf ihre Betschämel nieder, der Abt dagegen streckt sich der Länge nach auf den Erdboden zur Linken des Bischofs. Es werden die sieben, ziemlich langen Busspsalmen von der gesammten Geistlichkeit gebetet; dann die noch längere Litanei zu allen Heiligen. Stellenweise wird dieselbe unterbrochen und der Bischof spricht mancherlei Segnungen über dem auf der Erde liegenden Abte. Verschiedenartige Gebete, die ganze künftige Wirksamkeit des Geweihten umfassend, folgen.

Der Bischof bedeckt nun sein Haupt, und indem er dem Abte den Krummstab überreicht, spricht er die merkwürdigen Worte: „*Ut sis in corrigendis vitiis pie saeviens et cum iratus fueris, misericordiae memoreris!*“ — Es folgt Einsegnung und Uebergabe des Ringes als eines „*signaculum fidei tamquam sponsi ecclesiae.*“

Nach dem Friedenskusse wird die heilige Messe bis zum Offertorium fortgesetzt; dann setzt sich der Bischof wieder bedeckten Hauptes nieder und der Abt überreicht ihm zwei brennende Fackeln (Kerzen), die schon erwähnten zwei Brode und zwei Fässchen Wein.

Die Messe wird nun vom Bischof allein fortgesetzt; der Abt bleibt knieend zwischen den zwei Prälaten und liest aus einem Messbuche die vorgeschriebenen Gebete mit Ausnahme der Einsetzungsworte still mit. Nach der Communion des Bischofs empfängt er aus dessen Hand die Communion auch, aber nur in der Brodgestalt.

Nach der feierlichen Segnung, welche der Bischof zur Beendigung der heiligen Messe dem ganzen Volke ertheilt, wird die *mitra* des Abtes geweiht und ihm auf das Haupt gesetzt. Dann kommen die Handschuhe an die Reihe. Der Ring wird vom Finger abgezogen und über dem Handschuh aufgesteckt. Unter dem Schalle des grossen Thurmgeläutes führt der Bischof den nun fertigen Abt in sein *Stallum* (daher der Name:

Installation), reicht ihm den Krummstab und spricht: „Empfange hiemit die freie und volle Gewalt in diesem Kloster zu regieren.“

Ein *Te Deum laudamus* wird angestimmt. Darauf schreitet der neue Abt, mit den Insignien eines Bischofs ausgerüstet, von seiner Assistenz umgeben, durch die ganze Kirche auf und nieder, dem Volke seinen Segen zu geben. Wenn er zu seinem *stallum* zurückgekehrt ist, kommen alle seine untergebenen Mönche nach der Reihe des Seniorats und küssen ihm ehrerbietig die Hand. (Manch Einer seiner Gegner freilich wohl mit etwas verbitterter Miene, namentlich der durchgefallene Rival.)

Nach mancherlei Gebeten und Responsorien kömmt der Abt noch ein letztes Mal vor den Bischof, der auf der Epistelseite steht, und indem jener niederkniet, die *Mitra* auf dem Haupte, den Stab in der Hand, singt: „*Ad multos annos!*“ nimmt ihn der Bischof zum Kuss auf.

Nach der kirchlichen Feierlichkeit, die spät in den Mittag hinein dauerte, eilte Alles in den grossen Speisesaal und es begann der zweite Theil des Festes, das Banquet, bei dem es nicht minder andächtig und erbaulich zuging.

Endlich findet sich nach und nach die alte Ruhe, soviel zu sagen gestattet ist, im Hause wieder ein. Der neue Abt macht Vorbereitungen, aus seiner bescheidenen Wohnung in die Prälatur überzusiedeln und seine bisherigen Amtsgeschäfte zur Uebergabe an einen noch zu ernennenden Nachfolger vorzubereiten. So lange als dieser nicht in's Amt eintreten kann, wird der Abt die Geschäfte selbst besorgen.

Dass die Wahl eines neuen Prälaten nach und nach mancherlei Veränderungen in den Klosterämtern, namentlich in solchen, die so zu sagen die Ministerien des geistlichen Herrschers sind, herbeiführen werde, erwartet Jeder und vorzüglich sind es seine Parteigänger, die sich einigen Hoffnungen hingeben zu dürfen glauben. Da jedoch der Prälat, wie ich genau weiss, sich nicht im Mindesten darum bemüht hat, eine Partei zu gewinnen oder gewählt zu werden: so finde ich es auch in der Ordnung, wenn er sich seine Leute ganz frei und ohne jede Rücksicht auf etwaige geleistete Dienste aussucht.

Wie vielsagend ist doch das Gebet um Frieden, das wir in der Sext, nach der ursprünglichen Intention also am frühen Morgen, im gemeinsamen Chor zu sprechen haben. Dasselbe hat die Form eines Hymnus in Reimen und möchte, in's Deutsche übersetzt, ungefähr lauten:

Mächtiger Lenker, wahrhafter Gott,
Der Du den Wechsel der Dinge beherrschest,
Glanzvoll den Morgen des Tages erleuchtest,
Und mit Feuergluten den Mittag:
Tilge die Flammen der Uneinigkeiten,
Nimm die Verderben erzeugende Hitze
Von uns, gieb aber dem Leibe Gesundheit,
Wahrhaften Frieden und Ruhe dem Geist.

So beten wir täglich am Morgen und werden — nie erhört. Seelenfrieden, Seelenruhe ist hier nicht vorhanden und kommt nicht; körperliche Gesundheit ist auch selten. Dafür giebt es aber viel Hitze der Eifersucht und des Zwistes.

Nur die Geistigarmen, die man „dumm“ zu nennen pflegt, nur die Gedankenlosen, Unwissenden, Unerfahrenen, die, so sich für nichts auf der Welt interessiren, *qui omnia sinunt vadere sicuti vadunt:* Die haben Ruhe und Frieden. Ach, es ist doch wahr: Selig sind die Armen im Geiste! — Wer aber auch das Zeug dazu hätte!

Der Prälat hat zum Kämmerer und Waisenamtsverwalter den P. Gideon ernannt, dessen Gesundheit sich in der letzten Zeit sehr befestigt hat. Diese Ernennung hat kein Aufsehen erregt, denn Gideon ist eine tüchtige, geistige Kraft und ein braver Charakter. Was die Praxis seines Amtes betrifft, so muss er sich dieselbe wohl oder übel aneignen, wenn es auch mancherlei Noth und Schmerzen kosten sollte. Wen der Prälat zu einem Amte beruft, der muss sich dazu eignen und wenn er dabei auf Schwierigkeiten stösst, muss er sie überwinden. Hier gilt gewissermassen das Wort: „Wem der Herr ein Amt verleiht, dem giebt er auch den nöthigen Verstand.“ —

Uebrigens gehörte Gideon nicht zur gegnerischen Wählerclique.

Durch die Beförderung des P. Gideon zum Amtsverwalter ist die Stelle eines Sacristei-Directors und Schatzmeisters in Erledigung gekommen und bin ich in dieselbe eingetreten. „Dies Amtl bringt was“ — wie die Leute hier

sagen, denn nicht nur nimmt der damit Betraute Theil an den Stolgebühren der Stiftspfarre, sondern er hat auch das Recht, bei Vertheilung der Stiftungsmessen die besten sich selber zuzuweisen. Uebrigens hat dieses Amt auch seine grossen Mühen und Sorgen. Das ganze kirchliche Ceremonienwesen mit allen dazu gehörenden Paramenten und Requisiten fällt in sein Bereich. Ferner ist damit auch die nicht leichte Aufgabe verbunden, alljährlich ein neues Directorium oder den klösterlichen Kalender zu entwerfen, worin die scrupuloseste Austheilung der Heiligenfeste und der betreffenden Andachtsübungen verzeichnet sein muss. Da ein solches Directorium nur für das Kloster allein eingerichtet ist, kann derjenige, der es zusammenstellt, sich nicht etwa ein anderes, fremdes zum Muster nehmen. Dasselbe muss zur bischöflichen Censur und Approbation eingesendet werden, ehe es gedruckt und in Gebrauch genommen werden darf. Es mag aber — ich habe es noch nie versucht — ein eigenes Gefühl sein, bei der Organisirung eines solchen Directoriums über den Rang und die Ehren der Heiligen im Himmel gleichsam zu Gericht zu sitzen.

Zugleich Schatzmeister behütet der Sacristei-Director sämmtliche Kostbarkeiten und Kleinode, alle Gold- und Silbersachen, die der Stifts-Kirche angehören, auch mancherlei alterthümliche Raritäten, die eigentlich keinen andern Werth haben, als dass sie ganz und gar unbrauchbar, bestaubt, schmutzig oder zerbrochen und — alt sind.

Uebrigens wurde ich bei der Uebernahme des Schatz-Inventariums darauf aufmerksam gemacht, dass in vielen mit Edelsteinen verzierten kirchlichen Pretiosen sich unächte oder Glassteine vorfinden. Eine alte Infel ist z. B. da, in der kein Stein und keine Perle ächt ist. Einer der ehemaligen Prälaten soll sie gegen ächte und edle eingetauscht haben, als er gelegentlich einer grossen Feierlichkeit in Wien

gewesen und ihm das Geld etwas knapp geworden ist. — Auch finden sich unächte Goldborten in grossen Massen vor.

In den ersten Tagen der Charwoche werden in Folge einer bischöflichen Anordnung sämmtliche Conventualen im Priorat dreimal vereinigt, um daselbst im Kreise sitzend eine Vorlesung anzuhören. Man nennt das Ganze „geistliche Exercitien.“ Der Prälat ist anwesend; der Prior liest. Gegenstand des Vortrages sind irgend welche gangbare Contemplationen über weltliche Eitelkeiten, menschliche Sündhaftigkeit, Erlösungsbedürfniss u. dgl. Es lässt sich aber nicht sagen, mit welcher Gleichgiltigkeit, wenn ich es nicht Widerwilligkeit nennen soll, dieselben aufgenommen zu werden pflegen. Das Ganze dauert immer nur eine Stunde, aber sie ist eine der langweiligsten, die man sich denken kann. Natürlich! Derlei Betrachtungen sind dieselben, welche die Geistlichkeit den Laien das ganze Jahr hindurch immer und immer vorzukauen hat. Ihr Inhalt ist vollständig bekannt und die schlagendsten Sätze sind dem Munde wie dem Gedächtnisse geläufig. Wenn unsereiner sie anhören muss, ist es als ob man die Luft einathmen solle, die man schon so oft ausgeathmet hat.

Sind denn für diese geistlichen Exercitien keine dem ganz besonderen Auditorium anpassende und interessante Abhandlungen da? — Freilich, die müssten von ganz ausgezeichneter Kraft der Beredtsamkeit erfüllt sein, um die Zuhörer zu packen, zu fesseln, und sie müssten mit jener Geschicklichkeit vorgetragen werden, die allein im Stande wäre, der geistlichen Blasirtheit eine siegreiche Spitze zu bieten.

Ob das Gefühl, hier etwas ganz Unnützes, Unfruchtbares zu thun, den Vorleser erfüllt — er liest pflichtschuldigst so matt, so langweilig vor als möglich. Die Zuhörer sitzen resignirt dabei, halten die Arme verschränkt, eine Hand vor den Augen, gähnen leise, husten, seufzen, nehmen eine stille Prise um die andere, bis endlich, endlich auch diese Qual wie eine jede andere ihr Ende findet. Dann geht Jeder vergnügt davon, „weil er's wieder einmal überstanden hat.“

Der Official.

— — — Vielleicht finde ich einmal Zeit Dir, liebe Schwester! weit und breit zu erzählen, welche Veränderungen durch den neu gewählten Prälaten hier unter uns Geistlichen geschehen sind. Was meine Person betrifft, die Dich wohl vorzüglich interessiren wird, so ist mir dieser Tage ein Officium, ein Hauptamt, zugewiesen worden, das mir viele Annehmlichkeiten und Vortheile einbringen, aber auch meine ganze Zeit, Aufmerksamkeit und Mühe in Anspruch nehmen wird. Zwar habe ich — wie Du weisst — die Jahre her schon allerhand andere Aemter und Aemtchen verwaltet, aber sie hatten wenig zu bedeuten, brachten nicht viel, die ersten sogar nichts ein und war ich nicht Official, hatte also auch nicht jene Rechte und Freiheiten, die einem solchen Würdenträger gestattet werden. Eine der vorzüglichsten und darum auch von Allen höchst geschätzten Wohlthaten, deren ein Official geniesst, ist eine grosse und bequeme Wohnung in dem weitläufigen Stiftsgebäude, *notabene* ausserhalb der Clausur. Du weisst ja, was das Wort sagen soll: ausserhalb der Klosterpforte, gleichsam halb draussen in der Welt.

Doch Du frägst, was ich denn so Grosses geworden sei? — Nun rathe! — Wundere Dich aber auch, wenn ich Dir es sage: Küchen- und Kellermeister! — Ich höre Dich lachen und ausrufen: Du, Bücherwurm! Küchen- und Kellermeister? — Ja, wahr und gewiss! Hausfrau und Mutter der sehr bedürftigen, immer hungrigen und wählerisch gefrässigen,

immer durstigen und niemals zu befriedigenden geistlichen Familie — das soll ich von nun an vorstellen. Ist das nicht zum Lachen? —

Von der Aufgabe eines solchen Klosteramtes magst Du Dir den richtigen Begriff machen, wenn Du eine der allergrössten Haushaltungen Prags in's Auge fassest und noch jene Ansprüche und Verhältnisse hinzuthust, die nirgend anderswo als in grossen Stiftern und Klöstern vorkommen. Ihr habt übrigens in Prag ein Paar grosser Stifter, bei denen es in meinem gegenwärtigen Fache so gross hergehen mag, wie bei uns.

Nachdem Du genug gelacht haben wirst — und Du bist so eine Lachtaube, die lange ausdauert — wirst Du fragen, wie ich das anstellen wolle, meine Riesenaufgabe zu erfüllen? — Ich antworte, dass ich guten Muthes sei und mein Möglichstes thun wolle. Mehr wird man ja auch wohl nicht verlangen. Meinen guten Willen habe ich den hochwürdigen Mitbrüdern bereits deutlich genug an den Tag gelegt, indem ich gleich nach meinem Amtsantritte die Speisezettel, welche mir die Köchin vorlegen musste, reformirte und ein für allemal diejenigen Gerichte strich, von denen ich weiss, dass sie den Hochwürdigen zuwider sind. Selbst auf die Dienerschaft erstreckte ich diese Neuerung. Das hat mir nun, wie Du Dir denken kannst, gleich ein sehr angenehmes Gerede eingebracht.

Dann will ich (und erklärte der Köchin) — wenn mir der Prälat nicht dazwischen fährt, was für die erste Zeit kaum zu befürchten ist — alle Art Knauserei, sonst Sparsamkeit genannt, nach Kräften meiden. Sie war von jeher den hochwürdigen Herren ein Dorn im Auge und ist auch an sich hier bei uns nichts werth. Unser Leben ist ohnehin bitter genug; warum sollte es mit — Essen und Trinken

noch mehr verbittert werden. — Nun lachst Du halt wieder, aber es ist doch so wie ich sage. — — — —

Mit diesen zwei Grundsätzen hoffe ich mein Amt glücklich und zur Zufriedenheit der Andern zu verwalten. Meinst Du nicht auch? — — — —

So ein Klosterwesen ist wie ein Staat im Kleinen. Aber was für ein Staat? Mit welcher Verfassung? Eine Monarchie? — Ja. Oder ein constitutionelles Reich? Ja, auch. Oder eine Art Republik? — Auch etwas Republik. Social, demokratisch, communistisch? — Von jedem etwas. Nebenbei auch einige Oligarchie. Kurz, das wunderbarste Gemengsel einer Reichsverfassung im Kleinen. *Fraternité*, *Egalité* mit der einzigen *Liberté*, sich einen Gesetzgeber, Gewalthaber, Herrn, möglicherweise auch Tyrannen ganz unabhängig von allen Rücksichten auf Herkommen oder Verdienste selber zu wählen. Ist er einmal gewählt, dann hört die *Liberté* auf und tritt eine Art Libertinage — freilich nur im Stillen — an die Stelle.

Der neue Herr erwählt sich Minister, gewöhnlich aus dem Kreise seiner Anhänger und wechselt dieselben, je nachdem sie ihm nicht zusagen oder in seinem Sinne nicht regieren helfen. — Er hält Hof und hat seine Höflinge, wie ein jeder andere Regent. Auch an Hofcabalen fehlt es nicht und es handelt sich oft nur darum, ein Ministerium zu stürzen, um dann seine Partei — wenn es irgend möglich ist — an's Ruder zu bringen. Ja, es hat schon auch — in einigen Klöstern — gelungene Verschwörungen gegen das Oberhaupt selbst gegeben, die desto grösseren Erfolg hatten, wenn dieses Oberhaupt sich durch ausgezeichnete Heuchelei

täuschen, durch Kriecherei gefangen nehmen liess, seine Macht nicht zu gebrauchen verstand oder wohl gar missbrauchte. In einem nachbarlichen Stifte lebt noch der ehemalige Abt, der einst, zwar auf Anordnung der Regierung und des Consistorii, in der That aber in Folge stattgehabter Verschwörung einer Conventpartei von der Verwaltung der Temporalien ganz abgesetzt wurde. An seine Stelle trat ein Administrator. — Welche Intriguen mögen da mit den Schwächen und Gebrechen des Mannes erst hin und her gespielt haben!

Die gewöhnlichen Ministerien des kleinen Reiches sind:

der Prior oder Premier und zugleich Minister der innern (religiösen) Angelegenheiten;

der Küchen- und Kellermeister; ich möchte ihn den Cultus-Minister nennen, da ihm die materielle Pflege *(cultus)* der — Leiber und somit auch der Seelen obliegt; —

der Kämmerer und Amtsverwalter, ein Minister der äussern Angelegenheiten, der Finanzen, der Justiz bei den Unterthanen — ein gar mächtiger Herr. Er vermittelt die Kämpfe mit den widerwilligen, zu Steuern und Abgaben verpflichteten Bauern; er ist Waisenvater, verwaltet die Waisengelder, dirigirt das Criminalwesen, die Polizeigerichtsbarkeit auf den Herrschaften und Dominien; er führt und concentrirt die Stiftskassen.

Ihm zur Seite sind der Minister der Forsten und der der landwirthschaftlichen Angelegenheiten, P. Waldmeister und P. Hofmeister genannt.

Dann kommen die kleineren Ministerien: die geistliche Abtheilung hat der Sacristei-Director, die wissenschaftliche der P. Bibliothekar, die Hoffeste und Etiquette der P. Gastmeister. —

Die Kunst der Kloster-Diplomatie besteht darin, alle nöthigen Unterhandlungen mit auswärtigen, oft feindlich gesinnten Mächten, als da sind die geistliche Oberregierung:

Bischof, Consistorium, Bezirks-Dechant; die weltliche: Staatsministerium, Staatsbuchhaltung, Kreisamt u. s. w. geschickt zu führen und den Ausbruch dauernder Conflicte zu hintertreiben.

Die Regierung des Prälaten hat zur Aufgabe, alle Untergebenen, geistliche und weltliche, hohe, niedere, schlaue, dumme im schuldigen Respect, gehorsam, willig und vor Allem ruhig zu erhalten. Auch hier ist Ruhe die erste Unterthanenpflicht.

Ich bin jetzt — da P. Amoros auf eine Pfarre abgegangen ist, um sich, wie er sagt, zur Ruhe zu setzen — auch so ein Stück Ministerium Seiner Gnaden.

Die häufigste, zugleich aber auch komischeste Klage, die ein „P. Kuchelmaster" anzuhören hat, ist die, dass die Herren sammt und sonders „schwache Mägen" haben. Und wenn Einer wie ein Bär zu essen pflegt, so hat er halt doch immer nur einen schwachen Magen und kann — vielleicht schon um des Reimes willen — nicht Alles vertragen. Darnach muss sich nun einmal die Köchin einrichten. Diese behauptet aus alter Erfahrung zu wissen, dass die Herren Alles, was ihnen schmeckt, auch wunderschön vertragen können.

Nun, ich habe mir vorgenommen, soviel an mir ist und so lange es von oben her geduldet wird, nichts zu sparen, um den geistlichen Herren vorsetzen lassen zu können, was ihr schwacher Magen vertragen mag.

„Pastores sind die Schafknechte — sagte heute spitzig der heitere P. Spiridion im Verlaufe eines Tischgespräches, das sich um die christlichen Seelenhirten drehte. — Wenn ich unsere Stiftsschäfereien anschaue, so finde ich so viele Schlau- und Schafsköpfe als Schäfer und Schafe. Die Schafknechte sind sonst ganz dumme Kerle, aber in ihrem Fach sind sie gut gerieben.“

Als dann vom Sterben die Rede war, sagte er: „Mir grault nicht davor, aber das geht mir durch Mark und Bein, dass ich als Todter in die Gruft zu allen den Benedictinern kommen soll, die hier seit tausend Jahren gestorben sind. Lieber möchte ich meinen Leichnam doch von den Würmern des Feldes aufzehren lassen.“

Ich hatte einen Fremden dem neuen Herrn Abte vorzustellen. Wir fanden ihn in einem seiner vielen Zimmer mit einer seiner jetzigen Würde am wenigsten zukommenden, an sich aber keineswegs unehrenvollen Arbeit beschäftigt. Er leimte. Eine Tapete dieses Zimmers war zerrissen und ein Stück davon hing herunter. Das mag nun Seine ordnungsliebenden Gnaden gestört haben. Um die Sache schnell in Richtigkeit zu bringen, nahm er, der seine Lebetage immer gerne pinselte und kleine Handwerkerarbeiten für sich verrichtete, Leimpfanne und Pinsel zur Hand.

Nun sah sich das allerdings etwas komisch an. Man stelle sich den gnädigen Herrn einmal vor: einen Mann von mehr kleiner als grosser Figur, mit einem dicken, runden, von wenig Haaren, aber dafür mit einem glänzend schwarzen Sammtkäppchen bedeckten Kopfe und etwas stark vorspringenden Bauche; im Gesichte den Stempel der Gemüthlichkeit

und Gutherzigkeit; in der übrigen Haltung etwas Eckiges; gekleidet in einen schwarzen, schwerseidenen Ordenstalar; um den Hals eine massive goldene Kette, die bis unter die Brust herabhängt, daran ein mit Edelsteinen reich übersäetes Kreuz. In der rechten, durch einen mächtigen, vom Zeigefinger strahlenden Brillantring ausgezeichneten Hand hält er den eben eingetunkten Pinsel, in der linken die noch dampfende, russige Leimpfanne. So steht er eine Weile vor uns, der hochwürdigste Ouvrier, den man sich denken kann und stellt dann, unsere Absicht erkennend, Beides unverdrossen und ohne Verlegenheit auf das vergoldete vor dem grossen Spiegel stehende Tischchen. Ein reizendes Genre-Bildchen, nicht wahr? — Uebrigens freue ich mich sehr über diesen offenbaren Mangel an aristokratischem Dünkel. Er ist ein gutes Prognosticon dessen, was wir von dem Manne zu erwarten haben. Ich glaube nichts Geringeres als Bonhomie, milde Güte, menschenfreundliches Wesen und — Gerechtigkeit.

Heute bekam der P. Prior die Nachricht, dass P. Hilarion, der „Quecksilberne“, in Wien, wohin er sich auf acht Tage beurlaubt hatte, in einem Caffeehause vom Schlage gerührt worden und gestorben sei. Die Leiche soll sofort abgeholt und in's Stift gebracht werden. Der P. Kämmerer reiste nach Empfang der ersten Nachricht gleich mit Extra-Post dahin ab. Einer der Conventkutscher muss mit dem Leiterwagen nachfahren.

Als bei Tische von diesem traurigen Ereigniss die Rede war, meinten Einige, die Hilarion und seine Neigungen besser kennen, es wäre zu wünschen, dass sich die Nachricht nur einfach bestätigte und nicht etwa eine schlimmere

nachkäme. Er habe, wenn er in Wien war, nicht bloss Caffeehäuser besucht.

Der Verstorbene war übrigens dafür bekannt, dass er manchmal etwas viel debauchirte, und dass das schwache Geschlecht auf ihn eine starke Anziehungskraft übte. Er scheint bei demselben immer auch viel Geltung gefunden zu haben. Er war ein jovialer, herziger Mann, beständig heitern Humors und gesprächig. Hätte ihm sein fröhliches Temperament nicht manchen schweren Verdruss eingebracht, er wäre darum zu beneiden gewesen.

Von seinen galanten Abentheuern sprach er manchmal gerne selbst; sie waren allerdings oft spassig genug, lassen sich aber doch nicht gut nacherzählen. Eines einzigen jedoch erwähnte er nie, es hat ihn seine Pfarre gekostet. Er soll sich einmal — sagt die böse Welt — aus einer drohenden Gefahr in den Stall gerettet haben und darin von dem erbitterten Vater oder Ehemann eine ganze Nacht hindurch eingeschlossen gehalten worden sein. Wie sich die Sache eigentlich verhalten hat, wurde nicht genau ermittelt. Gewiss ist nur, dass der Arme, nachdem er deshalb denuncirt worden, durch die bischöfliche Behörde vom Pfarramt entfernt und in's Kloster für Zeitlebens relegirt worden ist. — Nun hat er Alles überstanden. Freud' und Leid sind zu Ende. *Requiescat in pace, quam in hoc mundo invenire non potuit.*

In einem der Zimmer, welche ich als Küchen- und Kellermeister bezogen habe, hängt unter mehreren grossen Bildern, die mit vieler Sorgfalt gemalte Darstellungen aus dem Leben heiliger Benedictiner enthalten, auch Eines, das sich durch sein die Sinnlichkeit ansprechendes Thema vor

Allen auszeichnet. Der an Halsweh leidende heilige Mönch kniet in lebensgrosser Figur vor seinem Bette, die Augen in die Wolken gerichtet, die Arme weit ausgebreitet. Auf den Wolken sitzt, ebenfalls in lebensgrosser Figur, die Jungfrau im Arme das Kind. Beide mit künstlerischer Vollendung gemalt. Die Madonna könnte nicht schöner, reizender dargestellt sein. Sie hat ihre Brust enthüllt wie um das Kind zu säugen, drückt dieselbe aber so, dass der Milchstrahl im weiten Bogen in den offenen Mund des betenden Mönchs herabfällt, um ihn von seinem Halsleiden zu heilen. Das Kindlein sieht lachend und sich freuend herab.

In dem kleinen Speisesaale dagegen, welcher an meine Zimmer stösst und dazu bestimmt ist, Gäste, die man weder im Refectorium, wie z. B. Damen, noch in der Prälatur bewirthen kann oder will, aufzunehmen, ist der ganze Plafond in kleineren durch Gipsverzierungen eingefassten Feldern mit buntfarbigen Darstellungen aus der griechischen Göttergeschichte geschmückt. Die Figuren sind sehr naturgemäss, sehr nackt und ihre Gruppirung ist oft frivoler und unanständiger als der Zeitgeschmack der Gegenwart erlauben dürfte.

Im grossen Speisesaal hat sich Paul Troger durch eine über den ganzen etwas gewölbten Plafond erstreckende, einheitliche Darstellung des Sonnengottes in seiner allwaltenden Wirksamkeit und Herrlichkeit, gefolgt von den mannigfaltigsten Gestalten der Anmuth und Schönheit, verewigt. Daneben sind ebenfalls *al fresco* zugleich üppige Bilder der vier Jahreszeiten angebracht. Manche Scenen sehen so reizend, die Sinne fesselnd und aufregend, so weltlich und wollüstig aus, dass ich glauben möchte, dieser Künstler habe sich mit den geistlichen Herren, für die er malte, einen argen Scherz erlaubt, wenn sich nicht auch noch viele ähn-

liche Gemälde anderer Meister da und dort im Kloster zerstreut vorfänden.

Da frage ich mich nun: Hat das Mönchthum der alten Zeiten in der Aufstellung solcher Bilder etwa einen Ersatz für die auferlegten Entbehrungen finden wollen, oder war es so fromm, dass ihm nach dem Sprüchworte: „Dem Reinen ist Alles rein“ — solche Darstellungen keine illusorische Lüsternheit bereiten konnten?

Nicht bloss Bilder, auch Wort und Schrift der vielgelesenen Legenden beweisen, dass die Phantasie der Geistlichkeit in älteren Zeiten entweder sehr oder gar nicht lebendig gewesen sein muss. Die heiligen Mönche verlieben sich da ausdrücklich in die heilige Jungfrau, die Nonnen in den Heiland und das führt zu den überschwenglichsten Redensarten und Betheuerungen in Gebeten und Betrachtungen. Unzählige Male ist in unsern Brevierlegenden von Zusammenkünften eines heiligen Mönchs mit der Madonna und einer heiligen Nonne mit dem Herrn die Rede. Wer da glauben könnte, dass das Uebertreibungen sind, der nehme die betreffenden Schriften, wie z. B. die Entzückungen der heiligen Theresia zur Hand und lese. Es giebt in der Klosterbibliothek kaum etwas Piquanteres als die Darstellungen geistiger Wollust, welche diese heilige Dame niedergeschrieben hat, von dem Grundsatze ausgehend, „nur der Dämon, der nicht liebe, sei ein Unglücklicher und die Hölle jener Ort, wo man nicht liebe und geliebt werde.“ — Darum hat ihr auch der göttliche Bräutigam die Hand mit den Worten gereicht: „Nun bin ich ganz Dein und Du bist ganz mein!“ Ein Engel durchbohrt ihr Herz mit einem goldenen Pfeil und sie offenbart nach ihrem Tode, dass sie nicht an Krankheit, sondern an Inbrunst der Liebe gestorben sei.

Uebrigens habe ich nicht Gelegenheit gehabt zu bemerken, dass Einer oder der Andere meiner hochwürdigen Com-

militonen ein absonderliches Behagen an derlei Bildern und Beschreibungen geäussert hätte. Entweder geht es ihnen so wie den Negern und Indianern mit Nuditäten, die nicht mehr reizen, weil sie ihnen immer vor Augen sind; oder man findet für Illusionen und Phantasien einen realen Ersatz; oder endlich man ist wirklich gefeit und gestählt gegen alle Sinnenreize. Mir will nichts von alle dem gelingen.

Die vielen Festtage bringen meine Köchin nicht in die mindeste Verlegenheit. Sie scheint ein paar hundert Recepte verschiedener Fastensuppen und Mehlspeisen im Kopfe zu haben und bringt demgemäss in die wöchentliche Speisekarte eine ganz hübsche Abwechslung. Dagegen machen ihr die Fleischtage viel mehr Pein. Täglich zweimal frischen Braten zu bringen und nicht oft hintereinander mit derselben Fleischgattung zu kommen, erklärt sie für eine unüberwindliche Schwierigkeit.

Uebrigens sind die Fasttage in der Regel viel theurer als die Fleischtage. Das viele Fett, die Menge Eier und namentlich die kostbaren Fische, die da verbraucht werden, machen die Rechnung oft so gross, dass wohl nicht viele katholische Laien im Fasten mit uns Geistlichen gleichen Schritt halten können. Arme Leute natürlich schon gar nicht; Ihre Armuth ist aber eben auch keine Klosterarmuth.

Es ist wohl auch nöthig, dass ich Ihnen, geehrter Freund! etwas über die Sporteln mittheile, die mir mein neues Doppelamt einbringt. Sie sind dem Anscheine nach nicht bedeutend, werden sich aber doch — wie man mich

versichert — das ganze Jahr hindurch zu einem hübschen Sümmchen gestalten.

Dem Küchenmeister gehören die sämmtlichen Felle von verspeisten Kälbern und Schafen, die Häute von Ochsen und Kühen, welche für die Küche geschlachtet, die Decken von Rehen und Hirschen, welche von den Gütern eingeliefert werden, eine Unzahl von Hasenbälgen u. s. w. Dieselben werden von meinen Leuten gesammelt, getrocknet und dann von mir in Partien an hausirende Juden verkauft. Es existirt schon seit langer Zeit der sogenannte „Stiftsjude" als ehrliche und gute Kaufkundschaft des Küchenamtes; ein possirlicher alter Mann, der, wenn er kommt, immer die Taschen voll lustiger Anekdoten, mährischer Witze und kleiner Geschenke für die Dienstleute mitbringt. Er bezahlt immer die Preise, die man verlangt, ohne zu handeln. Dadurch zeichnet er sich vortheilhaft vor dem „Wolljuden" aus, der noch nebenbei, dass er um jeden Groschen schachert, nach Möglichkeit zu betrügen sucht.

Dem Kellermeister gehört der Tropfwein, d. h. aller Wein, der durch das Umfüllen in andere Fässer und durch Kellerarbeiten verschiedener Art vom edlen Getränke sich absondert, absteht, übrig bleibt, abtropft u. s. w. Derselbe wird in ein besonderes Fässchen zusammengegossen und an Essigsieder verkauft. Auch das sogenannte „Lager" oder der Bodensatz des Weines kommt dem Kellermeister zugute und wird an Spiritusfabriken geliefert.

Das sind „regelmässige", „ordentliche" Sporteln; daneben giebt's unregelmässige, ausserordentliche. Davon schweigt aber die Geschichte.

Man möchte leicht in Versuchung gerathen zu glauben, dass bei uns Mönchen derselbe Effect unmöglich sei, welchen wir durch unsere Art Erscheinung — sei es nun absichtlich oder planlos — bei Andern hervorbringen; ich meine das fromm angestrichene Benehmen, die Ruhe, Milde und Sanftmuth in Mienen und Geberden, die zur Schau getragene Demuth, der Schein gänzlicher Hingebung an die allerhöchsten Interessen der Seelen, das schmiegsame, glatte, elastisch-nachgiebige Wesen gegen alle weltliche oder geistliche Macht- und Rechthaberei u. s. w. — Alles das kleidet den Geistlichen wunderschön, wenn es auch unächt oder unwahr ist — und ein Jeder von uns muss es sehr wohl wissen, wie gut es ihm steht und welche Erfolge sich damit erzielen lassen. Ein Jeder muss aber auch wissen, dass gerade in diesem Fache die grössten, leichtesten und bequemsten Täuschungen möglich sind und dennoch — klebt fast ein Jeder aus uns selber an demselben Leim, sobald ihn Jemand damit fangen will. Wie wäre es sonst möglich, dass ein junger Mann, der das Mönchsgewand angethan, durch sein kriecherisches, demüthiges und stilles Wesen die Obern sowohl wie fast alle übrigen geistlichen Herren so zu täuschen im Stande gewesen ist, dass ihnen nichts ferner lag als der Gedanke, er könnte eine Maske vor haben, und dass sie alle mit einander von den Regeln der Physiognomik ganz und gar absahen. Wie könnte es sonst möglich sein, dass ein so verschmitzter und bösartiger Mensch, als welcher sich jetzt der P. Leonardus entpuppt hat, einst Aufnahme gefunden und die Gunst, ja sogar Protection der Einflussreichen im Kloster erworben hat, so dass man diese Acquisition seiner Zeit nicht genug zu rühmen wusste. Er hat also mit denselben Netzen, mit welchen die hochwürdigen Herren die Menschheit zu fangen pflegen, sie selber auch abgefasst, und es ist wieder

einmal wahr geworden, was einst der Heiland sagte: „Mit dem Maasse wird man euch wieder einmessen, mit welchem ihr ausgemessen habt.“ —

Man spricht sehr oft, sowohl in geistlichen als weltlichen Kreisen davon, dass sich ein tief verschuldeter Staat leicht zu Gelde verhelfen könnte, wenn er alle die reichen Stifter und Klöster seines Bereichs aufheben und deren Vermögen einziehen würde. Im gewöhnlichen Discurs hört sich das ganz gut und leicht an und wenn man auch noch die Ziffern des Einkommens einiger bedeutenden geistlichen Herrschaften nennen kann: so erscheint der Vortheil, welcher in solchem Falle der Staatskasse zufiele, ausser allem Zweifel und kolossal. Ruhig, mit kaltem Blute betrachtet stellt sich indessen die Sache nicht so ganz unzweifelhaft heraus.

Ich bin nun so viele Jahre Klostergeistlicher, bewege mich jetzt vielfach in Geschäften des Hauses und sammle allerhand Erfahrungen: so dass ich mir in dieser Sache ein reiferes Urtheil wohl erlauben darf als manch ein anderer Geistliche, geschweige denn ein Laie. Ich sage aber:

Die Aufhebung der Klöster und Stifter würde sich gar nicht so leicht machen als man denkt und ob sich unser Staat damit zu vielem Gelde verhelfen würde, ist auch noch eine Frage. Vorläufig hat er es noch nicht einmal nöthig. Metternich weiss gut zu wirthschaften und wenn auch die Staatsschulden ziemlich gross sein mögen — gross, wie sie sich eben für unsereinen, der eine Sache nur von unten herauf ansehen kann, gross ausnehmen —: so scheinen sie ihn doch nicht zu drücken. Jedenfalls hat es in Oesterreich schon viel schlimmere Zeiten gegeben, wie z. B. in der Na-

poleonischen Periode, wo die Geldnoth bedeutend grösser war, wo sich der Staat der verzweifeltesten Mittel bedienen musste, die es nur geben kann, ich meine die Zeiten der sogenannten Finanzpatente. Und selbst damals hat man nicht an die Klostergüter Hand angelegt. Die schlimme Zeit ist aber vorüber und gegenwärtig leidet der Staat, soviel uns das Soloministerium Metternich's merken lässt, keine Noth.

Das ist Eines.

Das Andere betrifft die Schwierigkeit, dem Staate geistliches Geld zu verschaffen, ohne den gesammten Clerus und seinen ganzen Anhang — zunächst den weiblichen und durch diesen den männlichen — gegen sich in Bewegung zu setzen. Man versucht nicht gerne so etwas.

Wenn man übrigens die Geschichte der früheren Klosteraufhebungen nach einzelnen wirklich stattgehabten Vorgängen beurtheilen kann, wie es z. B. P. Cölestin seiner Zeit gethan hat, er, der einst selbst dabei (in Baiern) eine grosse Rolle gespielt zu haben scheint: so kommt man zu einigen sehr ernsten und wichtigen Bedenklichkeiten.

Erstlich würde die Staatsregierung, wenn sie die Stifts- und Klostergüter einzöge, nicht so ohne Weiteres jene grossen, runden Summen auch wirklich erhalten, die man zu nennen pflegt, wenn von Einkünften der geistlichen Herren die Rede ist. Jedes Stift und Kloster hat ausserdem auch seine Schulden, seine Lasten, seine Verpflichtungen, die oft so bedeutend sind, dass sie die Summe des Einkommens ziemlich decken.

Dann haben viele Beispiele der Vergangenheit gezeigt, dass in dem Falle, wo die Geistlichkeit auf eine derartige Massregel nur ein klein wenig vorbereitet war, sich in der Bilanz kein *plus*, sondern noch ein *minus* herausgestellt hat. Und ganz unvorbereitet wird man die Geistlichkeit nie finden.

Es würde nicht viel helfen, wenn die Aufhebung eines reichen Stiftes und die Einziehung seiner Besitzungen mit

Einem Schlage gleichsam über Nacht decretirt würde: die Ausführung eines solchen Decrets kann nicht über Nacht, auch nicht über dreissig und mehrere Nächte geschehen.

Es würde dann jedenfalls auch vorkommen, dass im Stifts-Inventar so Manches, dies und das, vorhanden wäre, was man nirgendwo auffinden kann. „Wo nichts ist — dürfte es dann heissen — hat der Kaiser Franzl auch“ u. s. w.

Der Werth des kirchlichen Grundeigenthums in Oesterreich wird gewöhnlich auf vierhundert Millionen taxirt, Niemand aber ist da, der für die Richtigkeit dieser Ziffern einstehen könnte. Ebenso ungewiss mag es mit jener Liste der Einkünfte einzelner Stifter sein, die mir vorliegt, Ich habe dieselbe zwar vom Prälaten selber erhalten, will aber doch nicht mehr behaupten, als dass sie nur annähernd genau sein könne. Ihr gemäss würden die jährlichen Einkünfte in runder Summe betragen:

im Stift Admont:	50,000	Gulden,
Schlögel:	53,000	„
der Kreuzherren in Prag:	54,000	„
in Göttweig:	72,000	„
S. Peter in Salzburg:	85,000	„
Osseg:	88,000	„
Seitenstetten:	90,000	„
S. Florian:	95,000	„
der Schotten in Wien:	190,000	„
in Kremsmünster:	191,000	„
Töpl:	200,000	„

Freilich ganz niedliche Summen, aber erst haben und ohne Weiteres wegnehmen können!

Auf einem der grössern Güter, das im sogenannten „Weinlande“ liegt, hat das Stift als Dominium ein eigenthümliches, nur noch selten irgendwo vorkommendes Recht zu bewahren gewusst, das, an sich zwar unbedeutend, denen aber, an welchen es ausgeübt wird, unbegreiflicher Weise höchst empfindlich und ärgerlich erscheint. Bevor nämlich die allgemeine Weinlese, deren Zeitpunkt ortsobrigkeitlich festgestellt wird, beginnt, erscheint aus dem Stifte Einer der Herren als Bevollmächtigter des Dominiums in jedem einzelnen Weinberg-Viertel, um mit seinem Winzermesser drei beliebige Trauben abzuschneiden und in die Butte des ihn begleitenden Knechtes zu legen.

Das ist das sogenannte „Herrenrecht.“ Keiner weiss wie es entstanden ist. Wahrscheinlich haben die unterthänigen Vorfahren aus Gutmüthigkeit je drei Trauben für die Tafel der geistlichen Väter zugestanden und daraus ist mit der Zeit eine Verpflichtung geworden.

Das Recht wird jetzt aber mit grosser Strenge ausgeübt und darf ein Hauer vorher sein Eigenthum nicht betreten, die Lese nicht beginnen.

Es ist nicht zu sagen, mit welcher Bitterkeit die Hauer und deren Weiber diese geistliche Execution ansehen und wie sie aus der Ferne schreien und schimpfen, wenn der geistliche Herr sich nicht begnügt, gleich am Rande des betreffenden Viertels seine Trauben auszuwählen, sondern wenn er tiefer in den Weingarten schreitet, um sich da oder dort etwa ein Prachtexemplar zu holen.

Der ganze Ertrag, der aus der Erfüllung dieses Rechtsanspruches dem Stifte erwächst, beläuft sich auf einige Butten voll Trauben und hat im Grunde um so weniger zu sagen, als das Stift nicht nur selber Weinberge, sondern auch die bei weitem vorzüglichsten besitzt, des reichen Zehents gar nicht zu gedenken.

Ich hatte in diesem Herbste als P. Kellermeister der Weinlese beigewohnt und das Herrenrecht ausgeübt. Wenn es in meinem freien Willen gestanden, hätte ich den Leuten dasselbe erlassen. Ich musste aber sogar in das Innere der Weingärten eintreten, um nur dem Stifte nichts von seinem Rechte zu vergeben.

Bei Gelegenheit der diesjährigen Weinlese, die ausserordentlich gut und so reich ausgefallen ist, dass es den Hauern wieder einmal wie im Jahre 34 an Gebinden fehlt, um allen Most unterzubringen, erfuhr ich folgende Begebenheit, die sich kurz vorher in der Nachbarschaft unserer Herrschaft zugetragen hat.

In einem der reichen Dörfer war acht Tage vor der Lese „Kiritag". Da soll auf dem Tanzplatz ein junger, stark betrunkener Hauer ausgerufen haben: „Mohner, heuer muss i' holt meinen Kühen Most z' saufen geb'n, er wird sonst z'viel."— Ein Anderer besprengte im Uebermuth den ganzen Tanzboden mit Wein: „weil's ja von dem Zeug g'nue geben wird." — Ein Dritter soll erklärt haben, er wolle den ganzen Most, für welchen er keine Fässer habe, in die Pferdeschwemme auslassen, da sei ohnehin z'wenig Wasser. — Die Leute lachten über derartige plumpe Witze. In selber Nacht aber gab es ein fürchterliches Gewitter mit Hagelschlag und Wolkenbruch. Alle Weinberge des Landstriches, über welchen das unheilvolle Wetter hinzog, wurden verwüstet. Die Leute hatten nichts mehr zu lesen. Nun wissen sie Alle „ganz g'wiss und g'nau, dass das die Strafe Gottes für so 'ne übermüthige Rederei der Hauer is." —

So geht es immer diesem guten, dummgläubischen Volke.

In guten Tagen denkt es wenig oder gar nicht an Gott, im Unglück aber wird ihm alles Mögliche zugeschrieben.

Schon wieder ein kleiner Scandal im heiligen Hause. Die Sünde des Paradieses bleibt nun einmal die ewige Erbsünde der Welt und der Menschheit, mag man hinsehen oder hinhören, wohin immer man will. Da ist, denke ich, kaum ein Mensch, er müsste denn gerade gebrechlich oder sehr krank sein, der dem Naturtriebe auf die Dauer widerstreben könnte.

Gerade in diesem Punkte aus irdischen Geschöpfen Engel oder Heilige schaffen zu wollen, ist, meine ich, der unglücklichste aller Zwecke, die sich die Stifter des Klosterwesens haben vorsetzen können. Jeder andere wird mehr oder weniger erreicht, lässt sich mindestens unter günstigen Verhältnissen erreichen; jener Eine aber gewiss niemals.

Die Gutschmeckerei der hochwürdigen Herren ist für einen P. Küchenmeister die grösste der Amts-Plagen. Der Gaumen wird mit der wachsenden Befriedigung immer empfindlicher, verwöhnter, anspruchsvoller. Zu dem Allem kommt noch das durch Einbildung geheiligte Gesetz, eine und dieselbe Art des Gerichts nicht bald wieder aufzutischen, eine Aufgabe, die sich bei der täglich grossen Zahl nothwendiger Speisen leichter aussprechen als vollführen lässt.

Die Noth führt die Köchin und den P. Küchenmeister

auf allerhand Finessen und Täuschungen, um dem Gaumen der gefrässigen Herrschaften eine erwünschte Abwechslung zu verschaffen. So z. B. werden manchmal zahme Enten und Gänse nicht in gewöhnlicher Weise geschlachtet, sondern erschossen, damit sie dann nach entsprechender Zubereitung als Wildgeflügel passiren können. Gewöhnliches Schweinefleisch wird mit glühendem Eisen angesengt, damit es den brandlichen Beigeschmack von Schwarzwild erhalte. Wenn Rothwild für eine grosse Tafel nicht ausreicht, muss sich die Kunst mit andern vorräthigen Fleischgattungen aushelfen und dieselben andern ähnlich herrichten.

Ebenso treibt man mit Wein allerhand Hocuspocus. An besonderen Tagen soll den Herren auch was ganz Besonderes aufgesetzt werden. Hat der P. Kellermeister nicht immer gleich was Appartes zur Hand, so muss er sich zur Kunstfabrikation wenden. Die einzige Vorsicht bei einer Mischung heterogener Weinsorten ist die, dass dieselbe nicht zu früh, sondern womöglich unmittelbar vor dem Verbrauch geschehe, und dass das *mixtum compositum* eine schöne, klare Farbe erhalte. Dazu eignen sich nun besonders die schweren Ungarweine, aber eben nur immer für den augenblicklichen Verbrauch.

Ist so eine Mischung gelungen, so giebt der P. Kellermeister derselben irgend einen passenden oder unpassenden Namen und tischt dann die Lüge mit der unschuldigsten Miene auf. Sein Geheimniss darf er in keiner Weise verrathen. Das Getränke pflegt den hochwürdigen Herren zu Kopfe zu steigen und das ist gut. Begeisterung ist die Seele aller grossen Festivitäten.

Wie gar so weltlich es manchmal in einem geistlichen Hause hergehen kann, musste ich an meinem letzten Namenstage ganz von Neuem erfahren. Zwar ist diese Art Erfahrung nicht selten und nicht überraschend mehr, aber Gott Bachus sorgt für Abwechslung, so dass ich heute wohl sagen muss, derartiges sei mir doch noch nicht vorgekommen.

Nach dem Hausgebrauche giebt derjenige, dessen Namenstag ist, den Andern irgend etwas zum besten. Wenn er nicht Prälat, Prior oder einer der Officialen ist, begnügt er sich damit beim Mittagstisch einen sogenannten Extrawein zu spendiren. Derselbe wird dann in grossen Massflaschen, je Eine zwischen zwei Personen, auf die Tafel gesetzt und man bleibt so lange beisammen, bis die Gottesgabe vertilgt ist. Würde man etwas davon stehen lassen, so wäre es einer Kränkung oder Beleidigung des Bestgebers gleich zu achten. Derlei pflegt daher nicht vorzukommen. Der betreffende Wein muss, wie sich von selbst versteht, auch extra gut und geeignet sein, die Harmonie und Heiterkeit der Gesellschaft zu befördern.

Dem P. Prior liegt ob, seinen Namenstag mit einer grösseren Tafel zu feiern, freilich auf Regimentsunkosten. Des Prälaten Namenstag gehört zu den ersten Tafelfesten des ganzen Jahres.

Ich als Küchenmeister musste an meinem Namenstage nach uraltem Hausbrauch ausser Extrawein des Mittags irgend ein besonderes Gericht auftischen und Abends nach dem Essen, wenn der Prälat und die Novizen schlafen gegangen sind, Punsch, Glühwein oder sonst etwas Appartes nachliefern. Diesmal hatte ich auf Antrag Spiridions, des Hofmeisters, einen Crambambuli spendirt. Das Getränk wurde vor Aller Augen auf der Conventtafel zubereitet und gab Stoff zu allerhand lustigen Bemerkungen. Es gelang vortrefflich und mundete Allen ganz ausgezeichnet. Namentlich genoss Spiridion des Guten viel.

Dieser sonst gutmüthige, biedere und joviale Mann schlägt immer, wenn er zu viel getrunken hat, in's Gegentheil um, wird bösartig, zänkisch und händelsüchtig. Er weiss es und da er aufregende Getränke liebt, pflegt er darin immer nur des Abends in seiner Wohnung vor dem Schlafengehen ein Uebriges zu thun, um dann Niemandem zur Last zu sein. Da aber an meinem Namenstage hat er diese Vorsicht nicht gebraucht und sich mit dem lieblichen Trank berauscht. Seine Tobsucht fing dann damit an, dass er die etwas lebhaften Gespräche der Anderen mit sonorer, starker Stimme häufig unterbrach und immer den Refrain hinzufügte: „Das geht halt aber Keinen was an."

Die älteren Herren, die diese Anzeichen des nahenden Sturmes schon kannten, entfernten sich bald still Einer um den Andern. Ich wäre gerne gefolgt, aber als Bestgeber durfte ich nicht. Als Spiridion merkte, dass Einige aus der Gesellschaft fortgegangen waren, erhob er seine mächtige Stimme und erklärte, er erlaube Keinem mehr, sich fortzustehlen.

Das gemeinsame Gespräch drehte sich dann um allerhand bald heitere, bald ernste Angelegenheiten, bis es auch auf die Revenuen des Stiftes kam.

„Möcht' doch 'mal wissen — sagte Einer — wie hoch so ein Stiftskopf, Alles in Allem gerechnet, jährlich zu stehen kommt."

„Das kümmert mich wieder gar nix" — erwiederte ein Anderer.

„Geht auch Keinen was an" — fügte Spiridion kategorisch hinzu.

„Fragen S' den P. Amtsverwalter, der muss es ja ganz g'nau wissen."

„Das weiss ich gar nicht" — erwiederte dieser.

„Na, i glaub, 's wär' d' Rechnung net schwer; Summa

der jährlichen Kosten und Zahl der Conventualen mit'n ander dividirt und" —

„Es wäre falsch gerechnet. Hochwürden dürfen nicht bloss an das denken, was bei uns gegessen und getrunken wird, oder was Kleidung, Wohnung, Heizung, Bedienung u. s. w. kosten. Es muss das Gesammtwesen in Betracht kommen." —

„— und das geht Keinen was an" — intercidirte wieder Spiridion.

„Einzelne Ausgabeposten sind freilich leicht und genau nachzuweisen, manch andere aber schwer oder gar nicht. Die Lasten und Abgaben z. B., die Verpflichtungen, die auf dem Stifte liegen, dürfen nicht vergessen werden. Sie sind leicht zu summiren. Schwerer geht es aber schon mit der genauern Berechnung des gesammten Aufwandes, den die Stiftspatronate, unsere Pfarreien und Schulen erfordern. Noch schwerer ist zu ermitteln und darf auf jeden Einzelnen aus uns gar nicht repartirt werden, wie hoch das zu stehen kommt, was schicklicher Weise für die äussere Würde des Prälaten oder für das öffentliche Ansehen des Hauses nöthig ist. Wollten Hochwürden derlei Summen mit der Anzahl der geistlichen Herren in Proportion setzen, dann müsste offenbar was ganz Falsches herauskommen."

„Ja, und hernach weiss m'r gar nit, wie viel bei der Verwaltung auf d' Seit' geht" — versetzte spitz lachend Einer, der witzig sein wollte. Da aber erhob sich Spiridion und rief mit schwerer Zunge:

„Ueber meinen Prälaten lass ich nicht reden und über die Wirthschaft auch nicht und wer darüber was sagt, dem schlage ich mit dieser Flasche den Kopf ein." Dabei ergriff er die vor ihm stehende leere Massflasche am Halse und glotze mich, der ich ihm gerade über sass, an, obgleich ich gar nicht mitgesprochen hatte. Mir wurde die Sache nun doch etwas sehr unangenehm und ich erhob mich flink, um fort-

zugehen, doch hatte ich kaum zwei Schritte gethan, als ich auch schon einen Schlag im Rücken fühlte. Der Trunkene hat mir die Flasche nachgeworfen, die abprallte und klirrend auf den Boden fiel.

Während ich nun meine Schritte verdoppelte, standen auch die Andern auf und drängten sich in wilder Flucht aus dem Refectorium. Das war es aber, was den Erzürnten noch mehr in Wuth versetzte. Er ergriff einen Stuhl und jagte, soviel seine Kräfte es zuliessen, den Flüchtigen nach, ohne Einen zu erreichen. Lange Zeit polterte und schrie er, den Kreuzgang auf und ab ziehend und mit seinem Stuhl an die Thüren pochend, herum. Niemand störte ihn in seinem Vergnügen. Jeder hatte sich geborgen und verhielt sich still.

Als er endlich ausgetobt hatte, stolperte er hinab und zur Pforte hinaus, die schon weit offen stand. Der Pförtner war auf der Lauer, um die Thüre hinter dem Wütherich sofort abzuschliessen.

So endete die Glorie meines diesmaligen Namenstages mit einem ganz ordinären Scandal, wie man ihn hier wenigstens nicht erwarten sollte. Am andern Tage kam Spiridion nicht zu Tische. Er war — so hiess es — krank.

Nun ist mein guter, alter Prior auch zur ewigen Ruhe eingegangen. Er hat einen sanften schmerzlosen Tod gehabt. Als er seinen letzten Athemzug that, waren eben der Prälat und ich allein bei ihm. Der gute Abt drückte dem Entseelten mit stiller Rührung die Augen zu; er hatte ihn auch sehr lieb gehabt.

Wie gross sehen mich diese Leute an, wenn mir bei jeder Gelegenheit, wo vom Tode meines guten, alten Priors die Rede ist, die vollen Thränen in die Augen treten!

Wenn ich je eine andächtige Seelenmesse gelesen habe, so war es die heutige für meinen Prior. Da traten alle dogmatischen Scrupel in den Hintergrund und es beherrschte mich nur der eine Wunsch, dass es doch mit der christlichen Verheissung seine volle Richtigkeit hätte und ich meinen guten Alten im Jenseits wiederfinden könnte! —

Aus dem Nachlasse meines mir stets unvergesslich bleibenden Priors habe ich durch das Loos eine sehr schöne alterthümliche Stutzuhr erhalten. Sie soll mich auch mit ihrem silberhellen Glockenschlag immer an den guten Mann erinnern, den einzigen, von dem ich mit Ueberzeugung sagen und behaupten darf, dass er im Kloster und noch dazu als Prior lebend seinem innersten Wesen nach nicht unglücklich, nicht missvergnügt, nicht mit sich zerfallen, ja nicht einmal unzufrieden gewesen. Ihn quälten nur ab und zu seine hochwürdigen Mitbrüder und immer desto mehr, je gütiger er gegen sie war. Im Uebrigen hatte er Gottes heiligen Frieden. — Wer auch, wie er gewesen ist, sein könnte! Das ist ein besonderes, seltenes Geschenk des Himmels.

Der Prälat ist in grosser Verlegenheit, wen er sich zum Prior auswählen soll. Nicht ein Jeder passt zu diesem

schweren, verdrussreichen Amte und nicht Jeder passt auch wieder dem Prälaten. Von jüngeren Leuten kann und darf es keiner sein; das bringt schon die eigenthümliche Stellung eines Priors als Stellvertreters des Abtes und zugleich als Stiftspfarrers mit sich. Die älteren Herren dagegen, wenn sie einigermassen tüchtig sind, haben schon ihre guten Posten, die sie gar nicht gerne verlassen. Zudem haben gerade die verdienstvollsten Capitularen gewöhnlich eine grosse Aversion gegen die Annahme dieser Würde. Commandiren kann der Prälat hierzu keinen. Zu jedem andern Officium ist der Einzelne nach Aufforderung seitens des Abtes auf wenigstens drei Jahre zu nöthigen, zum Priorat nicht.

In welchem Rufe diese Würde steht, und wie reiche Gelegenheit ein Prior habe, sich unpopulär oder gar verhasst zu machen, beweist das althergebrachte Sprichwort: „*Semel Prior, nunquam Abbas!*" —

Es ist doch eigenthümlich, dass die schlimmsten Nachrichten von Excessen der Geistlichkeit aus der bigottesten aller österreichischen Provinzen, aus Tirol kommen. Bei uns hier taucht zwar auch ab und zu, aber verhältnissmässig doch nur selten das Verbrechen der Päderastie, der Fruchtabtreibung, der unerlaubten Ehe und anderer schlimmen Zugaben des Cölibats auf: aber doch nie gemeiner Diebstahl, Beseitigung von Kindern oder Giftmischerei, wie man erst jüngst mehrere derartige Fälle aus Tirol sogar durch öffentliche Blätter und Zeitschriften erfahren hat.

Ich vermag das gar nicht zu begreifen. Es können sich Menschen oft gewaltig verirren, das weiss man, und Geistliche werden trotz aller heiligen Weihen nicht in Engel umgeschaffen: doch müsste nach meiner Meinung Ansehen und

Würde wenigstens eine mächtige Schutzwehr gegen die Versuchung zu Criminalverbrechen sein. Welche entsetzlichen Umstände mögen da zusammenkommen, um einen Priester in die Reihe der verworfensten Schuldigen hinabzudrängen!

Ist etwa die grosse Gläubigkeit des Tiroler Volkes mit Schuld an dieser traurigen Erscheinung, indem sie den geistlichen Stand übermüthig macht? — Oder stehen die Leute, die wie auch hier meist aus dem niedern Volke zum Priesterthum rekrutirt werden, auf einer noch tieferen Bildungsstufe als bei uns? — Sind die Leutchen noch obendrein nicht talentvoll genug, ihre Unthaten vor der Oeffentlichkeit zu verdecken, wie es anderswo geschieht? — Wie reimen sich überhaupt solche Trauergeschichten mit der weltbekannten Biederkeit der Tiroler zusammen? —

Ach es ist doch was gar Erbärmliches um die menschliche Natur! Wer möchte da sich ihrer freuen und zufrieden bleiben können!

Ich kann mich halt nun einmal in die Grundsätze nicht hineinleben, denen die Andern folgen. Ihre Devise, mögen sie nun verschmitzt, verständig, albern oder ohne alle Ueberlegung sein, ist immer nur in dem Satze ausgedrückt: *Ut nobis semper bene sit in diebus nostris!* — Sie ist nicht die meine und wird es nie sein.

Es ist ein eigenes Ding um die menschliche Eitelkeit; sie erträgt, um sich selber zu genügen, die grössten Lasten und Beschwerden mit Leichtigkeit. Was ist z. B. das Leben eines Prälaten qualvoll und verdrussreich! Wie wenig be-

neidenswerth ist seine Würde! Und dennoch, wie leicht trägt sie, der sie hat! Wie gerne möchte sie ein Jeder erstreben, wenn es sein könnte! Wie trägt Einer um den Andern dazu bei, den, welchen das vermeintliche Glück auf den hohen Sorgenstuhl gesetzt hat, wieder herunter zu ziehen!

Wenn ich es genau erwäge, was so ein Abt, so ein Regent einer Anzahl meist abgeriebener und durchtriebener Eigensinne, für ein Leben führt, so fällt es mir nicht ein, seine Stellung, wie hochansehnlich sie immerhin sein mag, im geringsten zu beneiden. Im Grunde genommen kann er sich doch auch nur satt essen wie jeder Andere und was den sogenannten Lebensgenuss, die Lebensfreuden betrifft, steht er dem Geringsten seiner Untergebenen weit nach.

Wenn sich für den einzelnen Geistlichen dies und das nicht schickt, wenn die Gesetze manch eine Schranke des Lebensgenusses aufrichten: so ist das Alles für einen Prälaten in mehr als dreifachem Maasse der Fall. Er darf nie so viel wagen, wie seine Untergebenen, die oft mit Leichtigkeit und ungestraft sich über die Barrieren von Schicklichkeit und Verbot hinüberschwingen, um von der süssen Frucht des Unrechts zu naschen. Thäte er das auch, so wäre seine Schuld und Strafe siebenmal grösser als die der Andern. Dagegen hat er alle Tage irgend einen Verdruss, irgend einen Aerger, eine Kränkung, Beleidigung hinzunehmen. Beständig ist er für so manchen Thunichtgut einer zwar kleinen aber desto mehr räudigen Heerde verantwortlich. Auf ihm reitet der Bischof, die Regierung, das Consistorium, das Kreisamt, der Dechant und schliesslich die ganze übrige Welt um all deswillen, was geschieht und nicht geschieht. Was so ein nichtsnutziger Bruder, der wie man sagt mit allen Salben geschmiert ist, thut oder unterlässt, muss am Ende der Abt ausbaden. Und nun wird er noch obendrein angefeindet, verläumdet, belogen, betrogen, wie kein Anderer. Sein täg-

liches Mühen und Sorgen muss sein, sich gegen die Cabalen und Ränke seiner lieben Brüder zu wehren. Hätte er nicht einige treue Anhänger, könnte er den Kampf gar nicht aushalten. Und doch ist er in seiner Art glücklich und zufrieden. Die liebe Eitelkeit versüsst Alles.

Alljährlich gegen Ende des Faschings, so recht unmittelbar vor der sogenannten vierzigtägigen Fastenzeit, erscheint wie in der ganzen Diözese so auch in unserem Kloster ein bischöflicher Hirtenbrief, „das Fastenmandat“, um der Geistlichkeit und besonders deren Vorstehern das entsprechende Verhalten während der heiligen Zeit ans Herz zu legen. Ich habe mich sonst nicht um dessen Inhalt bekümmert und ihm, wenn das Actenstück im Convent vorgelesen wurde, dieselbe Aufmerksamkeit zugewendet, welche andere Mitbrüder dabei an den Tag zu legen pflegten, d. h. keine. Jetzt aber, da ich Küchen- und Kellermeister bin, geht das Schreiben mich zunächst an, denn meine Leute müssen darnach instruirt werden. Darum auch wird mir der betreffende Brief, nachdem ich ihn habe vorlesen hören, noch besonders zugeschickt, „damit ich ihn genauer studiren kann.“ —

Sein Inhalt ist nicht so strenger Natur, wie man aus alten Zeiten her zu glauben veranlasst sein möchte. Das alte Gebot des Abbruchs ist gemildert. Vom unerlaubten Gebrauche der Butter, Milch, Eier und des Käses ist keine Rede. Nur das Verbot des mehr als einmaligen täglichen Sattessens, sowie des Fleisches und Fettes warmblütiger Thiergattungen ist aufrecht erhalten.

Dem wohlhabenden Gläubigen, d. h. dem, welcher überflüssige Mittel hat, andere gute Werke zu üben, wenn die

Enthaltsamkeit von Fleischnahrung oder ein gesegneterer Appetit seiner körperlichen Schwäche, Kränklichkeit u. dgl. nicht bekommen sollte, gestattet das betreffende Mandat gewisse Erleichterungen unter der Bedingung, wohlthätig zu sein und zu beten.

Den ärmeren Theil der Gemeinde weiset der Brief auf Vater unser, Beichte und Communion als auf Surrogate der Abstinenz an, im Falle wirkliche Krankheit das Fasten verbietet. Noth dagegen ist kein Entschuldigungsmittel, sondern giebt dem Fasten und der Verschmähung fleischiger Nahrung ein höheres Verdienst.

Bei uns Klösterlingen erregt dieses Mandat keinerlei Skrupel und auch mich, den P. Küchenmeister, setzt eine glückliche Interpretation, ein langjähriger Usus und „das eiserne Büchel" über alle Schwierigkeiten hinaus. Nur an einem oder manchmal an mehreren Tagen der Woche — im Quatember sind es einmal drei und in der Charwoche vier, sonst immer nur Ein Tag — soll kein Fleisch warmblütiger Thiere auf den Tisch kommen: dagegen speist man desto mehr Fische und bei etwas liberalerer Auslegung des Mandatinhaltes oder je nach Gelegenheit und Veranlassung Wasserthiere anderer Art, die von Fischen sich nähren, Fischotter, Krebse, Schnecken, Biberschwänze, Schildkröten u. s. w. Einmal Wasservögel einzuschwärzen gelingt zwar, aber jedesmal mit nachfolgendem Protest des Prälaten, dem der P. Küchenmeister regelmässig nichts anderes entgegen zu setzen weiss, als dass da ein Versehen der im „Worte Gottes" und in seiner Exegese nicht genug bewanderten geistlichen Köchin geschehen ist. Die Brüder zeigen dann zwar mit Fingern auf den P. Küchenmeister, lachen ihn aber dabei wohlwollend dankbar an und der Abt begnügt sich auch scheinbar mit der faulen Rechtfertigung.

So pflegte es sonst alle Jahre mit dem bischöflichen Fasten-Mandat gehalten zu werden.

Was nun speciell den Abbruch an sich betrifft, so werden während der sechs Wochen täglich mit Ausnahme des Sonntags als Abendessen anstatt der gewöhnlichen drei nur zwei Speisen aufgetischt. Man soll sich nur des Mittags voll und satt essen. Zu diesem Behufe aber ist es gestattet, des Mittags ein Gericht mehr als gewöhnlich zu bringen, „damit jene, denen Fastenspeisen nicht gut zu bekommen pflegen, eine grössere Auswahl haben, sich satt zu essen.“

Was mich persönlich betrifft, so bin ich zufällig grosser Liebhaber sogenannter Fastenspeisen und ist für mich die betreffende Zeit eine ganz angenehme. Dagegen giebt es Geistliche hier, die sich über das ohnehin nur seltene Entbehren der Fleischnahrung recht sehr betrüben können. Das ist oft ausserordentlich komisch.

Im Ganzen wird also die grosse Angelegenheit, die einem mittellosen und zugleich zart-gewissenhaften Gläubigen so mancherlei Sorge und Beschwerde bereiten kann, bei uns ziemlich glatt ausgeglichen. Wenigstens kann Jeder bei diesem Fastenmandat ganz wohl bestehen.

Der Hirtenbrief legt freilich auch grösseres Gewicht auf spirituelle Enthaltsamkeit, indem er zum Schlusse hin folgendermassen spricht:

„Sämmtliche Decane, Ordensvorsteher und Pfarrer werden hiermit beauftragt, ihre Capitel, Convente und Gemeinden mit dem wahren Geiste des Fastens bekannt zu machen und sie darüber zu belehren, dass das leibliche Fasten nur dann in den Augen Gottes Werth habe, wenn der Christ die Wege der Ungerechtigkeit und Sünde verlässt, die sinnliche Lust in sich erstickt, die Werke der Finsterniss verabscheut, für Tugend und Gerechtigkeit lebt, Werke der Wohlthätigkeit und Liebe ausübt, würdige Früchte der Busse trägt oder mit

Einem Worte: wenn er nach der Lehre des heiligen Paulus den alten Menschen aus- und einen neuen anzieht, welcher zur Erkenntniss nach dem Ebenbilde dessen erneuert wird, der ihn erschaffen hat."

Was nun diesen Punkt betrifft, so sind das allgemein feststehende Sätze, die Jeder von uns schon längst vollständig auswendig weiss. Das Fasten im Essen halten wir und alle Leute nun ein und allemal für die Hauptsache, um die es sich da handelt; im Uebrigen bleibt Alles hübsch beim Alten.

In dem diesjährigen bischöflichen Anschreiben, das mich nebenbei belehrt, wie ein Theil christlicher Religiosität auch aus der Küche hervorgehe, befremdete mich der Ausspruch einer gewissen Begünstigung öffentlicher Gastwirthschaften. Während es nämlich dem Privatmanne, besonders den christlichen Hausfrauen recht dringend an's Herz gelegt wird, in ihren Haushaltungen auf strenge Beachtung der heiligen Fastengebote zu sehen: sind Gastwirthe befugt, ihren Gästen an allen Fasttagen mit einziger Ausnahme des Charfreitags Fleisch vorzusetzen, nur aber ja nicht etwa Fleisch und Fastenspeisen zugleich, „da das wie eine Verhöhnung des Fastenmandats aussehen würde." —

Ich denke, dass diese Nachgiebigkeit von Seite der geistlichen Behörde darin ihren Grund hat, dass die in Wirthshäusern Verkehrenden vom Fastengebot ohnehin nicht allzusehr viel Notiz nehmen. Man thut demnach allerdings besser milde zu sein.

Uebrigens ist nicht zu verkennen, dass dieses ganze Ausnahmegesetz der Kirchengewalt dem geistlichen Ansehen mehr zu schaden als zu nützen anfängt und es scheint eine Zeit heranzukommen, in der das Volk, anfangs freilich mit einigem Zagen, sich über das Alles hinwegsetzen wird. An einem guten Beispiele von Seite der Geistlichkeit und der Aufgeklärteren im Publikum fehlt es dabei keineswegs.

Wie die Sache in grossen Städten bestellt ist, weiss man schon. Auf dem Lande, in den Dörfern sind zwar noch immer nur erst einzelne Männer — Frauen weniger — die sich über das Fastenmandat öffentlich hinwegzusetzen wagen, eine Art bewunderter Helden: aber der Anhang und die Billigung ihrer Handlungsweise wächst mehr und mehr.

Bei uns im Kloster führt die Abstinenz vom Fleische und das einmalige, sogenannte grosse Sattessen, sowie der Genuss von Mehlspeisen und Fischen den Uebelstand mit sich, dass desto mehr getrunken wird. Das bezeugen die monatlichen Weinrechnungen aller Conventualen. Das Sprüchwort: „Der Fisch wolle schwimmen" — findet demnach eine volle Anwendung.

Hier giebt es aber noch ein anderes sehr beachtetes Axiom: „*Humidum non rumpit jejunium.*" Welchem Moralsystem es entwachsen ist, weiss ich nicht, aber ich höre es fast täglich salbungsvoll aussprechen.

Was mich in diesem Punkte persönlich betrifft, so kann ich aus eigener Erfahrung nur bestätigen, dass an jenen schönen Frühlingstagen, in welche bekanntlich die kirchliche Fastenzeit gerade fällt, eine häufigere Bewegung im Freien und die Eigenthümlichkeit der wehenden Lenzeslüfte sehr durstig zu machen pflegt. Auch die Laien behaupten, dass in der Fastenzeit mehr als sonst getrunken wird.

Mein Küchenamt brachte mich letzthin in eine gräuliche Verlegenheit, die sich nicht sobald vergessen machen lassen wird. Ich hatte der Ober-Köchin, einer sonst ganz guten und willigen Person, gleich beim Antritt des Amtes ein für allemal aufgetragen, alle Gerichte, die den geistlichen Herren unlieb

sind, vom Speisezettel ganz zu entfernen oder wenigstens so zu bereiten, dass sie ab und zu passiren können. Das befolgt sie pünktlich und da sie ihre Sache gut versteht, hat sie auch an der Erhaltung ihrer Küchenehre grosse Freude.

Besondere Mühe giebt sie sich nun mit den sogenannten Fastenspeisen, die selbst dann, wenn sie sehr ausgewählt sind, sich des Beifalls der Herren kaum zu erfreuen haben. Dahin gehören vor allen die Suppen. So eine Fastensuppe, wenn sie nicht sehr gut zubereitet ist, hat freilich nicht Saft, nicht Kraft; nun gar eine Kartoffelsuppe. Damit könnte man die Herren geradezu böse machen, wenn man sie ihnen öfter vorsetzte.

Nun giebt es aber bei uns bekanntlich viele Fasttage oder vielmehr solche Tage, an denen nichts Fleischiges gegessen werden darf. Dazu kommt noch, dass Mittags und Abends Suppe gereicht werden muss. Wie schwer wird da die Auswahl! Wie schwer eine Abwechslung! Aber meine Köchin weiss sich zu helfen und sie bringt das Kunststück zu Stande, dass die Herren jetzt sogar eine Kartoffelsuppe mit vielem Vergnügen essen. — Wie macht sie das? — Nun ist das Räthsel freilich gelöst.

An einem der letzten Fasttage fand P. Spiridion ein Schweinsknöchelchen, das sich in besagte Suppe irgendwie verirrt hatte. Er reichte es lachend seinem Nachbar, dieser dem Nächsten und so kam das *corpus delicti* bis zum Prälaten. Alle lachten und hänselten den P. „Kuchelmaster", nur der Abt machte eine officielle Miene. Unter vier Augen sagte er mir dann, ich möchte dafür sorgen, dass in der Küche — grössere Vorsicht angewendet wird.

Am Ostersonntage bringen die Leute allerhand Esswaaren als Braten, Schinken, Würste, gekochte und gefärbte Eier, Kuchen, Weissbrod, selbst Salz, Pfeffer und Kren in grossen Schüsseln in die Kirche, stellen alles rings um den Hochaltar auf die Erde nieder, dann kommt der Geistliche und segnet mit Gebet, Weihwasser und Weihrauch die Speisen, die schliesslich zu Hause an Familientischen vor dem oder auch beim Mittagessen vertilgt werden. Wohlhabende Leute haben ein gebratenes Lamm dabei, das Symbol des biblisch-bekannten Osterlamms der Juden. Das giebt der Einsegnung erst eine wahre und volle Bedeutung. Die Noth der Leute dagegen, die kein Lamm beischaffen können, hat mit Schinken, Würsten etc. den Sinn der historischen Ceremonie in einen humoristischen Gegensatz verwandelt.

Als Küchenmeister muss ich auch und zwar eine grosse Quantität diverser Esssachen, einige Lammbraten, ohne Noth aber auch nach Volksgebrauch Schinken und anderes Schweinene, Kuchen, Eier u. s. w. zur Weihe bringen lassen, denn die Geistlichkeit isst am Ostertage ebenso wie unsere zahlreiche Dienerschaft auch Geweihtes.

In der Regel haben die kirchlichen Ceremonien für mich immer irgend ein hübsches, malerisches Bild, das des Anschauens werth ist: die Scene dieser Speisensegnung aber sieht sich nicht gut an. Diese Hunderte vollgehäufter, nicht zierlich geordneter, nichts weniger als appetitlicher Schüsseln mit den welk aussehenden kalten Fleischarten und andern Sachen auf dem Fussboden bunt zusammen gedrängt, mitten darunter der Priester im Ornat mit Weihwasser und qualmendem Weihrauch nach allen Seiten sich drehend, der die Kirche wie eine Speisekammer erfüllende, höchst mannigfaltige, aber gar nicht schöne Duft, endlich die sich nach ihren Schüsseln drängenden, stossenden, schwatzenden, zankenden Weiber und Mädeln — das alles ist nicht hübsch

anzusehen. Fleischhungriger mag da Mancher nach den vier Fast- und Abstinenztagen werden, um sich dann desto leichter den Magen zu überladen.

Gestern vor vierzehn Tagen starb der sonst immer so kräftig und blühend aussehende P. Spiridion.

Der Tod hat in den letzten Jahren gewaltig unter uns aufgeräumt und ein Avancement unter den jüngeren Geistlichen hervorgebracht, wie es nur sehr selten vorzukommen pflegt. Während sonst ein neugeweihter Klostergeistliche drei bis vier Jahre warten musste, bis er Cooperator und dann wieder acht bis zehn Jahre, bis er Pfarrer wurde, gelang es bei uns jetzt den Neomysten sogleich nach der Weihe Anstellung zu finden und mancher Kaplan wurde schon nach drei Jahren Pfarrer.

P. Spiridion war Hofmeister und Director der Feldwirthschaft im Stifte. Eine kurze, aber sehr schmerzliche, dabei so ekelhafte Krankheit, dass kein Diener bei dem Sterbenden aushalten wollte, hat seinem einst so heitern Dasein ein frühes Ende gebracht.

Niemand hätte es für möglich gehalten, dass ein dem Aussehen nach so frisches Leben mit solch rasender Schnelligkeit zerstört werden könnte. Ich glaube, dass noch vor wenigen Monaten mancher Mensch, der den schönen und seinem Benehmen nach fröhlichen Mann sah, mit ihm hätte Gesundheit, Humor und alle Verhältnisse gerne tauschen mögen, wenn ihm ein solcher Tausch freigestanden wäre. So könnte man sich irren!

Der Prälat hat mich nun zum Amtsnachfolger Spiridions

ernannt und ich war nicht wenig überrascht, als Seine Gnaden am frühen Morgen mit der Ankündigung meiner Ernennung und mit dem grossen Schlüsselbund der Wirthschaftsgebäude zu mir in die Küchenmeisterei kamen. Mein Schrecken war diesmal viel grösser als da, wo ich zum Küchenmeister erhoben wurde.

Ich erlaubte mir einiges dagegen zu sagen, ich sei in der Oeconomie ganz unerfahren, habe bereits das Küchen- und Kelleramt u. s. w. Er blieb aber entschieden bei seinem Beschlusse, meinte, er könne auch nicht gut anders und habe keine Auswahl; von den älteren Pfarrern sei keiner, der nicht schon mehrere Jahre Official gewesen und mit den jüngeren habe es dieselbe Bewandtniss wie mit mir; das Amt lasse sich auch ganz gut mit dem schon übernommenen vereinigen und ich hätte an dem Oberknecht und am Thorwart so zuverlässige Stützen, dass ich mich in das Wesen der Wirthschaft und in die Leitung derselben bald finden würde.

Der neue P. Prior muss schon von der Absicht des Prälaten unterrichtet gewesen sein, denn er hatte mich gleich nach dem Verscheiden des P. Spiridion aufgefordert, mit ihm die Hinterlassenschaft aufzunehmen und das Inventarium zu ordnen. Wir hatten dabei ein Paar Tage zu thun.

Ueber den Nachlass des P. Spiridion, insofern er als dessen sogenanntes „Privat-Eigenthum“ angesehen wird, hat der Prälat in gewöhnlicher Weise folgendermassen disponirt: Alles Geld und alle Pretiosen behalten Seine Gnaden für sich; von den Letzteren verschenken dieselben einige Kleinigkeiten an den Prior, Kämmerer etc. Das Reitpferd und die

Hunde sollen dem Amtsnachfolger zufallen. Bücher, Kupferstiche, Lithographien und Oelbilder wurden der Bibliothek und dem Bilderzimmer einverleibt. Was davon ganz zu vernichten sei, bestimmte der Abt besonders und genau. Kirchensachen kamen in die Sacristei, Weine in den Keller. Der ganze übrige Rest gelangte zur allgemeinen Verloosung oder in den sogenannten „Glückshafen."

Die dazu bestimmten Sachen erhielten Stück für Stück eine laufende Nummer.

Eines schönen Tages, nachdem das Begräbniss des Erblassers in eine anständige Vergangenheit getreten war, legte der P. Prior nach Tische die zusammengerollten Looszettelchen in sein Sammtkäppchen und liess, von Einem zum Andern schreitend, jeden Geistlichen nach der Reihe des Seniorats — die Nichtprofessen und Novizen ausschliessend — eine Nummer ziehen.

Der Antheil an der Erbschaft, der da Jedem zufiel, war dem Werthe nach nicht erheblich verschiedenartig, denn bei der Ordnung und Nummerirung der Sachen wurde auf eine grösstmögliche Ausgleichung gesehen. Nachdem Jeder sein Loos gezogen und sich vergewissert hatte, ob er die ihm zugefallenen Sachen brauchen könne oder nicht, begann ein Tauschen, Kaufen und Verkaufen, ein lustiger Verkehr und Handel, der den ganzen Nachmittag dauerte.

Hier eine Abschrift des aufgenommenen Inventars als Beleg für die klösterliche Armuth eines Officials, doch mit der nothwendigen Bemerkung, dass nicht jeder Official ein so bedeutendes „Privatvermögen" hinterlässt.

Inventar des P. Spiridion:

Mobiliar von fein polirten und werthvollen Hölzern verschiedener Art:

Zwei Kleider- und drei Wäschschränke, fünf Tische und dreissig Stühle, drei Kanapee's (das erste mit schwarzem Leder, das andere mit grünem Damast, das dritte mit buntem Wollstoff überzogen), sechs hohe Lehnsessel mit grünem Damast bezogen, gepolstert, ein Blumentisch, zwei Geschirr- und zwei Bücherschränke, ein Bettgestell mit Betten, weiss bezogen, mit zwei Rosshaarmatratzen, zwei Hirschdecken und einer grünseidenen Ueberdecke, ein Parade-Betschemel (von besonders kunstvoller Arbeit), darauf ein kostbares Crucifix, drei grosse Spiegel, zwei grosse, zwei kleinere Porzellan-Vasen.

Kleidungsstücke und Wäsche:

Drei Talare und Scapuliere (zwei von glänzendem schweren Lastin und einer von feinem Tuch) mit zwei Cingulen von Atlas und drei von Kameelhaaren, vier Paar Schuhe mit einem Paar silberner Schnallen und sechs Paar Stiefeln, zwei Civil-Tuchröcke, ein Geschäfts-, ein Reit-, ein Jagdrock, drei tuchene und drei lederne Beinkleider, ein tuchener Wintermantel und ein grosser Ueberrock (nach eigener Erfindung des Verstorbenen), zwei Sammt- und drei seidene Westen, sechs seidene Halstücher und zwölf Halsbinden, achtzehn seidene und vierundzwanzig weissleinene Taschentücher, dreissig leinene Hemden, achtundvierzig Handtücher, vierundzwanzig Paar Zwirn- und zwölf Paar wollene Strümpfe, drei mit reichen Spitzen besetzte Chorhemden und eine eigene Alba.

Pretiosen und Geld:

Eine goldene und eine silberne Taschenuhr, eine grosse

Wanduhr mit silbernem Zifferblatt, zwei Stutzuhren, sechs silberne Leuchter, zwölf desgl. Ess- und zwölf Caffeelöffel, sechs silberne Bestecke, ein silberner Trinkbecher, an Werthpapieren und baarem Gelde 1365 Gulden.

Bücher, Bilder u. s. w.

Sechzehn theils grössere, theils kleinere Oelgemälde in vergoldeten Rahmen, sechsundzwanzig Kupferstiche und Lithographien ohne Glas und Rahmen, 280 Bände Bücher belletristischen, wissenschaftlichen, meist verbotenen Inhalts (wenig Theologie), 260 Flaschen ungarischer und ausländischer Weine. Ausserdem ein Reitpferd mit doppeltem Sattel- und Riemzeug, ein Pudel und ein Windhund.

Nachträglich von P. Spiridion noch eine Anekdote.

Einige Tage vor dem Tode dieses Geistlichen trat an sein Lager ein junger Handwerksbursche, das Ränzel auf dem Rücken, den Stab in der Hand. Er bringe Grüsse aus der Heimath, sei der Sohn eines weitläufigen Vetters und wandere nach Wien, wo ihm Arbeit versprochen sei. Der Kranke war über den Besuch sehr erfreut, fragte über dies und jenes und der Bursche musste erzählen. Als es damit genug war, sagte der Geistliche zu dem Vetter: „Da in der Schublade des Schreibtisches rechter Hand liegt ein Häufchen Silberzwanziger, greife dreimal hinein und stecke ein, so viel du fassen kannst, aber nur dreimal.“ — Wer war flinker als der Bursche und mit seliger Miene, beständigem Danksagen und unzähligen Kratzfüssen verabschiedete er sich von dem Kranken, dem das trotz seiner grossen Schmerzen doch einigen

Spass zu machen schien. Der krankenwartende Diener wird sich aber wohl die Schublade gemerkt haben, denn er war sofort entschlossen, bei dem Leidenden unter allen Umständen auszuharren.

Im Klosterwesen ist ein grosser Uebelstand, wie er in grösseren Lebenskreisen, z. B. in der Gesellschaft grosser Städte wahrscheinlich nicht vorkommt, der: es hat Mancher ein so feines Gehör, dass er die leisesten Regungen des menschlichen Herzens vernehmen oder mindestens ahnen könnte, wenn dem nicht eine raffinirte Heuchelei entgegenstände. Deshalb ist auch eine wahre Heiterkeit oder Freude, selbst nur vorübergehend am Spieltisch, beim Glase Wein, an der Tafel unmöglich.

Kleider machen in der That Leute. Im Schlafrock, ungewaschen, ungekämmt, hält man sich gar leicht für krank, in eleganter Festkleidung für vornehm, im Soldatenrock für muthig und stark, im geistlichen Ornat für andächtig, fromm und — heuchlerisch.

Das Stift bekömmt jährlich einmal einen eigenthümlichen Besuch, welcher in der Regel einige Wochen dauert. Er ist nichts weniger als willkommen und doch kann er nicht gut abgewiesen werden.

Schon vor etwa achtzig Jahren tauchte plötzlich ein

armes Frauenzimmer mit der Behauptung auf, es stamme aus dem Rittergeschlechte, das im zwölften Jahrhunderte unser Kloster gestiftet hat. Ob die Person damals für ihre Behauptung einen Nachweis beigebracht habe, ist uns nicht bekannt. Wir wissen nur, dass ihr von Seite des damaligen Prälaten eine kleine Pension ausgesetzt wurde, die sich dann auf deren Tochter forterbte.

Diese ist es nun, die uns jährlich einmal zur Zeit, wo Adel und Herrschaften ihre Saison auf dem Lande zubringen, zu besuchen und in einem der Gastzimmer zu wohnen pflegt. Es ist eine alte Jungfer, still, eingezogen und genügsam, so lange sie das erhält, was sie verlangt. Sie holt sich ihr Essen aus der Küche und macht keinerlei Aufsehen; sie versteht aber auch aufzubegehren, sobald man ihr nicht zu Willen ist. Da sie sehr dreist sein kann, wenn sie es für nöthig hält und weil sie keine das *onus* erneuernde Erben hat, so wird ihr aus Respect vor öffentlichem Scandal ihre Pension jährlich gezahlt und sie selbst während ihres Hierseins gastlich bewirthet. Der Justiz-Amtmann hatte sie einmal in's Verhör genommen und aufgefordert, ihre Legitimation nachzuweisen, es war aber vergebens: sie berief sich auf ihre Mutter und damit war die Sache für immer abgethan.

P. Albin besucht mich jetzt öfter. Ich habe ihm nach vielfacher Mühe die Ueberzeugung beigebracht, dass sein Seelenleiden in Hypochondrie bestehe und der Hilfe eines vernünftigen Arztes bedürfe. „Aber wo ist dieser vernünftige Arzt — frägt Albin mit Recht — und was ist das Wesen der Hypochondrie?“ — Vorläufig, ehe diese Fragen erledigt werden, geht der Leidende auf mein Zureden viel im Freien

herum, bemüht sich guten Appetit zu bekommen und nimmt zu Hause kalte Abreibungen vor. Er ist jetzt sehr gesprächig und mittheilsam, geht aber mit den Andern nicht um. Ein grosser Entschluss lenkt alle seine Aufmerksamkeit von den alten Grübeleien ab.

Die Leute pflegen die Worte: Standhaftigkeit, Berufstreue, Ausdauer, Charakterstärke und ebenso auch wieder Apostasie, Leichtsinn, Verrath, Glaubensbruch, Untreue mit der grössten Leichtigkeit auszusprechen, ohne im Geringsten daran zu denken, ob ein Mensch dem in ihm ohne sein Zuthun oder Verschulden hervorgerufenen innern Kampfe von Natur aus hinreichend gewachsen ist oder nicht.

Er muss stark sein! Er muss! Was heisst müssen? — Wie aber, wenn ein Mönch, jung, von Natur feurig oder wenigstens hitzig, für Seelengemeinschaft empfänglich, ein Gemüth hat voll Sehnsucht nach irdischer Liebe und weder Kampf noch Entsagung sich dagegen einlernen lassen? Wie, wenn ihn eine heillose Liebe wirklich erfasst, gegen deren Gewaltthaten ja, wie alle Welt weiss, kein Sterblicher unbedingt gesichert ist? Wie, wenn einen solchen Unglücklichen alle Umstände, anstatt ihn zu schützen, dem Eindringen äusserer Gewalten immer mehr bloss stellen? —

Da wage Einer den Stein vom Erdboden aufzuheben, um nach dem Unglücklichen zu werfen.

Ich könnte es nicht thun.

Unser Stift hat neben seinem Reichthum nicht wenig Schulden. Das ist aber fast bei allen österreichischen Klöstern und Stiftern aus tief liegenden Gründen mehr oder weniger der Fall. Manch ein Convent ist durch bedeutende Unglücksfälle, manch ein anderer durch grobe Unwirthschaft herabgekommen. Bei vielen liegen aber andere Ursachen vor. Es ist ein offenes Geheimniss, dass reiche Stifts- und Klostergüter vor dem unvermutheten Griff eines stets geldbedürftigen Staatslenkers und seines Finanziers behütet zu werden pflegen, indem man die Bilanz von Soll und Haben so wenig glänzend, lockend oder anziehend als möglich macht. Von meinem Stifte weiss ich so viel, dass die auf seinen Besitzungen haftenden Schulden grossentheils aus älterer Zeit und zwar von Prälaten herrühren, deren Gebeine schon längst vermodert sind.

Heute, als ich still sinnend durch die Felder ritt, überraschte ich einen einsamen Stiftsknecht, der pflügen sollte, anstatt dessen aber auf dem Pfluge stehend, mit einem der Pferde unsauberes Spiel zu treiben sich bemühte. Ich trieb den dummen Kerl nach Hause und entliess ihn sofort. —

Das Laster der Vermengung mit Hausthieren, vorzüglich mit Ziegen, ist übrigens hier unter dem Landvolke sehr häufig zu finden und um so unbegreiflicher, als die Sitten ohnehin lose genug sind und ein naher Umgang der Geschlechter in keiner Weise eingeschränkt ist. Namentlich sind unsere Stiftsknechte weit und breit als dem weiblichen Geschlechte gefährliche Galans verrufen. Und dabei noch solche Schmutzerei!

Dieses Capitel, von dem man so ungerne spricht, habe ich überhaupt niemals so genau kennen gelernt, als seitdem

ich Hofmeister bin. Keine junge Dienstmagd bleibt länger als zwei Jahre hier, denn bald muss sie wieder nach Hause. Darum werden, wenn es möglich ist, vorzüglich sogenannte „übertragene“ — oder ältliche Frauenzimmer in Dienst genommen.

Die jungen Stiftsbeamten sollen auch gar schlimme Jäger sein. Am musterhaftesten führt sich noch das Küchenpersonal. Die Köchin hält aber auch ein strenges Regiment und bewacht die Schlafzimmer der Mädchen wie ein Cerberus.

Wenn ich am frühen Morgen den Knechten in das Feld nachgehe, begegnet mir oft der Dorfhirt — den die Leute „Dorfhalter“ nennen — mit seinen zwei Kindern, einem Mädchen mit klugen, schönen Augen von etwa 14 Jahren und einem Knaben von jüngerem Alter. Blutarme Menschen! Dieselben sind erst kürzlich zugezogen. Keine Dorfgemeinde duldet so eine arme Hirtenfamilie länger als sechs bis acht Jahre, weil dieselbe sonst den Landesgesetzen gemäss (nach 10 Jahren) Heimathsrechte und Anspruch auf Versorgung erhielte.

Kümmerlich fristen solche Hirten das eigene und das Leben ihrer Angehörigen, die in der Regel nur aus wenigen Kindern, der Ehefrau und etwa einer alten Schwiegermutter oder einer verkümmerten Schwägerin bestehen.—

Ich höre den Mann oft ein heiteres Morgenlied singen.

Ich — der hochwürdige Herr, dem jener demüthigst die Hand küsst, der des Lebens Hülle und Fülle hat, ich kann nicht fröhlich sein und singen, kann meine Stimme nicht einmal hoch erheben — so gedrückt ist mein Gemüth.

Der Mann, der singende, hatte auf Stroh geschlafen und

trabt rüstig und munter vor mir einher: ich hatte im bequemen, weichen Bette gelegen und fühle mich matt und träge, gleich als ob ich gar nicht geruht hätte.

Ich denke an das Weib des Dorfhalters, an seine Kinder.

Unheimlich beschleicht mich dann eine Art grollenden Gefühls.

Der Mensch sagt mir: „Schön' guten Morgen, 'r Hochwürden, Herr Pater Hofmeister!" — Selber Pater, denke ich bei mir und ärgere mich über den Hohn, der in dem Grusse liegt. Der Mann aber hat gewiss nicht die leiseste Ahnung davon, dass ich, der Hochwürdige, ihn — um seines Weibes und seiner Kinder willen schwer beneide. O ich armer Mönch. —

Grosses Unglück und grosser Schaden! Der Schafstall mit allen darin befindlichen Widdern ist heute Mittag abgebrannt. Eine unmässige Dürre und das vorhandene Material des mit Stroh gedeckten Gebäudes machte, dass das Feuer einen schnellen, alles in seinem Bereiche Vorfindliche mit einem Male vertilgenden Verlauf nahm. Als Rettung ankam, war schon Alles vorbei. Der Schafmeister und die Knechte waren während des Unglücks mit den Mutter- und Schöpsenheerden auf der Weide. Die Widder, Thiere edelster Raçe, hatte man der Hitze wegen vor Mittag nach Hause gebracht.

Die grosse Stiftsspritze vermochte nichts mehr als den brennenden Dünger zu retten.

Alles frägt, wie das Feuer ausgekommen sein möge und Jeder antwortet: durch Bosheit, angelegt!

Wenn sonst die Landleute bei Unglücksfällen, die das

Kloster treffen, nicht viel Mitleid zu äussern pflegen, so machen sie bei Feuersbrünsten eine Ausnahme. Diese Geissel der Landwirthschaft haben sie ja auch alle Tage zu fürchten.

„Was thut denn der Albin jetzt so oft bei Ihnen? — so wurde ich bei Tische von den Andern gefragt — man sieht 'n ja allenaselang in die Hofmeisterei hinaufrennen. Der muss an Ihnen noch'n b'sondern Narr'n g'fressen haben.“—

Thatsache ist, dass P. Albin mich nicht nur im Felde, sondern noch häufiger in meiner Wohnung oft aufsucht.

Es blieb mir demnach nichts anderes übrig, als irgend eine Veranlassung wahrscheinlicher Art anzugeben. Ich antwortete mehr verdriesslich als nöthig, er sei jetzt bei zunehmendem Appetit mit der Kost unzufrieden und komme stets, um sich über das Küchenpersonal zu beklagen; er fühle sich sehr krank und verlange, dass für ihn besonders gekocht werde. — Man lachte und liess die Sache gehen.

Unter den vielen Sorgen, die ich als Official so zu sagen Tag und Nacht habe, ist die Geldsorge eine der gewaltigsten und der Mahner, welcher sich am häufigsten mit der Frage einfindet: „Haben Sie Geld in der Kasse?“ — sind Seine Gnaden der Herr Abt. Er braucht viel Geld. Wozu? Da seine ganze Hofhaltung, Dienerschaft, Equipage, Pferde etc. aus der Rentenkasse bezahlt werden? — Er macht freilich viele kostspielige Reisen und auch sein Wohlthätigkeitssinn wird nach aller Möglichkeit in Anspruch genommen: aber wir Offi-

cialen fragen uns dennoch oft verwundert: Wozu? und Keiner kann anders als mit Vermuthungen antworten. Doch auch diese dürfen nicht zu gewagt sein, weil es — auch ganz abgesehen von der Zahl seiner etwaigen armen Verwandten, deren Ansprüche oft sehr dringend sind — schwer zu sagen ist, was die Stellung eines Prälaten rechtfertigt oder nicht. Er ist Mitglied der höhern Landstände (Grafen und Fürsten), ein hochpriesterlicher Würdenträger und ein Mann, dem Jeder Respect zu erweisen hat. Respect aber kostet bekanntlich Geld, sehr viel Geld. Auch als Regent in seinem kleinen Reiche kann er nach richtiger Regentenart nicht Geld genug verbrauchen. Wir Officialen und selbst auch die einsichtsvolleren Conventualen sagen daher: Am Ende allerEnden mag's d'rum sein, wenn er nur keine Schulden macht.

„Ich habe nun einmal — sagte heute Albin zu mir — eine grosse, schwere Sünde gegen den Willen des Weltengeistes und gegen meine Bestimmung begangen, als ich die Klostergelübde ablegte. Leider habe ich es damals nicht gewusst und gefühlt wie heute. An dem Tage aber, an welchem ich wieder austreten und meine Gelübde brechen könnte, würde ich zum ersten Male der alten Sünde entsagen und meine Besserung würde in verdoppelter Weise beginnen, körperlich und geistig."

Ich finde hier im Kloster keine Tugend. Bin ich verblendet oder vom Vorurtheil eingenommen, ich weiss es nicht. Alles, wozu sich Gelegenheit bietet, wird, so viel ich mich

überzeugen kann, getrieben und der Mangel an Gelegenheit ist die Tugend. Sie ist aber dann kein Verdienst, sondern eben ein Mangel, ein Fehler. Das gilt vorzüglich von Keuschheit, Mässigkeit, Demuth, Bescheidenheit und allen sogenannten geselligen Vorzügen. Was und wo ist wahre Tugend? —

Glücklich bin ich in der mir übertragenen Verwaltung der stiftlichen Oeconomie bisher nicht gewesen; in einigen Fächern habe ich sogar schon grosses Unglück gehabt. So z. B. mit Pferden. Davon sind beständig welche krank. Nun ist vor einigen Tagen ein prächtiger Rappe des Prälatengespanns an Darmkolik umgestanden. Ich hatte nicht versäumt, zur rechten Zeit thierärztliche Hilfe herbeizurufen, aber vergebens. Das ist sehr ärgerlich und macht abscheuliches Gerede.

So habe ich auch viel von Diebstahl zu leiden. Es scheint, dass das Bestehlen der geistlichen Herrschaft den lieben Unterthanen noch ganz besondere Wohlthaten und Freuden gewährt, so sehr sind sie dahinter her.

Ein etwas komischer, aber dennoch auch sehr ärgerlicher Fall der Art geschah am letzten Samstag Nachts. Ich war mit dem Binder und den Knechten im Keller mit Fasswischen beschäftigt gewesen und trat erst spät den Heimweg an, als wir im Hofe links von der Kellerstiege, da wo die Hühnerställe sich befinden, grossen Lärm und Geschrei einzelner Hähne oder Hennen vernahmen. Beim Nähergehen sah der Binder im Dunkel der Nacht eine menschliche Figur auf dem Dache des Hühnerstalls davoneilen und als nun mit Hilfe von Laternen eine nähere Untersuchung angestellt wurde, ergab sich, dass fast die ganze Abtheilung, wo die Kapaune eingesperrt gewesen, bis auf einige Stücke, die

sich verkrochen hatten, ausgeräumt war — an sechzig Stück wohlgefütterter Thierchen waren fort. Die Diebe hatten mit einer Flederwischstange, die noch im Schlupfloche des sonst immer wohlversperrten Stalles da lag, das Geflügel aufgescheucht und so lange im Raume herumgehetzt, bis es ermattet in der Nähe der Oeffnung hinfiel und ergriffen werden konnte. So wurden nach und nach alle die fetten Bratcandidaten abgefangen und in Säcken über's Dach fortgebracht.

Obgleich nun der Schaden meinen eignen Säckel nicht angeht, so ist er doch sehr ärgerlich. An Spott wie an allerhand guten und schlechten Witzen fehlt es auch nicht und der P. Küchenmeister muss zu Allem den Titel hergeben. Am meisten lachen aber die geistlichen Herren.

— Nach langer Zeit schreibe ich Ihnen, hochgeehrter Herr Professor! wieder einmal einen besonderen Brief und dieser soll nicht einmal von mir und meinen Angelegenheiten sprechen, sondern Sie bitten, sich für die eines Dritten zu interessiren.

Sie erinnern sich wohl noch jener Begegnung im Walde, die wir am Tage unserer gegenseitigen Bekanntschaft mit einem Stiftsgeistlichen hatten? Der Postillon hat ihn damals „'n wenig wild" genannt. Auch habe ich des P. Albin schon mehrmals in meinen Aufzeichnungen erwähnt.

Dieser mein Mitbruder hat jetzt nach jahrelanger Selbstqual sich ermannt, seine vielfachen Selbstmordsgelüste überwunden und auf Anrathen eines Arztes sich entschlossen, seinen verunglückten Beruf zu verlassen, einen andern zu suchen. Auf gut Glück geht er nun hinaus in die Welt, um

wo möglich noch zu leben. Er ist bereits auf dem Wege und zwar zu Ihnen oder wenigstens nach Dresden. Er hat Ihre genaue Adresse und wird Sie hoffentlich aufsuchen.

Seine Leidengeschichte kann er Ihnen selber erzählen. Mir liegt nur daran, mich für ihn zu verwenden und Sie zu bitten, ihm zu helfen. Ich kann aber, weiss Gott, nicht sagen, wie? und womit?

Zwar ist er, wie er mir noch beim Abschiede versicherte, zu jeder Art Thätigkeit, ja, wenn es sein muss, zur groben Arbeit bereit: aber der gute Wille allein reicht da nicht aus. Ich meine, dass die Frage obenan steht, wozu er sich überhaupt und besonders nach seinen körperlichen Kräften eignen werde. Seine Gesundheit ist tief erschüttert; harte, anstrengende Thätigkeit wird ihm daher nicht zuzutrauen sein.

Er muss übrigens doch eine gute Natur haben, sonst hätte die Schwermuth ihn schon längst aufreiben müssen.

Nun, Sie werden ja sehen und mit ihm besprechen, was nun geschehen kann oder soll. Für die allererste Zeit werden die Geldmittel ausreichen, die er mitbekommen hat, wenn er damit — wie ich hoffe — ökonomisch umgeht. Auch später soll ihm etwas Beihilfe nachgeschickt werden.

Was ihm am meisten noth thut, ist der Schutz gegen Selbstquälerei, ein Lebenszweck, der ihm zusagt und Selbstvertrauen. Das Letzte pflegt ihn periodisch ganz zu verlassen und dann ist der ganze Mensch in Gefahr, sich zu verlieren.

Versuchen Sie es, lieber Herr Professor! mit diesem armen Beklagenswerthen! Nehmen Sie sich seiner an! Es gilt einem in den Fluthen schwarzer Gedanken Ertrinkenden die rettende Hand zu reichen und ihn wieder zur Besinnung zu bringen.

Er wird Ihnen übrigens auch von mir Bericht erstatten und einige Notizen in Abschrift übergeben. Ich habe ihn

damit nachdrücklich beauftragt, damit er auch äussere Veranlassung habe, zu Ihnen zu gehen und mit Ihnen zu sprechen.

Beifolgend finden Sie noch einige seiner Studienzeugnisse, die er bei mir hatte liegen lassen. Vielleicht kann er sie brauchen.

Ich kann mir keine Vorstellung davon machen, wie es dem Armen in der Fremde ergehen mag und welche Umständlichkeiten seitens der weltlichen Behörden ihn da umringen werden. Jedenfalls wird er, glaube ich, wenn er nur erst glücklich nach Dresden gelangt sein wird, an Ihnen eine gute Stütze haben, der er sich in jeder Art Verlegenheit wird überlassen können. Nicht wahr? — — — — —

Als Wirthschafts-Director brauche ich nicht alle Wochentage, wenn nicht etwa gerade die Conventtour an mir ist oder die Persolvirung einer Stiftung mir zugewiesen wird, Messe zu lesen. Und dessen bin ich sehr froh, denn eine Messe ist für mich immer die eindringlichste Mahnung an meine Unwürdigkeit und Verirrung. So vollständig ungläubig wie ich geworden bin, verrichte ich da vor den Augen des Volkes eine Handlung, die nur mit dem reinsten, unzweideutigsten und unwandelbarsten Glauben verrichtet werden müsste, wenn sie nicht ein abscheuliches Verbrechen vorstellen soll.

Ich aber glaube nicht, kann nicht glauben und verrichte diese Handlung doch. Da kommt dann jedesmal über mich wie eine rächende Furie das Selbstgefühl der Erbärmlichkeit und Nichtswürdigkeit. Dann verwünsche ich mein Geschick, mein Dasein, meine Charakterschwäche, meine Ehrlosigkeit. Ich könnte — sage ich mir jedesmal — meinen Lebensunterhalt auf honette Weise erwerben. Hier im Kloster lebe ich im Ueberfluss, mit einem einträglichen Amte bekleidet und

von Ehren aller Art umgeben dafür, dass ich ein Lügner, Heuchler, Betrüger bin. Warum bin ich es geworden? Warum bleibe ich es? — Oder warum ist es mir nicht wenigstens möglich, auch nur einen Versuch zu machen, den verlorenen Glauben wieder neu zu erwerben?

Die Schnittzeit hat mir viel zu thun gegeben. Vier bis fünfhundert Roboter, die täglich beköstigt werden mussten, forderten alle Küchenkräfte heraus und wenn diese Menschenmasse nicht vergeblich in Bewegung gesetzt sein sollte, musste die Aufsicht, Eintheilung und Ordnung der Arbeit mit aller Strenge gehandhabt werden. So hatte ich als Küchen-, Keller- und Hofmeister alle Hände voll zu thun, um nur diejenigen Leute, welche über Alles die Aufsicht zu führen hatten, in ihrem Dienste zu controliren.

So ein Schnitteressen ist übrigens für den Stadtmenschen ein höchst seltsames Schauspiel.

Auf dem Leiterwagen stehen mitten im Erntefelde Fässer voll Suppe, Gemüse, Fleisch u. dgl. Die Leute sitzen auf dem abgeernteten Acker in Gruppen zu zehn rings um einen hölzernen Napf, in welchen die Gerichte nach einander zum gemeinschaftlichen Genusse gefüllt werden. Dazu erhält jede Person einen Laib Brod und Abends ein Seitel Wein. Gewöhnlich geht es bei diesen Mahlzeiten ebenso wie bei der Arbeit selbst überaus lustig zu.

Die Krone der Fröhlichkeit ist aber immer der Abend.

Wenn die Sonne zu sinken beginnt, gucken die Schnitter, meist junges Volk, das von allen Seiten meilenweit herbeigekommen war, nach dem Wege hin, welcher vom Stifte auf das Erntefeld führt, ob nicht die Musikanten ankommen?

Geht die Arbeit, die ihnen der P. Hofmeister nach Massgabe der Kräfte für den Tag auferlegt hat, nun wirklich zu Ende, so erscheinen die Ersehnten auch und beginnen zu musiciren, während die Leute sich beeilen, das Feld vollständig rein zu machen.

Darauf geht die lustige Procession unter Voraustragung eines Erntezeichens tänzelnd nach Hause, d. h. in einen der grössern Höfe des Klosters, wo der Ball beginnt und bis Mitternacht dauert. —

Es ist wunderbar, mit welcher Zähigkeit diese Landleute begabt sind, um nach einer zwölfstündigen harten Arbeit noch vier bis fünf Stunden in die Nacht hinein tanzen zu können und am andern Tage um fünf Uhr wieder zu neuem Dienst hinaus in's Feld zu rücken.

An alten Gebräuchen und Einrichtungen, wenn sie auch noch so sehr schlecht oder verwerflich sind, soll man halt, wie die meisten Menschen glauben, nichts ändern.

Was giebt das nun wieder einmal für ein Mordgerede und Geschimpfe unter Geistlichen und Bauern, dass der Prälat auf meinen Vorschlag hin verboten hat, im Refectorium Wein an die Laien auszuschenken.

Bisher kamen nämlich an Sonn- und Feiertagen allerhand Leute in's Refectorium, setzten sich an die lange Tafel und zechten da so lange, bis der Mittagstisch für die Geistlichkeit gedeckt werden musste. Der Conventdiener, der von allem verkauften Weine seine Procente zieht, stand sich freilich gut dabei und auch das Volk fand einen besonderen Reiz darin, geistlichen Wein am geistlichen Tisch in geistlicher Räumlichkeit zu trinken. Die Wirthe des Ortes litten dabei

und beklagten sich oft über diesen Extrahandel. Ausserdem gab es da den Vormittag oder auch Nachmittag über im Refectorium allerhand Unziemlichkeiten, die zehnmal schwerer in's Gewicht fielen, als der Nutzen, den das Kelleramt aus dem Weinschank zog. Daher ward der Prälat endlich bewogen, diesen ganzen Handel zu verbieten und das Refectorium für die Trinker des Laienstandes abschliessen zu lassen.

Nun aber muss man hören, was die Massregel alles für Nachtheile und Uebelstände nach sich ziehe und es soll fast aussehen, als müssten nun die Finanzen des Stiftes durch den Ausfall dieses Weinschanks ganz zu Grunde gehen.

Lieber Isidor!

Mein Versprechen zu lösen, gebe ich Ihnen eiligst Nachricht, dass ich glücklich, ohne alle Schwierigkeit, über die Grenze gekommen bin und mich demnach nicht mehr im Bereiche der k. k. Behörden befinde. Nächstens ein Mehreres. Nun geht es unaufhaltsam nach Dresden. Leben Sie wohl!

Ihr Heinrich Werner.

Schandau, den

Alljährlich zweimal kommt ein Mitglied des Ordens der barmherzigen Brüder zu uns, um da einige Tage als Gast zu wohnen. Nicht nur nimmt er bei dieser Gelegenheit einen kleinen Geldbeitrag vom Stifte für sein Haus entgegen, sondern

er macht auch von hier aus seine Bittgänge in die umliegenden Ortschaften, um Almosen für das in der Landeshauptstadt von seinem Orden mit vieler Sorgfalt geleitete allgemeine Krankenhaus zu sammeln.

Die Wohlthätigkeit solcher Institute ist weltbekannt. Die barmherzigen Brüder verdienen ihren Namen. Sie nehmen sich eines jeden Leidenden, der zu ihnen gebracht wird, unentgeltlich an, sorgen für dessen Leib und Seele und fragen nie, ob er Christ oder Jude, Katholik oder Lutheraner sei. Da sie keinerlei Bezahlung für ihre Pflege annehmen, sind sie genöthigt, das kostspielige Institut von milden Beiträgen, die sie in den ihnen zugewiesenen Landesbezirken bettelnd zusammensuchen, zu erhalten.

Die Mitglieder dieses Ordens sind statutengemäss keine Theologen und ausser den nöthigen Aerzten oder Apothekern auch keine gelehrten Leute. Sie gehören ursprünglich dem Arbeiter-, meist Handwerkerstande an. Zwei oder höchstens drei Priester befinden sich der Seelsorge wegen im Ordenshause, sind Professen, können aber nicht zu Vorstehern gewählt werden.

Der Bruder, welcher gegenwärtig bei uns wohnt, war ehemals Schlossergeselle und ist jetzt Krankenpfleger aus Barmherzigkeit. Er hat die Klostergelübde der Armuth, des Gehorsams und der Ehelosigkeit abgelegt und wandert nun auf Geheiss seiner Obern als Bettler für seine kranken Mitmenschen im Lande umher.

Wie achtenswerth, wie ehrwürdig erscheint mir diese Aufopferung! Aber bei uns im Stifte, in dem Hause christlicher Demuth, sitzt er als einer der Geringsten am untersten Ende der Tafel, während allen andern Gästen der Ehrenplatz neben dem Prälaten oder Prior eingeräumt ist. Bei uns erhält er Wohnung im Handwerkerzimmer, während so viele bessere Localitäten leer stehen. Aber so verlangt es die klösterliche Etiquette. Der Mann ist unser Gast, doch nur ein

Bettler, wenn auch aus Barmherzigkeit. Er ist zwar tausendmal höher zu stellen, als so ein terminirender Franziskaner oder Minorit, weil er tausendmal nützlicher und nothwendiger für den unglücklichsten Menschentheil, aber er ist doch nur ein Frater, ein Ungeweihter, ein Nichttheologe, ein Ungelehrter, ja nicht einmal dem Auge nach ein wirklicher Bettelmönch, sondern nur der *minimus minorum ordinum.* Seine Kleidung ist zwar auch schwarz und geistlicher Art, aber um seine Hüften schlingt sich ein kurzer Lederriemen als Sinnbild der Armuth, während unsereiner mit der fünf Ellen langen, zierlich um den Leib gewundenen Seidenschärpe Flausen macht. Er titulirt sich Frater, wir sind Stiftsherren und Patres. Welch ein himmelweiter Unterschied! „Unsere Vorfahren — sagte Einer der Stiftsherren allen Ernstes, als die Rede auf den Ordensunterschied kam — die haben wie der Ordensstifter Wunder gewirkt und was für Wunder! Der Stifter des barmherzigen Ordens aber keine, geschweige denn eines seiner Mitglieder. Sie haben auch keinen der Ihrigen unter den Heiligen, während wir deren zu Hunderten zählen."

In allen Haupt- und in vielen Provinzialstädten, überall wo sich die Menschheit zahlreicher zusammendrängt, das Elend gross und Barmherzigkeit nöthig ist, findet man eine Anstalt dieses humanen Ordens. Ihre Spitäler nennt man mit vollem Rechte *la charité.* Tausende unglücklich gewordener Menschen sind schon geheilt, gesund und dankerfüllt aus diesen Instituten zu ihrem Lebensberufe zurückgekehrt, aber der Orden hat keine Heilige und keine Wunderthäter!

Das Kloster der barmherzigen Brüder in Wien hat über dem Eingang die Aufschrift:

„*Hic Ordo est approbatus, in caritate fundatus, non a Sanctis fabricatus, sed a solo summo Deo.*"— Gott ist die Liebe!

„Ja, aber 's ist halt doch kein Herrng'stift!" —

Lieber Freund Isidor!

Noch kann ich Ihnen keine neue erfreulichere Mittheilung machen. Die Eine, dass ich glücklich über die Gränze gekommen bin, haben Sie schon; sie ist unterdessen auch wichtig genug, um an ihr eine Zeit lang sich zu laben.

Der Professor R . . ., an den Sie mich adressirt haben, ist nicht da; seit drei Monaten auf einer Kunstreise nach Italien; er wird erst in vier Wochen zurückkehren. Ich hoffe, dass Sie nicht meinen, ich würde ihm nachreisen. Seine Hausleute haben mich indessen liebreich aufgenommen. Halb und halb habe ich mich ihnen anvertraut.

Bei der Polizei bin ich gemeldet und da ich dem betreffenden Beamten Alles ganz ehrlich eingestanden und schliesslich erklärt habe, mich in Sachsen naturalisiren lassen zu wollen, liess er mich gehen und versprach noch obendrein seine Verwendung.

Die Leute hier sind überhaupt freundlich und entgegenkommend.

Das ist vorläufig aber auch Alles. Ich weiss noch nicht, was ich anfangen werde. Protestantischer Pfaffe will ich in keinem Falle werden. Das war die erste Idee meiner neuen Bekanntschaft.

Erst will ich mich orientiren und sehen, ob meines Bleibens hier sein wird oder ob ich weiter muss. Im letzteren Falle gehe ich nach Hamburg und wenn es nicht anders sein kann, schwimme ich über den Atlantischen Ocean.

Da mir aber nur um Arbeit und einfachen Lebensunterhalt zu thun ist, so wird wohl in Europa für mich ein Plätzchen noch übrig sein. Nächstens mehr. Körperlich geht es mir passabel, seelisch auch, nur darf ich nicht stille sitzen oder lange allein sein. Leben Sie wohl.

Ihr Heinrich Werner.

Dresden, den

Vor der Pforte sammeln sich täglich um die Mittagszeit Bettler und Wanderer aller Art, Handwerksburschen, Taglöhner u. s. w. Der Hunger führt sie herbei. Für sie hat das Kloster auch immer einen vollen Tisch, freilich eigener Art, nicht ganz so wie für seine Mitglieder.

Alle denkbaren Abfälle und Reste aus Refectorium und Küche, von der Offiziertafel und vom Gesindetisch: Brod-, Fleisch- und Gemüsestücke, süsse Suppen und saure Saucen, Mehlspeisen, Abgänge von Braten — Alles, was Geistlichkeit und Dienerschaft übrig gelassen oder nur halb gekaut hat und was sich sonst noch als nicht mehr gut verwendbar vorfindet, bringt die eigens zu solchem Geschäfte designirte Magd in einen grossen Kessel und kocht es zu kräftiger Suppe für die Armen. Man nennt dieselbe Klostersuppe und lässt sie sich sehr wohlschmecken.

Reisende, Handwerksburschen, Taglöhner. die im Frühjahr oder zur Erntezeit nach Arbeit in andere Gegenden ausgehen, oder von da wieder heimkehren, ja, selbst oft Arbeiter aus der nächsten Umgegend finden sich ein. Mancher macht gerne einen kleinen oder grossen Umweg, um sich an der Klostersuppe zu sättigen.

Während die geistlichen Herren noch bei der Tafel sitzen, bringt der Pförtner eine Schüssel nach der andern, bis oben gefüllt, hinaus, je nach Zahl der harrenden Mannschaften, und liefert Jedem den nöthigen Blechlöffel aus, dessen Rückgabe er mit besonderem Fleisse überwacht. Die Leute stellen sich um die auf einen steinernen Tisch gestellte Schüssel und ihr Erstes ist, mit den Löffeln nach den consistenten und grösseren Objecten, die sich in der Suppe vorfinden, herumzufischen. Dabei wird geplauscht, gezankt, gestritten, gelacht und „allerlei Dummheit g'macht.“

Ist die Suppe genossen, erhält Jeder noch ein Stück Brod und zieht sich zurück; eine andere Gesellschaft tritt

heran, eine „frische Schüssel“ wird aufgetragen, bis Alle satt sind.

Wenn ich manchmal von der Mittagstafel zeitig aufstehe und hinaus in den Wirthschaftshof gehe, um etwa in meinem Departement einen von den Dienstleuten nicht vermutheten Inspectionsgang zu machen, und dann in das Bereich dieser Gratisrestauration gelange: kann ich nicht unterlassen, immer wieder die trübseligen Glossen über klösterliche Armuth und Nothdurft zu machen. Da — sage ich mir — vor der Klosterpforte ist wahre Armuth, aber es ist nicht die vielgerühmte geistliche, sondern die allverabscheute weltliche. Denen, die Armuth gelobt haben, ist sie nicht zutheil geworden, dagegen im reichlichen Maasse diesen Leuten, die sie nicht erwählt haben, die vielmehr alle Stunden des Lebens den lieben Gott bitten, sie davon zu erlösen.

Da draussen ist Armuth, wo solcher Suppenbrei mit gutem Appetit und mit sichtbarer Freude verzehrt wird, während drinnen manches theure Gericht nicht munden will und dem P. Küchenmeister gegrollt wird, dass er keinen besseren Speisezettel gemacht hat.

Das Bauernvolk, das weit und breit „um's G'stift“ herum von der täglichen Verabreichung der Klostersuppe weiss, lobt die Wohlthätigkeit seiner geistlichen Herren und gedenkt dabei vielleicht des Evangeliums, wie es der Pfarrer von der Kanzel herab verkündet und erklärt: „Ich war hungrig und ihr habt mich gespeist — so wird der Herr am Tage des Gerichts zu den Wohlthätern sagen — geht ein zur ewigen Freude.“ Der Bettler, der seinen leeren Magen glücklich gefüllt hat, denkt vielleicht auch so oder ähnlich. Unsereiner dagegen setzt die ganze Sache als eine höchst geringfügige und wohlfeile auf den Platz, den sie verdient.

Mein Vorgänger im Küchenamte, der milde Amoros, der sich nicht leicht ärgerte, sagte einmal, als er in zornige Aufwallung gerathen war: „Hier bei uns ist 'n richtiges Komödiantenleben; Keiner ist, was er scheint und Keiner will auch scheinen, was er wirklich ist: aber wo 's ihm g'rad passt, ist Jeder gegen den Andern ein Teufel.“ — Leider ist das durchaus wahr und ich möchte nur noch hinzufügen, dass mancheiner sogar mit sich selber teuflisch zu Werke geht.

— — „Zwei Gegenstände meiner ersten und mächtigsten Angst sind nun glücklich beseitigt, die Furcht vor einer etwaigen Auslieferung und die, verhungern zu müssen.

Nicht nur habe ich die Gränze mit unglaublicher Leichtigkeit überschritten, sondern ich finde auch Schutz in diesem Lande gegen alle etwaigen Reclamationen. Es ist keine Seele da, die Miene machen möchte, mich abzufassen und an die geistliche oder an eine andere Behörde Oesterreichs zu überliefern. Meine Naturalisation ist bereits eingeleitet und Niemand frägt nach einer Metternich'schen Erlaubniss. Was war das doch für eine vergebliche Angst vor Namen, wie „Ausland“, „Gränze“, „Polizei“, „Spitzeln“ u. s. w.!! —

Und auch die andere Besorgniss ist gehoben. Ich fühle Lust zur Arbeit und soll ehrliche Arbeit erhalten. Schon morgen! Man hatte mir erst vorgeschlagen, evangelischer Prediger zu werden. Mir fällt es nicht ein. Ich kann nichts Geistliches riechen und werde nicht aus einer Kutte herausgekrochen sein, um in eine andere hineinzukriechen. Nein, einfach, aber mit mir zufrieden will ich leben.

Drei Gelübde werde ich nun auch, aber in der Freiheit und nach meiner Art zu erfüllen haben: ich werde unter-

thänig und gehorsam Denen sein, die mir nach freier Uebereinkunft Arbeit und Brod geben; ich werde arm sein, wenn es sein muss und jedenfalls ärmer, als ich im Kloster war, und ich werde ein Sonderling der menschlichen Gesellschaft sein und bleiben, weil ich für Liebes- oder Eheverhältnisse zu matt und abgelebt bin.

Nun Alles so weit gediehen ist, mache ich dem Prälaten briefliche Anzeige, dass ich den mir zur Erholung nach Wien bewilligten Urlaub lebenslang überschreiten werde und in's Ausland entflohen bin, um — lebendig und mit freiem Willen — nicht wieder zurück zu kehren. Der Bischof kann mir die betreffende Excommunication nachschicken, dazu soll er meine vollständige Adresse erhalten.

Ueber meine zurückgelassenen Habseligkeiten möge der Abt wie über den Nachlass eines Verstorbenen verfügen. Sollte ich doch das unwahrscheinliche Unglück haben, mit Gewalt zurückgebracht zu werden, würde ich von meinem Nachlass ja ohnehin nie wieder etwas zu sehen bekommen. Also fort damit in den Glückstopf!

Ich kann es nicht sagen, mit wie leichtem Herzen ich Alles fahren lasse, und wäre es noch tausendmal mehr. „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt besässe, aber an seiner Seele Schaden leidet.“ —

Jetzt bin ich wahrhaft arm, wie ich es noch nie war. Mein Geld ist aufgezehrt und ich lebe fast wie ein Bettelmönch von der Milde barmherziger Menschen. Dazu noch der gefrässige Appetit, der sich mir jetzt als Freund angeschlossen hat. Doch, wie gesagt, morgen hat — höchst wahrscheinlich — meine Noth ein Ende. Stellen Sie sich fortan meine Person vor, wie sie in einem Comptoir über den Büchern lehnt und kritzelt.“ — — — — —

Leipzig, den

Ihr Heinrich Werner.

Das Bewusstsein meiner einstigen Aufopferung erscheint mir jetzt nicht mehr kindlich, nicht mehr schön, wohlthuend. Das Gewissen der Eltern ist längst befriedigt und wenn der Zeitgeist — woran ich nicht zweifle — seine Schwingen auch über sie ausgebreitet hat, dann betrachten sie wahrscheinlich jetzt ihre einstigen Skrupel als andächtige Uebertreibungen. Wie mir eine Briefstelle von der Hand der Schwester zeigt, macht die Mutter dem Vater und er wieder ihr schon den Vorwurf des Aberglaubens. Es ist da auch wohl Vieles anders geworden.

Bei mir Alles!

In meiner Gesinnung ging langsam und sicher eine Umwandlung vor, deren Ende ich niemals voraussah. Keine Leichtfertigkeit mehr, keine Selbstüberredung, keine Befriedigung, nur die Scham waltet jetzt, dass ich mir vorkomme, wie der verworfenste aller Heuchler, wie ein ganz unnöthiges, auf Kosten der Gesellschaft wohllebendes, faules Glied, wie ein fruchtloser, dürrer Zweig am Baum des Lebens, wie ein nichtsnutziger Müssiggeher in der grossen Werkstätte des Alls. Ich habe keine Lieblingsbeschäftigung mehr; Musik und Malerei wären mir längst zuwider, wenn ich auch Zeit hätte, mich damit abzugeben. Kunst und Wissenschaft erscheinen mir über Alles edel, aber ich bin gar so unwürdig, in ihre Schule zu gehen.

Weder ist die Strenge des Ordens so gross, noch ist meine officielle Stellung der Art, dass ich mich als Strafgefangenen, von der grossen Menschheit Geächteten, für die Sinnenwelt Hingerichteten, Abgestorbenen ansehen darf: aber ich fühle doch, als wäre ich das Alles, und bin durch dieses Gefühl tief niedergedrückt.

Seit der gute Prior todt ist, habe ich keinen Freund mehr in meiner Nähe. Ach, ein Unglücklicher findet auch keinen und am sichersten nicht in einem Kloster.

Albin's Entfernung wird mir jetzt allgemein angerechnet, aber die schlechten Witze und Sticheleien, die ich anzuhören habe, prallen an einer unsäglichen Verachtung ab, die ich den Leuten zolle. Ich dulde nicht, dass man mich ärgert: aber dennoch erscheint mir Alles unerträglich, was ich in Wirklichkeit ertrage.

Die Hinterlassenschaft Albin's wird einer Anordnung des Prälaten gemäss nicht zur Vertheilung kommen, sondern bleibt, wo sie ist und werden die Zimmer nicht anderweitig verwendet werden. Ob der Mann etwa glaubt, der Flüchtling werde von selber wieder kommen? — Aehnliche Fälle hat es freilich schon genug gegeben.

Als ich heute ausgeritten war, um meine Leute, die mit der Erhebung des Getreidezehents beauftragt waren, zu inspiciren, fand ich dieselben auf einem der Bauernfelder mit dem Eigenthümer der Ernte im heftigen Wortwechsel. Ich kam eben recht, um Thätlichkeiten zu verhindern. Von der Sachlage unterrichtet, befahl ich dem Oberknecht, sich mit dem zu begnügen, was man als abzunehmenden Zehent vorbereitet hatte und dann weiter zu gehen. Dafür hatte ich nun eine kleine Feldpredigt anzuhören, die mir der alte Bauer zu halten Veranlassung nahm.

Die Sache war in meinen Augen mehr komisch als ernst, da ich, hoch zu Pferde sitzend, das kleine Männchen mit

heiserer Stimme peroriren sah und ich hielt daher so lange aus, bis er ausgeredet hatte.

„'s is hübsch von Ihnen, 'r Ho'würden — so schloss er seine Anrede — dass S' mit n' armen Menschen Mitleid hab'n, 's is ja dies Jahr nit viel 'worden, und 's G'stift wird dender nit ärmer wer'n. Den geistlichen Herren geht's immer guet g'nue und allmal am besten, wenn 's unser 'am recht schlöcht geht. Da heisst's nachher glei': müsst's böten, dass eng der liebe Gott d' Straf' für engere Sünden verzeiht. Nachher kommen die dummen Leut und bringen den geistlichen Herren noch 'n letzten Groschen, den s' im Haus' hab'n und lass'n 'ne heil'ge Mess' lesen. Und so bekommen 's d' Herren auf der oan Seiten wieder, was auf der an'ern ausblieben is. Noh, wenn's nur was helfen thät. 's hilft freili, aber dem Bauer nit." — „Amen!" — rief ich ihm freundlich zu — Ihr habt ganz Recht und behüet eng Gott!" — Damit gab ich meinem Pferde mit der Gerte einen Hieb und ritt unter schallendem Gelächter der Umstehenden, die meine Entgegnung wahrscheinlich für Ironie angesehen hatten, davon. Ich aber hatte dem Bauer aus vollem Ernste Recht gegeben, denn er hatte im Ganzen sehr richtig gesprochen. —

Aller Reichthum des Klosters ist einst aus dem Volke gekommen und immer dann, wenn das Volk zu leiden hatte, gab es für die geistlichen Genossenschaften die besten Ernten. Jetzt zwar hat es mit den grossen Schenkungen ein Ende, aber noch immer spendet das niedere Volk, wenn es ihm schlecht geht, wenn Krankheit oder Tod in die Familie einbricht, wenn Feuer oder die Fluth, Hagel oder Misswachs die Ernten vernichten, wenn eine Seuche das Vieh dahin rafft, das meiste Geld zu Messen und Kirchengebeten. —

Die Tochter des Stiftsförsters ist gestorben und wurde heute begraben. Der Leichenzug war hübsch anzusehen. Auf einem Thalwege zwischen hochstämmigen Tannen bewegte er sich den Berg hinan zur Stiftskirche. Junge Bauern trugen den mit Blumen und Kränzen über und über bedeckten Sarg. Der Schulmeister mit den Stiftssängerknaben schritt voran. Sie sangen das Miserere. Ein kleines Häuflein von Verwandten und Bekannten folgte.

Das Mädchen war nicht mehr jung gewesen. Auch hatte es nicht etwa der Gram der Liebe, wohl aber deren Süssigkeit getödtet. Hannchen war an unzeitiger Entbindung gestorben. Ihr Vater, ein barscher Jägersmann, der gewöhnlich von der Leber weg spricht, hatte schon vor dem Tode des Kindes sich bitter darüber beklagt, dass der Segen „von oben gekommen“ sei. Das Jägerhaus liegt im Thale, das Stift auf der Höhe. —

Wir wissen so ziemlich Alle, wer die Unglückliche auf dem Gewissen hat. —

Hannchen — sagt die böse Welt — hätte es gar nicht nöthig gehabt, alte Jungfer zu werden. Sie hatte der Heirathsanträge genug. Aber nachdem man ihr den Geliebten zu heirathen nicht gestattet, den ihr Herz erwählt hatte, wies sie jeden Bewerber hochmüthig ab. Ihr Erwählter war der Sohn des Försters auf einer andern etwas entfernteren Stiftsherrschaft. Dieser Sohn hatte Anwartschaft auf seines Vaters Stelle. Er konnte also das Mädchen versorgen. Aber sowohl seine, als auch Hannchens Mutter wollten sich auf keinerlei Weise bewegen lassen, in diese Heirath zu willigen. Der Beichtvater Beider — früher der Einen, später der Andern — soll seiner Zeit unser Senior, der ehemalige P. Waldmeister gewesen sein. Er war auch der vorzüglichste Gegner dieser Heirath.

Und die jungen Leute grämten sich am Ende auch nicht darum, dass sie sich nicht kriegten. Der Bursch nahm eine Andere und Hannchen blieb Jungfer, bis sie heute begraben wurde.

Für ihre arme Seele wurden ein Requiem, ein Lobamt und drei Todtenmessen gehalten und hat die Mutter noch die Gründung einer ewigen Stiftung im Sinne, der gemäss alljährlich am Sterbetage in der Stiftskirche eine Seelenmesse gelesen werden soll. —

Nun ist die bischöfliche Excommunication über weiland Albin doch ausgesprochen worden, nachdem das Consistorium sich überzeugt hat, dass alle Ermahnung zur Rückkehr und Busse vergeblich sind und der Flüchtling in den Laienstand zurückgekehrt ist. Auf ein väterlich zuredendes Schreiben des Prälaten soll er sehr aufrichtig seinen Widerwillen gegen das geistliche Leben ausgesprochen und die bestimmte Erklärung abgegeben haben, dass er so viel an ihm und nöthig ist auszusprechen, selbst dem kirchlichen Christenthum entsage.

Diese Antwort musste dem Consistorium eingesandt werden und es erfolgte nun die „grosse Excommunication.“ Eine schriftliche Mittheilung davon ist — wie man mir sagt — nicht nur den Klöstern und Stiftern, sondern auch den Decanaten und durch diese sämmtlichen Pfarrern zugegangen. Die Formel führt Namen, Vergehen und die Motive des Kirchenbannes an und schliesst mit den Worten: „*idcirco autoritate Dei omnipotentis, Patris et Filii et Spiritus Sancti et beatorum Apostolorum Petri et Pauli et omnium Sanctorum ipsum excommunico in his scriptis et tamdiu ipsum vitan-*

dum denuntio, donec adimpleverit, quod mandatur, ut spiritus ejus in die judicii salvus fiat."

Die geschriebene Formel ist übrigens viel milder als die bei der Ceremonie selbst gesprochene.

Es ist uns nicht bekannt geworden, ob die betreffende Ceremonie in der bischöflichen Residenz auch wirklich stattgefunden hat oder ob man sich blos *brevi manu* mit der Abfassung und Versendung einer schriftlichen Verbannung begnügt hat. Wenn die Ceremonie wirklich stattgefunden hat, so bestand sie in Folgendem:

Der Bischof erschien im violetfarbigen Pluviale, umgeben von zwölf Priestern in Rochetten. Am Altare sitzend, die trauerfarbige Mitra auf dem Haupte, sprach er:

„Weil der N. N. auf Anstiften des Teufels seine Gelübde durch Apostasie verletzt hat u. s. w.: so müssen wir nach der Weisung Jesu Christi, des Apostels Paulus und des Apostels Johannes das ungesunde und faule Glied mit dem Messer der Excommunication abschneiden. Wir schliessen ihn aus den kirchlichen Gränzen im Himmel und auf Erden und wollen, dass er verdammt sei mit dem Teufel und seinen Engeln und mit allen Bösen zum ewigen Höllenfeuer, so lange bis er zur Erkenntniss gekommen" u. s. w. —

Die Priester antworteten: *„fiat! fiat! fiat!"* und warfen die brennenden Kerzen zur Erde.

Es erübrigt noch zu bemerken, dass bei einer etwaigen Rückkehr des Schuldigen obige Excommunication unter einer dreifachen Bedingung aufgehoben werden kann, nämlich: dass der Excommunicirte der Kirche und seinem Orden von Neuem Gehorsam schwört; dass er die Kirche in öffentlicher Ceremonie versöhnt und Busse thut; dass er sich jeder strengen Behandlung nach Massgabe seiner Schuld, d, h. nach dem willkürlichen Ermessen derer unterwirft, die Ankläger, Richter und Strafvollstrecker in Einer Person sind.

Was ein solcher Reuiger zu hoffen hätte, kann man sich denken. Von geistlichen Behörden erwartet man überhaupt nur die grösste Strenge, niemals Verzeihung. Eine *restitutio in integrum* ist bei einem abtrünnig gewordenen Priester gleichsam unmöglich, wenn er noch so viel Reue fühlte, noch so grosse Busse thäte.

Uebrigens verfällt Jeder, der mit dem Excommunicirten irgendwie verkehrt, *eo ipso* in die kleinere Excommunication. Davon kann ihn aber jeder Priester („*simplex sacerdos*"), wenn er dessen benöthigt, nach verrichteter Beichte absolviren.

Mein Vorgänger im Hofmeisteramte pflegte den widerspenstigen Unterthanen gegenüber oft das althergebrachte Sprichwort vorzuhalten: „Unter'm Krummstab ist gut wohnen!" — Ich sage das niemals, weil ich es nicht für richtig halte und weil es die Dreisteren unter den Bauern nur herausfordern würde, darauf eine derbe Antwort zu geben. So viel äussern Respect sie auch dem geistlichen Herrn bezeigen und wie sie sich drängen mögen, ihm die Hand zu küssen, ebenso aufrichtig grob können sie reden, sobald ihnen die Gelegenheit dazu geboten wird.

Einmal hörte ich in meiner Nähe einen pflügenden Stiftsknecht zu einem robotenden Bauer gesprächsweise sagen: „Ja, wenn si' Oaner an die Klostermauer nur anloanen kann, i' sag' eng, nur anloanen, so hat er's schon guet." — Das Wort gefiel aber nicht dem Bauer, welcher antwortete: „Ja, anloanen, muesst sagen, faulenzen kann Oaner und Futter kriegt er gnue, aber weiter is a nix mehr." —

Im Grunde hat der Bauer nicht ganz Unrecht. Es mag unbestritten sein, dass es eine Zeit gegeben, in der das Kloster-

wesen eine Wohlthat für Land und Leute war: jetzt sehe ich weder, dass die Leute unter'm Krummstab besser wohnen als unter einem weltlichen Dominium, noch dass die einem Kloster näher Angehörigen sich eines grössern Wohlseins erfreuen. Ich möchte sogar das Gegentheil zu behaupten wagen.

Ich vergleiche die Unterthanen weltlicher Herrschaften mit den Unsern und finde ein unterscheidendes, so ziemlich Alles sagende Merkmal: jene sind bei Weitem nicht so arm wie diese. Selten findet man einen sehr reichen Bauer, der unter geistlicher Herrschaft steht, denn diese besitzt ja selber alle bedeutenderen Liegenschaften, während z. B. auf den Herrschaften unserer gräflichen Nachbarn viele ganz artige Bauerngüter zu finden sind.

Wo soll das Wohlthuende des klösterlichen Daseins stecken? — Wahr ist, dass die Dienerschaft gut bezahlt und gut gefüttert wird, dass man es bei Unterthanen, die Unglück gehabt haben, mit den Abgaben nicht bis zum Aeussersten treibt: aber das ist bei weltlichen Dominien sehr häufig auch der Fall.

Ich weiss ausser der Klostersuppe, die den Hungrigen täglich an der Pforte gereicht wird, nichts Besonderes anzuführen, das nicht auch bei andern Herrschaften vorkäme; ich müsste denn sagen, dass unsere Unterthanen im Felde, im Walde, im Hause, in der Scheune mehr und öfter, vielleicht auch leichter stehlen als anderswo. —

Ausserdem will es mir als sehr bedenklich erscheinen dass wir als Herrschaft mit den Bauern als unseren Unterthanen gar so viele Prozesse zu führen haben, mehr als es bei weltlichen Dominien der Fall ist, so dass der Justizamtmann bei uns beständig alle Hände voll zu thun hat. Ich für meinen Theil habe als Hofmeister zwar noch keinen derartigen Prozess verloren, wohl aber kam die Sache manchmal

so schlimm, dass den renitenten Frohnbauern vom Kreisamt requirirtes Militär in's Quartier gelegt werden musste, um sie zu zwingen, ihren Obliegenheiten nachzukommen.

Heute führte mich der Zufall oder vielmehr die nothwendige Besichtigung einer baulichen Reparatur in unsere Todtengruft. Nachdem ich den Arbeitern die nöthigen Anweisungen gegeben hatte, gefiel es mir, unter den Särgen ein wenig herumzusteigen. Da bemerkte ich, dass aus dem Einen viele lange weisse Bänder, etwa wie baumwollene Schnürbänder, heraushingen. Ich machte die Arbeiter darauf aufmerksam und sie meinten:

„Ja, 'r Ho'würden, das sind d' Würmer, die sich so gross g'fressen haben, dass s' aus der Truh'n 'rauswachsen und d'rin kein' Platz mehr haben." —

Auch gut! — dachte ich — es muss doch auch eine Vergeltung nach dem Tode geben.

Mitten aus diesem Gedränge klösterlicher Ueppigkeit, grob-sinnlichen Lebensgenusses und bestechender Gemächlichkeit tritt an mich oft — namentlich nach düstern Vorkommnissen — eine Art Mahnung heran, wie gar sehr arm und verlassen ich hier mit der Zeit geworden sei. Und alle Tage steige ich, wie es mir vorkommt, tiefer herab auf den Stufen des Selbstgefühls.

Eine schreckliche, nie gekannte, nie geahnte Erbärmlichkeit im Geist und Herzen verdüstert mir alle Anschauungen

und Gedanken, drückt mich nieder und macht aus mir einen immer finsterer darein schauenden Sonderling.

Mein abstossendes Betragen gegen die Andern macht, dass sie sich von mir immer mehr zurückziehen und mich durch Unartigkeiten verletzen, die ich zwar nicht gleichgiltig hinnehme, wodurch aber mein Inneres nur verbitterter wird. Was ich dann suche, finde ich auch, Fehler und Gebrechen aller Art, sowohl an Personen wie an Sachen.

Vergebens wehre ich mich gegen solche Selbstqual; vergebens rufe ich oft und fast gewaltsam die bessere Erkenntniss herbei. Alles will mir nur zum Unheil, zum Unfrieden, zur innern Zerfahrenheit dienen. Was soll das werden? —

Die Nachricht, dass sich vor wenigen Tagen ein Mann von so bedeutendem wissenschaftlichen Rufe und streng moralischem Charakter, wie der Benedictiner Michael E . . war, in den Fluthen der Donau aus Melancholie ertränkte, hat uns Alle nicht wenig überrascht, am meisten aber und gewiss am allerschmerzlichsten mich, der ich ihn einst sehr genau hatte kennen gelernt.

Es war noch in meinen theologischen Studienjahren, als ich, ich weiss nicht mehr recht aus welcher Veranlassung, den Herrn Michael an einem Sonntage nach dem nahen Wallfahrtsorte begleitete und so in seiner Gesellschaft einen ganzen Tag zubrachte. Er sprach zu mir freundschaftlich und theilte mir sehr viele höchst lehrreiche Ansichten mit. Er, der ein berühmt gewordenes Buch: „Ueber die Freundschaft“ geschrieben, hatte eine sehr gefällige und nachahmungswürdige Art zu philosophiren. Ich bewunderte damals die geistige Er-

habenheit dieses Mannes und mein innigster Wunsch war, von seinem Wesen etwas zu profitiren.

Ich erinnere mich noch so genau als ob es erst gestern gewesen, wie wir Beide gegen Abend auf dem kleinen Kahn, von einem Schiffer gelenkt, die brausende Strömung der Donau zum Stift hinabfuhren und wie er mich mahnte, ja stets für geistige Arbeit Sorge zu tragen, um der klösterlichen Melancholie zu entgehen. Ich möchte — meinte er — ausser meiner gewöhnlichen Beschäftigung irgend ein Nebenstudium treiben, um damit die Zeitsplitter, die oft zahlreich abfallen, nützlich zu verwenden. Namentlich empfahl er mir das Studium irgend einer ungewöhnlichen Sprache.

„Sie glauben gar nicht — sagte er — wie viel es mit der Zeit wird, wenn man alle Tage auch nur eine Kleinigkeit hinzulernt, und wie es den Geist von allen unnützen Grübeleien ablenkt.“ —

Ich habe seit jener Zeit seinen damaligen Rathschlägen mannigfach Folge geleistet, ja noch mehr, sein Vorbild schwebte mir stets vor Augen, wenn es sich darum handelte, aus irgend einer augenblicklichen Aufregung schnell herauszukommen. Und jetzt? — Jetzt haben seine Philosophie und seine probaten Mittel gegen Melancholie bei ihm auch nicht mehr ausgereicht! Wie schrecklich traurig!

Wäre dieser Fall vereinzelt da, so würde ich mich mit den alltäglichen Ausflüchten auch beschwichtigen, aber der Beispiele sind so viele, dass sich Klostergeistliche aus Desperation das Leben nehmen oder dass sich deren Dasein in Melancholie langsam aufzehrt.

Ich will gar nicht erst auf die vielen Erzählungen achten, die dieses unglückselige Thema behandeln, ich habe genug an den lebendigen Eindrücken, die mir im Kreise meiner eigenen nächsten Bekannten zu theil geworden sind. Ich denke da an einen Friedrich und Joseph, welche ich in

kennen gelernt habe, die sich aus Lebensüberdruss den Tod bereiteten, an meinen ehemaligen Collegen Justin, der jetzt wahnsinnig sein soll, an unsern guten Maurus, der sich systematisch in Branntwein ersäuft hat. Schauer durchrieselt mich, wenn ich an sie denke. Ich wage gar nicht, ein Urtheil zu haben über das, was sie gethan. Ihr einziger letzter und beständiger Gedanke muss gewesen sein: Ruhe im Grabe!

Aber wie weh mir solche Erinnerungen thun, kann ich nicht beschreiben. Gegen diese Schmerzen habe ich auch kein Mittel. Jene Hoffnungen, an denen Millionen hangen, wenn ihnen schlimm zu Muthe ist und die wie leuchtende Sterne die Schiffe ihres Lebens einem sichern Hafen entgegenführen, winken mir nicht. Ich habe nicht den Trost, an ein Fortleben zu glauben. Für mich ist dieses Leben verloren, einmal und für immer dahin. Mein gegenwärtiges Leiden ist daher auch kein Fegefeuer, durch das ich zum Himmel eingehen kann.

Die Glocke, die mich täglich ein paarmal zu den Brüdern ruft, tönt mir immer wie eine Todtenglocke. Ich gehe unter diese Leute, um immer wieder von Neuem für sie abzusterben.

So werde ich täglich einer schweren Prüfung unterzogen, um sie täglich — nicht zu bestehen. Wenn es unter diesen lebendigen Männern hier einige wenige giebt, die mir nicht genug verhasst sind, so ist das Mitleid Ursache, das ich mit ihnen habe, weil sie in meinen Augen weniger schlecht als vielmehr einfältig sind. Schliesslich aber halte ich mich selber doch für den schlechtesten und einfältigsten von Allen. Das ist immer das Ende vom traurigen Liede.

An eine Erlösung aus diesem unglückseligen Zustande wage ich nicht zu denken. Meine Zukunft liegt nicht etwa

nur in nebelgrauer Ferne, sondern so nahe, dass ich sie als Gegenwart ansehen muss. Es ist vorbei! —

— — Ja, mein lieber Herr Professor! wenn es möglich wäre, ein neues Leben möchte ich beginnen, am liebsten aber den letzten grossen Abschnitt meines Daseins ganz von Neuem anfangen. Gern würde ich da in Noth und Dürftigkeit, wie ich sie einst erfahren, wie ich darin aufgewachsen bin, zurückkehren. All die jetzige Herrlichkeit, all das Ansehen, alle die Würde, die ganze „Lebensversorgung" mit einem Schlage abzustreifen, sollte mir nicht den leisesten Seufzer kosten.

Es giebt einen Tag meines vergangenen Lebens, von dem aus ich, wenn ich könnte, Alles, aber Alles verwischen und vertilgen möchte, um noch einmal und ganz anders anzufangen.

Am siebenten Morgen seiner Fussreise steht der blutarme Student auf einer Anhöhe, von der man eine weite Thallandschaft übersehen kann. Am Fusse dieser Anhöhe liegt ein kleines Städtchen. Er kann in seine Gassen, auf die Dächer der Häuser und in die Höfe derselben gerade hinabblicken. Er hält sich aber dabei gar nicht auf, sondern richtet seine Augen mit grossem Interesse nach einem hellen Punkte am Horizont der Landschaft. Aus Waldes-Dunkel blickt ihm da ein langes, weisses Gebäude entgegen, und dieses ist — einer erhaltenen Belehrung gemäss — das Ziel seiner langen Wanderung. Er fühlt sich fast überrascht, diesem Ziele schon so nahe zu sein, und sein Blut drängt sich zum Herzen, als sollte ihm so traurig zu Muthe werden, wie am ersten Morgen seiner Fussreise. Lange blickt er hin

nach diesem weissen Gebäude; stumm ist sein Mund, aber gar mancherlei Gedanken jagen ihm durch den Sinn.

Als er endlich einige Schritte weiter gegangen, scheint ein ganz besonderer Einfall in ihm aufzublitzen. Er wendet seine Schritte von der Landstrasse ab und einem nahen Kieferwäldchen zu, an dessen Saume eine Quelle rieselt. Hier hält er inne, legt Stab und Mütze in das mit trockenen Kiefernadeln durchmischte kurze Gras, nimmt sein Ränzlein ab und setzt sich. Das Ränzlein wird rasch aufgeschnallt und eine kleine Bürste herausgenommen. Mit jener Behändigkeit, die dem Geübteren eigen ist, werden die Schuhe zuerst vom Staube gereinigt; dann zieht der arme Student ein Stückchen Butterbrod, das sorgfältig in Papier gewickelt in einer Seitentasche des Tornisters steckte, hervor und giebt mit spärlichem Fett dem röthlich schimmernden Leder seiner Fussbekleidung den nöthigen Glanz.

Während er so in voller Arbeit sitzt, rollt eine leichte, stark abgenützte, halbgedeckte Kutsche, von zwei mageren Rossen mühsam gezogen, vorbei. Darin sitzt zwar nur ein einzelner Herr, aber mein Student hält doch in seiner hochwichtigen Beschäftigung inne, um diesen Einen Herrn in der Kutsche, wer er auch sei, nicht merken zu lassen, was er hier treibe. Die Heimlichthuerei scheint auch einigermassen gerechtfertigt zu sein, da sich der vorüberfahrende Unbekannte wirklich mit einer ganz besondern Aufmerksamkeit nach der einsamen Erscheinung am Saume des Kiefernwäldchens umsieht.

Als endlich das langsame Fuhrwerk vorüber ist, setzt mein Student das Verschönerungswerk an den Aeusserlichkeiten seiner Person mit emsiger Ausdauer weiter fort, fährt mit den fetten Fingern, die er zierlich ausspreizt, in sein braunes, üppig dichtes Kopfhaar und frisirt dasselbe mit

jenem wohlbekannten abgekürzten Verfahren, das manchen jungen Leuten und im Nothfalle auch einigen älteren eigen ist.

Dann tritt er zur Quelle. Die Hände werden mit gelblichem Sand und klarem Wasser gereinigt und mit einem etwas verblassten seidenen Taschentuch, einem theuern Andenken an seinen vorletzten Namenstag, nothdürftig abgetrocknet. Der Versuch, sich im Spiegel einer grösseren Wassermenge auch noch zu besehen, fällt insofern unglücklich aus, als bei der Bemühung, sich recht tief zu bücken, einer der vornehmlichsten Träger der Unnennbaren, ein Knopf, der schon seit einigen Tagen an Abspannung gelitten hatte, die Geduld gänzlich verliert und von seinem bedeutsamen Posten abspringt.

Ein richtiger Student ist auf derlei Treulosigkeiten stets vorbereitet. Er holt mit geübtem Handgriff Nähnadel und Zwirn aus einem hölzernen Schächtelchen, das im Grunde des Tornisters verborgen liegt und fesselt mit einigen Stichen den Ungehorsamen an seine Stelle.

Das kleine Unglück beseitigt, alle sieben Sachen eingepackt, die braune Blouse ausgezogen, zusammengewickelt, in den Tornister gesteckt, diesen fest zugeschnallt und auf die Schulter befestigt, noch einige streichelnde Handgriffe über den enthüllten schwarzen Frack, das Sammtmützchen in Ordnung gebracht, den Wanderstab ergriffen — so ist er fix und fertig, um einen würdigen Einzug zunächst in das unter dem Berge liegende, freundlich aussehende Städtchen, und dann in jenes weisse Gebäude am Horizont bewerkstelligen zu können.

Sein Auftreten verräth gehobenes Selbstgefühl. Leicht und sicher, gleich als ob er so eben aus dem Hörsaal der Universität nach einem sehr glänzend bestandenen Examen käme, schreitet er daher und singt mit heller Stimme eine zu damaliger Zeit vielbeliebte Opernarie mit studentischer Grazie:

„Erblickt auf Berges Höh'n den Mann von kühner Bildung steh'n, fest gestützt auf sein Gewehr, *diavolo, diavolo, diavolo!*" — Die Worte „kühner Bildung" werden dabei so stark und so possirlich betont, dass der Sänger schliesslich über sich selber laut auflachen muss. Der *diavolo* hat da noch keinen gewichtigen Sinn.

Der Mann von „kühner Bildung" war ich und Sie, mein lieber Herr und Freund! waren der Fremde, der mich aus der Postkutsche so gross angesehen hatte.

Das war der Morgen, von welchem an ich, wenn es anginge, noch einmal leben möchte mit reinem, ungetrübten, heitern Bewusstsein. Ein armer, sehr armer Student wäre ich wieder, aber stolz und voll Lebenslust, muthig und ungebrochen. —

Doch, was helfen derartige Erinnerungen? Sie machen den Augenblick nur um so trauriger.

Sonst, wenn mich Traurigkeit überfiel, pflegte der Schlaf zu trösten; ich freute mich dann auf ihn und er ward mir so zu sagen ein Freund. Nach und nach wurde er unzuverlässig, endlich treulos. Wenn ich jetzt seiner am meisten bedarf, kommt er nicht. Seitdem Leidenschaften aller Art mich quälen und meine Nerven erregt sind, hat er mir seine Wohlthaten gekündigt. Wenn er sich erbitten lässt und mich heimsucht, so bringt er nicht Labung, sondern erschöpfende Träume voll Gespenster in schwarzgrauer Ordenstracht. Da giebt es jede Nacht Zank und Aerger und Verdruss.

Was einst ein Denker sagte: „Satan selbst wagt nicht, was ein Mönch, der Zügel entbunden, unternimmt" — gilt mir in meinen nächtlichen Träumen.

Und das Wachen? Wenn ich so durch die Felder dahin reite, werden Hypothesen aufgestellt und unnütze Folgerungen gemacht; Beleidigungen werden zugefügt und gerächt; jeder Zwiespalt der Ansichten artet in Zank aus und dieser wird bis in's Kleinlichste durchgeführt; Rache sucht ewig Nahrung und findet niemals Sättigung. So geht es in meinem armen Kopfe zu. Jeder kleine Groll, der sich in grösserer Gesellschaft so schnell verliert, brennt hier in der Einsamkeit unauslöschlich.

Der Hass soll am grässlichsten sein, wenn er von einem Weibe ausgeht. Ich habe ihn nie kennen gelernt, aber mir ist, als ob er nicht grösser sein könne wie der, den ich in mir selbst erkenne.

Und alle meine Empfindungen kommen mir so vertrocknet, so dürre und verkümmert vor. Ein einziges Mal — vor etwa acht Tagen — wurde mir, ich weiss nicht wie es kam, in Thränen leicht. Ich weinte den ganzen Tag und ein heiliger Friede kam dann über mich. Aber am andern Tage war's damit wieder ganz vorbei.

Was für ein Bild muss einst Göthe vor Augen gehabt haben, als er in seinem Faust die Worte niederschrieb:

„Habt eures Ursprungs vergessen,
Euch zu Sclaven vermessen,
Euch in Häuser vermauert,
Euch in Sitten vertrauert,
Kennt die goldenen Zeiten
Nur als Märchen vom Weiten.“

Hat Göthe an solch unglückliche Mönche gedacht, wie ich Einer bin? — —

„Nicht was du hast, macht dich reich, sondern was du bist.“

Arm sind wirklich meine Brüder Mönche und ich bin es mit ihnen. Mich erfüllt jetzt nur ein einziger Gedanke,

aber er beherrscht die ganze Seele; all mein Bewusstsein geht von ihm aus.

Arm bin ich bei aller Ueppigkeit des mich umgebenden Lebens, bei all dem Ueberflusse materieller Mittel. Ich bin ohne gediegene Kenntnisse, ohne eigentliche Bildung, ohne Klarheit der Gedanken und Anschauungen, ohne gesunde Urtheilskraft; aber noch mehr, mir fehlen Glaube und Vertrauen, Liebe und Hoffnung, wie alles Gute, was diese göttlichen Gaben mit sich bringen.

Ueber Alles drückt mich der Mangel eines guten, ehrlichen Bewusstseins, eines reinen Gewissens.

Und so fehlt mir Alles, was zum Lebensglück nöthig ist; nun auch noch Gesundheit, Gemüth, Muth und Kraft. Ich habe nicht Freunde, nicht Weib und Kind, nicht Eltern und Geschwister, nichts Liebes auf der Welt.

Wie schwer fällt mir da Uhland's Lied auf die Seele, das ich so eben zufällig beim Aufschlagen eines halb zerrissenen Almanachs zu lesen bekam:

„Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein;
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes sein." —

Beilage a.

Tobias-Segen.

Wer diese Worte und gedruckte Zeichen und Charaktere bei sich trägt, ein frommes, gottesfürchtiges Leben führt, auf Gottes Hilfe und Beistand baut, sich in seinen Schutz und Schirm empfiehlt, der überwindet alle seine Feinde, und ist sicher vor allem Bösen des Leibes und der Seele, wie auch vor Hagel, Donner, Blitz, Feuer- und Wassernoth, und alles, was er anfanget, bekommet ein gutes Ende.

Jesus Laffimarius † Scelen

Daches†† Michelis † Estes †.Aminoro †

Das Zeichen ist gut vor allerlein Bösen des Leibes und der Seele nnd wer es bei sich trägt, dem kann nichts Leids zugefügt werden, er ist vor allen seinen sicht- und unsichtbaren Feinden sicher, vor allen bösen Geistern, die können ihm am Leib und Seel mit der Hilf Gottes nicht schaden, er wird vor Unglück behütet.

†aib San Duen † Scusesson Sege †

Sum † Duosenam Milias †

Nostrius † Christus

Jesus Christus † Tmes

Das Zeichen ist für alle heimlichen Feinde, die einen hassen und neidig sein, wer es auf der rechten Seiten trägt, dem wird niemand Feind sein, er wird lieb und werth gehalten von jedermann, und er kann auch mit der Hilfe Gottes ohne Beicht und Buß keines gähen Todes sterben, und wird behütet vor unwissendem Schaden und Unglück.

son emis ri † Nollin

genisa † Ristomoseo

† Aglus † Soiro † Saferilosa s †

In Zeias † in Sametum † Amen

Das Zeichen ist gut in aller Handlung zu Wasser und Land, es sei im Kaufen oder Verkaufen, so gehet ihm alles wohl von statten, er kann nicht betrogen oder übervortheilt werden, und alles was er anfangt bekömmt ein gutes Ende, er ist auch in allen andern Sachen glücklich, und kann nichts verlieren, wenn er sich der Gnade Gottes würdig gemacht hat.

In Zotas † in Sanctum † Amen.

Christus † in Nogues † Christus

Corfou † Jansiasiunus

Jesus † Christus † Corsson

Das Zeichen ist gut vor alle giftige Pestillenz, und verstekenden schweren Leibeskrankheiten, vor Hagel, Blitz und Donnerwetter, vor Wasser und Feuers-Noth, vor bösen und gähen Tod, vor alle Feinde, die können mit der Hilfe Gottes weder im Haus, noch auf den Strassen ihn angreifen, er überwindet alle mit Hilfe Gottes.

Jesus † Christus † Corsson

Zabaoth † Arassacollov.

†

Christi Kreuz ist mein ewig und wahres Heil. Christi Kreuz behüte mich N. jederzeit, und auf der ganzen Welt. Das Kreuz Jesu Christi sei ob mir N. unter mir, vor mir, hinter mir, neben mir, und an der Seiten. Das Kreuz Jesu Christe überwinde mir N. alle meine Feinde, die wider mich sein, daß sie müssen weichen, und mir kein Leid zufügen. Amen.

†

Ihr Mund sei verstummt, und ihr Herz verband. Jesus Christus ging in den Saal, da fingen seine Feinde an zu schweigen, und ihr Gewehr und Waffen still stehen, als das Wasser in den Fluß Jordan gestanden ist, da Johannes der Jünger Jesum Christum den wahren und lebendigen Sohn Gottes getaufet hat, Amen.

Dieser Segen ist oft und vielmal approbiret worden, welcher Mensch diesen Brief bei sich trägt und betet alle Morgen der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu Ehren 3 Vater unser und 3 Ave Maria und einen Glauben, der ist sicher vor allen seinen Feinden, es kann ihm auch durch keinerlei Art Schaden zugefügt werden. Welche Frau diesen Brief bei sich hat, der kann nicht mißlingen in ihrer Geburt; und wer diesen Brief bei sich trägt, der wird Wunder erfahren, was vor Kraft und Wirkung er in sich hat, wenn er nach den Willen Gottes lebt, ein Gott gefälliges Leben führt, auf Gottes Hilfe und Beistand vertraut, sich in seinem Schutz empfiehlt und nicht unterläßt täglich im Gebete den Allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde zu benedeien.

† † †

Benedicet tibi, sanctus Deus, Dominius, Deus, Christus, B. V. Mari, S. Marcus, S. Lucas, S. Matheus, S. Andreas, Ad, S. Michael S. Gabriel, S. Raphae S. Daniel, S. Franciscus, S. Antonius ed Paduz, S. Florianus et omnes Angelorum et Apostolorum Chorus.

Gleich wie unser Heiland und Seligmacher Jesus Christus seinen Geist in die Hände seines himmlischen Vaters auf dem Oelberge, befohlen hat, also befehle ich mich N. heut und allzeit in unsers lieben Herrn Jesu Christi seine heil. fünf Wunden, daß sie mich wollen behüten, vor allen bösen Unglück und Schaden, vor Sünden Schand, vor allen Anfechtungen der bösen Geister, daß sie mir an meinem Leibe nicht schaden können so wenig als dieser Mann vor 32 Jahren gestorben und zu Aschen geworden ist, im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes Amen. Der Himmel soll mein Schild sein, und alle Waffen sein von mir verschlossen, und Menschen müssen schweigen die mich hassen und neiden, sie mögen mir so wenig schaden als dieser Mann vor 32 Jahren gestorben, und zu Aschen geworden ist. Im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes Amen. Jesus steh mir N. N. bei, daß mich kein böser oder schlimmer Geist angreifet, Jesus behüte mich ganz und gar, die allerheiligste Dreifaltigkeit sei mein Schutz und Schirm im Haus und Hof, zu Wasser und Land, auf allen Gassen und Straßen. zu Feld und Haid, wo ich fahre oder reite, wo ich gehe oder stehe, wo ich schlafe oder wache, vor allen meinen Feinden sichtbaren und unsichtbaren. Ich befehle mich in alle heiligen Worte der Messen welche, in der ganzen Welt gelesen werden, damit ich durch die Kraft derselben gestärkt und gesegnet werde. Ich N. befehle mich in alle priesterliche Segen so allzeit gegeben werden, daß ich durch die Kraft derselben gesegnet werde.

Ich will heut ausgehen in Gottes Friede, ich gehe, reite oder fahre aus, daß meine Worte und Werke in Gottes Namen werden fortgehen, und daß alle meine Feinde und Widersacher müssen zurückstehen, und zu Schanden werden, und ich gehe aus, in aller Engel Haus, wer wird mit

mir gehen? die allerheiligste Dreifaltigkeit, Gott der himmlische Vater vor meiner, Gott der Sohn Herr Jesus Christus gehet neben meiner, und der heilige Geist beschatte mich überall und bis an mein Ende meines Lebens Amen.

(Neu umgearbeitete Ausgabe.)

Hofmanns Druck in Znaim 1854.

Beilage b.

Unser lieben Frauen Traum, welcher im Brittanerland beschrieben und in Druck gegeben.

Bitt für uns!

Jesus Christus wahrer Gottes Sohn und reine Jungfrau Maria.

Als die Jungfrau Maria zu Bethlehem auf dem Berge eingeschlafen war, kam zu ihr ihr lieber Sohn Gottes und sprach zu ihr: meine allerliebste Mutter, schlafest oder wachest du? Sie sprach: ich habe geschlafen, du hast mich erwecket, und hat mir erschrecklich von dir geträumet! ich habe gesehen, als wärest du im Garten gefangen, mit Stricken gebunden vor'n Kaiphas geführt, von dem Kaiphas zu Pilato, von Pilato zu Herodes, da sie dein heil. Haupt geschlagen, mit Dornen gekrönet, und aus dem Richterhause dich ausgeführet, auf deine heilige Achsel Holz gelegt aus der Stadt auf den hohen Berg geführt, und an das Kreuz geschlagen haben, so hoch, daß ich dich nicht habe erreichen können, deine heilige Seite wurde durchstochen, daraus Blut und Wasser geflossen, und auf mich getropfet hat; darnach dich abgenommen, und also den Gekreuzigten in meine Hände wie einen Todten gelegt und begraben haben, so daß mir aus großen Schmerzen mein Herz hätte zerspringen mögen.

Jesus sprach zu ihr: meine allerliebste Mutter! ein wahrhafter Traum, wer solchen Traum gedenken oder bei sich tragen wird, der wird von allen bösen Sachen befreit sein, und wird nicht ohne Empfang des heiligen Sakramentes aus dieser Welt verscheiden ich und die Mutter werden bei seinem letzten Ende sein, und seine Seele in das Himmelreich einführen.

Sehr nützliches Gebet, welches Papst Leo seinem Bruder Karolo wider seine Feinde geschickt hat, mit solchem Ablaß: wer solches mit wahrer Andacht und Gottvertrauen betet, der wird von allem Uebel der Seele wie auch des Leibes behütet.

G e b e t.

Heilige Jungfrau Maria! bleib mit deiner Hilfe bei mir. Christus heile mich und bewahre mich vor allen bösen und widerwärtigen Sachen † Kreuz Christi helfe mir † Kreuz Christi überwinde alle meine Feinde † Kreuz Christi sei mein Beschützer vor und hinter mir, Gott Vater, Gott Sohn und Gott der heilige Geist ein einziger Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. **Amen.**

Lenks Druck in Znaim.

Beilage c.

Neueste Wundergeschichte, welche sich im Jahre 1865 in Mantua in Italien mit einer Gottesfürchtigen Frau ereignete.

Höret nur o Christen die Wundergeschichte, welche sich in Mantua in Italien mit einer gottesfürchtigen Frau ereignete, welche die Jungfrau Maria durch ihre ganze Lebenszeit mit wahrer Ehrfurcht verehrte. Es war mitten im Frühjahre, gerade am Maria-Verkündigungstage, als jene gottesfürchtige Frau fühlte, daß sie schwanger sei, sie bettete täglich mit andächtigen Herzen und empfahl sich in den Schutz der Mutter Gottes Maria, aber Gott der Allmächtigte suchte sie kraft seiner unendlichen Weisheit mit einer schweren Krankheit heim, und als sie des Todes Annäherung sah, betete sie zu Gott, um ihr Kind glücklich gebären zu können. Die gottesfürchtige Frau sagte dieses andächtige Gebet sammt ihren Gemahl und ihren Kindern täglich her, damit Gott der Allmächtige sie vor plötzlichen Tode bewahren und die Mutter Gottes ihr in ihrer Sterbestunde beistehen möge.

Aber Gott der Allmächtige zeigte ihr seine Macht, und hatte sie in ein besseres Leben zu sich gerufen; in dieser Traurigkeit verließ sie ihren Gatten und ihre geliebten vier kleinen Kinder.

O theure Christen! höret nun, was ferner geschah. Die Betrübniß griff der Kinder Herzen derart an, daß sie um ihre Mutter täglich weinten, und besuchten die Gruft worin die kalten Gebeine der geliebten Mutter.

Aber nach Verlauf von neun Tagen, als sie das mütterliche Grab wieder mit thränenden Augen besuchten: jetzt o Wunder über alle Wunder, — hörten sie die Stimme ihrer Mutter, als wenn sie mit einem kleinen Kinde hätte gesungen. Als die Kinder dies hörten, liefen sie freudevoll zu ihren Vater und erzählten ihm das Geschehene. Der in Gedanken vertiefte Vater glaubte es ihnen nicht; die Kinder aber hörten nicht auf, ihn zu bitten. Nun nahm sich der Vater vor, den Kindern zu folgen, und als sie zum Grabe hingelangten, hörte auch der Vater die Stimme seiner geliebten Gattin, und ging zur Obrigkeit, um die Erlaubniß zur Eröffnung des Grabes zu erbitten.

Viele Leute drängen sich hinzu, zusammen, darunter mehrere Geistliche und andere Herren, und als man den Sarg öffnete, geschah ein Wunder vor ihren Augen, man fand in den Armen der Mutter ein Kind, welches gerade mit ihr spielte.

Die Frau lebte noch, und hielt das Kind in ihren Armen, und als man sie aus den Sarg hob, forderten sie die Geistlichen auf, die Art und Weise ihrer Rettung zu erzählen. — Höret also, fing sie an, meine wunderbare Rettung: Nach dreitägigen stillen Schlafe kam eine schöne Frau zu mir, erweckte mich liebreich aus meinen Träumen und reichte mir diesen Säugling in die Hände. Sie kam täglich dreimal zu mir, und brachte mir Lebensmittel mit, damit ich dieses Kind ernähren konnte, und sagte mir, daß ich nach neun Tagen wieder auf diese Welt zurückkommen werde, um diese Wundergeschichte erzählen zu können.

Durch dein andächtiges Gebet, sagte sie, „erwirkte ich Gnade vor

dem Königsthrone des Herrn. — Jesus Christus zürne sehr über uns, und wenn wir uns nicht bessern, so wird er uns streng bestrafen."

Denn groß sind die Sünden, die jetzt verübt werden; ich bat meinen Sohn, er möge sich der Welt erbarmen: ich vermochte aber schwer, ihn dazu zu bewegen; darum also bessert euch ihr sündhaften Menschen.

Ich offenbare euch das geliebte Gebet, welches ich durch mein ganzes Leben mit meinen Gatten und meinen Kindern täglich hersagte; erkennet darin die Gebothe, die uns noch retten können. Ich werde noch drei Jahre lang unter euch verweilen, ihr Menschen aber sollet dieses Gebet erlernen und hersagen, denn fürchterlich ist Gottes Zorn, der uns treffen kann, wenn wir uns nicht bessern. Bekehret euch also ihr sündige Menschen! damit wir Gottes Zorn von uns abwenden und einander dort oben mit allen heiligen Engel und heil. Himmelschören wieder sehen und in aller Ewigkeit mitsammen jubeln können. Amen.

Druck und Verlag bei M. Liebergesell in Wr. Neustadt,
Brüdergasse Nr. 11.

Beilage d.

Sieben heiligen Himmelsriegel, wie solche ein frommer Einsiedler mit Hilfe seines Schutzengels gefunden haben soll.

Ein frommer und der Anbetung Gottes allein ergebener Einsiedler hatte sich einstens von einer weiten Wallfahrt ermüdet unter dem Schatten eines Baumes niedergelegt und träumte einen sehr erfreulichen Traum, wie ihm ein Engel erschienen sei im himmlischen Glanze, der ihm ein kräftiges Gebet gespendet hatte, welches ihm und jedermann von vielen Nutzen ward. Nachdem der fromme Mann erwacht war, begab er sich ungesäumt zu Sr. Heiligkeit dem Pabste Klemens XII. und offenbarte ihm die Kraft und Wirksamkeit des vom Engel gewiesenen Gebetes, daß er die sieben heiligen Himmelsriegeln nannte als Gleichniß daß denen zum Himmel berufenen frommen Seelen die verschlossene Pforte damit geöffnet wurde. Und er sprach also: Wer immer dieses Gebet bei sich, daß ist in seinem Gedächtniße trägt, von dem weichen alle bösen Gedanken bei Tag und Nacht und in wessen Hause dasselbe mit inniger Andacht verrichtet wird, wird Gott vor jeglicher Gefahr, vor Blitz und Feuer schützen und bewahren, wenn er dieser Gnade werth ist. Auch Weibern die in Geburtsnöthen liegen ist die Verrichtung dieses Gebets nützlich, um Gottes Hilfe zur glücklichen Abwendung der Lebensgefahr und Verminderung ihrer Schmerzen anzuflehen. So soll sich die Kraft dieses Gebetes wirklich einstens in Prag bewährt haben bei einer Kindesmutter die nach früher überstandenen fünf todten Geburten, nach andächtiger Verrichtung dieses Gebetes von einem gesunden Kinde genas.

Auch ist es sehr ersprießlich, sieben Freitage hindurch dieses Gebet, zum Gedächtniß des Todestages Jesu zu beten und selbes für die armen Seelen im Fegefeuer aufzuopfern, um sie von ihren Peinen zu erlösen: wer aber das Gebet besitzt und nicht lesen kann, thut wohl, wenn er das Jahr hindurch an Freitagen zu Ehren des bittern Leidens und Sterbens

unseres Heilandes jedesmal 5 Vater unser und Gegrüßet seist du Maria dann einen Glauben in frommer Erhebung des Geistes zu Gott betet, damit ihn der himmlische Vater vor jeder ansteckenden Krankheit behüte.

Es folgen nunmehr die 7 Seufzer welche als die sieben heiligen Himmelsriegel benannt sind.

(Neue umgearbeitete Ausgabe.)

Druck von M. F. Lenck in Znaim.

Beilage e.

J. † N. † R. † J.

Kräftiges Gebeth und Segen wider das Ungewitter.

Jesus Christus ein König der Glori ist kommen in Frieden, † Gott ist Mensch worden, † und das Wort ist Fleisch worden, † Christus ist von der Jungfrau gebohren worden, † Christus hat gelitten, † Christus ist gekreuziget worden, † Christus ist gestorben, † Christus ist von den Tod auferstanden, † Christus ist gen Himmel gefahren, † Christus überwindet, † Christus herrschet, † Christus gebietet, † Christus wolle uns von allen Donner und Blitz beschützen, † Christus gienge mitten durch sie im Frieden, † und das Wort ist Fleisch worden, † Christus ist bei uns mit Maria. † Fliehet ihr widrige Geister; denn der Löw von dem Geschlecht Juda, die Wurzel David hat überwunden. † Heiliger Gott, Heiliger starker Gott † Heiliger unsterblicher Gott, † erbarme dich unser, Amen.

C. † M. † B. †

3 Vater unser, und 3 Ave Maria, rc.

Steyr, gedruckt bei Gregori Menhardt.

Kurzer Bericht des Ursprungs, und großen Kraft dieses Segens aus der welschen in die deutsche Sprache übersetzet.

In Portugal befindet sich auf einem Berge eine Meile Wegs von Lissabon gelegen eine Kirche und ein Kloster, in welchem ein wunderthätiges Mariabild von dem Volke hochgeschätzet und verehret wird.

Dieser Berg wurde vor Zeiten nicht ohne geringen Schaden und Furcht des ganzen Convents vor dem Ungewitter, welches jährlich, und dermassen angefochten hatte, daß einsmals nicht allein die Kirche und das Kloster, sondern auch etliche Religiosen in der Kirche theils halb todt, theils getödtet von dem Donner und Hagel auf dem Boden gelegen, und beinahe zu Grunde gerichtet worden, darauf ein starker Schnee gefallen, sobald es Tag worden, gelangt ein frommer Geistlicher in Pilgramskleidung an der Porten an, begehrte die Kirche zu sehen. Der Portner führete Gedachten in die halb verfallene Kirche, weisete ihm die verstorbene Patres, vermeldet, daß eben das übrige Convent bedacht sey das Kloster und die Kirche zu verlassen, und sich anderwärtig hin zu verfügen,

der Priester hingegen ermahnet, den Berg nicht zu verlassen, sondern sich dieses Segens=Gebethes, so er schriftlich darreichte, zu gebrauchen, solches bey ihm zu tragen, oder in dem Kloster anzuheften, mit Versicherung, daß künftighin das Ungewitter Einige zu beschädigen, keine Kraft mehr haben werde. Der Portner bedanket sich, und eilet zu den Superioren, welcher ihm alsobald befohlen, diesen Geistlichen zu Dank auf ein Mittagmahl einzuladen, der Bruder eilete dem Priester nach: weil er aber in dem gefallenen Schnee keine Fußstapfen gesehen, begab er sich den Berg hinab gehen, fragte einen Bettler alldorten, ob er keinen Pilgram hinab gesehen hätte? der Bettler versicherte ihn, niemand weder hinauf, noch herunter gesehen zu gehen, wie solches der Superior vernommen, beschloß mit ihm das Convent, den Berg nicht zu verlassen, festiglich glaubend, dieser verstellte Priester sey ein Engel gewesen von Gott gesandt: er befahl also seinen Religiosen gedachtes Segen=Gebeth nicht allein bei sich zu tragen, sondern auch an viele Orte des Convents und der Kirche anzuheften, von welchen Zeiten an das Ungewitter weder das Kloster noch einen Religiosen mehr beschädiget. Diese Geschichte wurde nachher Rom durch einen dieses Orts Religiosen, (welchen das Ungewitter selbsten gefährlich getroffen) seiner Päbstlichen Heiligkeit berichtet, er befahl dieses Gebeth in öffentlichen Druck aus gehen zu lassen, und wird zu Rom an denen Häusern und Kirchen-Thüren angeheftet, vielfältig gesehen, und gebraucht.

Beilage f.

Der Wunder=Brief.

Den Gott selbst geschrieben hat, und der an dem St. Michaelsberge hanget, und Niemand weiß woran er hanget, welcher mit goldenen Buchstaben geschrieben und durch den heiligen Erzengel Michael dahin gesandt, wer nun diesen Brief will angreifen, von dem wendet er sich ab, oder weg, wer ihn aber will abschreiben, zu den wendet er sich, und thut sich selbsten auf, und lautet also:

Wer am Sonntage arbeitet, der ist von Gott verlassen, und also gebiete ich euch, daß ihr am Sonntag nicht arbeiten sollt an eueren Gütern, auch sonst keine Arbeit verrichten sollet, ihr sollt fleißig in die Kirche gehen, und mit Andacht beten, ihr sollet eure Angesichter nicht schminken, und euere Haare nicht krausen, ihr sollt nicht vergebliche Dinge reden, sollt eueren Reichthum mit den Armen theilen, und glauben, daß ich Jesus Christus diesen Brief mit meiner göttlichen Hand geschrieben habe, und von mir dahin gesandt, daß ihr nicht thut wie die unvernünftigen Thiere, ihr sollet in der Woche sechs Tage arbeiten, und den Sonntag sollt ihr feiern, und in die Kirchen gehen jung und alt, und mit Andacht Gottes Wort anhören, werdet ihr dieses nicht thun, so will ich euch strafen mit Krieg, Hunger, Pestillenz und Theuerung. Ich gebiete euch, daß ihr mein Gesetz haltet, und betet für eure Sünden, daß sie euch vergeben werden, begehret nicht fremdes Gut, schwört nicht unbescheiden bei meinem Namen, strebbet nicht nach Fleischeslust und Begierden, wie ich auch nicht haben will. Niemand soll den andern tödten, auch nicht hinterm Rücken nachreden.

Erfreuet euch nicht in euern Gütern und Reichthümern, und schämet euch nicht armer Leute. Ehret Vater und Mutter, gebet keine falschen Zeugen ab, so geb ich euch Fried und Gesundheit. Wer den Brief nicht glaubet, der ist verlassen und kann kein Glück haben, denn ich sage euch, daß ich Jesus Christus denselben mit meiner göttlichen Hand geschrieben habe, wer denselben nicht glaubet, der soll sterben, und seine Kinder werden auch des Todes sterben. Werdet ihr euch nicht belehren, so sollt ihr ewig gepeinigt werden in der Hölle, und ich werde euch ragen am jüngsten Tage und ihr werdet mir nicht können antworten von wegen euern großen Sünden. Wer diesen Brief hat und nicht offenbart, der ist und wird von meiner Allmächtigkeit verlassen. Denselben soll einer von den andern abschreiben lassen, und wenn einer schon so viel Sünden gethan hätte, als Sandkörnlein im Meere sind, so viel Laub und Gras auf Erden, so viel Sterne am Himmel sind, können sie auch ihm oergeben werden. Und wer diesen Brief bei sich trägt, und verwahret ihn unter dem rechten Arm, oder der linken Seite, so überwindet er seine Feinde, sie seien wer sie wollen, oder wenn einer seines Herrn Gunst verloren hat, der nehme diesen Brief zu sich, so bekommt er seines Herrn Gunst und Huld wieder. Wer den Brief im Hause oder bei sich trägt, dem mag kein Donnerwetter schaden, und soll vor Feuer und Wassersnoth behütet werden. Welche schwangere Frau denselben bei sich trägt, die kann eine fröhliche Geburt auf die Welt bringen. So einer um etwas bittet, wird es ihm gewährt werden, was er begehret in seinem Anliegen. Ich war Jesus Christus, der ich geschrieben habe. Amen.

Wer alle Freitage 6 Vater unser und einen Glauben betet, der erlangt tausend Täge Ablaß und vor seinem Ende kommt Christus der Herr mit seiner Mutter, und nimmt seine Seel und trägt sie seinem Vater zum himmlischen Thron, und wer will zu den St. Michael noch ein Vater unser und einen Glauben beten, der erlangt noch hundert Täge Ablaß.

Das erste Gebet.

O allmächtiger, ewiger Gott! ich armer sündiger Mensch befehle und verschlüße nun und ewig meine arme sündige Seel in die Beschirmung der heiligsten Dreifaltigkeit, in die Kraft deiner grundlosen Barmherzigkeit. Amen.

Das zweite Gebet.

O Gott Adaneis! ich armer und elender Mensch befehle und verschlüsse nun ewig meine arme sündige Seele in die Kraft und Bewahrung deiner ewigen Gottheit, und in die Verdienste deiner ewigen Menschheit. Amen.

Beilage g.

Frais-Brief. So ein Kind oder alter Mensch die Frais hat.

In dem Namen Gott des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes Amen. — Das wolle Gott der Herr Jesus Christus heut auf diesen Tag, auf daß ich alle Sieben und Siebenzig Frais tödten möge. Ich tödte es durch Gottes große Macht, ich tödte es durch den heiligen Namen Christi alle 77 Frais, reissende Frais, rothe Frais, abdorrende Frais, zitternde Frais, kalte Frais, fallende Frais, geschwollene Frais,

spritzende Frais, stille Frais, schreiende Frais, wüthende Frais, schwitzende Frais, gestoßene Frais; ich wende dir's N. durch Gott den Herrn Jesu Christi, und durch die heil. 5 Wunden, ich wende dir's N. durch sein heiliges Evangelium, ich wende dir's N. durch Gott unsern Herrn Jesu Christi seine heiligen Hände und Füße, ich wende dir's N. durch seine heiligen Pforten des Himmels aus der Gnade Gottes Geschöpfe, durch den lieben Namen Jesu Christi, daß ich euch verbiete alle Sieben und Siebenzig Frais, ich wende dir's N. alle Berg und Thal, und durch alle fließende Wasser ab, auf daß der Leib ruhen und rasten mag, bis auf den jüngsten Tag darin unser lieber Herr Jesu Christi kommen wird, und auferwecken die Lebendigen und die Todten, durch die Verdienste, da er sein heiliges Haupt geneigt. und seinem himmlischen Vater aufgegeben, das helfe mir N. Gott der Vater, der dich erschaffen hat, und Gott der Sohn, der dich erlöset hat, und Gott der heilige Geist, der dich in der heiligen Taufe geheiliget hat. Amen.

Jesus, Maria, Josef, mein, bitt. laßt mich euer Pflegkind sein, ewig ganz euer sein will ich, ganz eigen euch befehl ich mich, Jesus, Maria, Josef. Ihr wißt, daß ich ganz euer bin, nicht kommt ihr aus mein Herz, noch Sinn, bewahrt wohl, was euer ist, daß nicht entführ des Teufels List. Jesus, Maria, Josef.

Ihr seid mein Trost und Zuversicht, in allem was mir immer g'schieht, darum ich euch demüthig bitt, im Leben und Tode verlaßt mich nicht, Jesus Maria, Josef Ohn' euch ich nie nichts fange an, ohn euch ich nichts verbergen kann, steht mir bei in jedem Werk, mit eurer Güte, Weisheit und Stärk', Jesus, Maria, Josef.

O mir liebste und letzte Worte, schließt mir auf die Himmelspforte, weil ich nur ganz euer bin, zu euch im Himmel nehmt mich hin, Jesus, Maria, Josef.

Verzeihung meiner Sünden erwerbt, daß ich in Gnaden sterb, in eure Hand befehl ich mich; euch lob ich, Gott ewiglich. Jesus, Maria, Josef.

Gelobt allezeit und gebenedeit, ihr meine drei herzliebste seid, der heiligsten Dreifaltigkeit, sei Dank, Ehr, Preis in Ewigkeit, Jesus, Maria, Josef.

Also soll man den Brief über den kranken Menschen der die Frais hat dreimal lesen und den Menschen bei dem Namen, wo das N. stehet und darnach soll man diesen Brief dem kranken Menschen auf die Brust legen, bis sich's thut enden zum Leben oder zum Sterben. Und die Leute, die bei dem Menschen sein, sollen niederknieen, und 7 Vater unser und 7 Ave Maria, und einen Glauben mit Andacht beten, zu Ehren des bittern Leidens und Sterbens unsers lieben Herrn Jesu Christi, auf daß ihn Gott von seiner Pein und Marter erledige, es sei zum Leben oder Sterben o Jesu. Amen.

Beilage h.

Brief, von meinen Händen geschrieben.

Damit ihr euch hütet vor Sünden, mit Gutem den Feiertag haltet und in der Gottesfurcht lebt, werdet ihr die ewige Seligkeit erlangen; thut ihr dies aber nicht, so werde ich euch strafen mit Feuer, Pest, Hunger, Krieg und mit einer ewigen Strafe.

Ich werde aussetzen einen König wider den Andern, einen Herrn wider den andern, die Tochter wider die Mutter, einen Bruder wider den andern, eine Schwester wider die andere, eine Stadt wieder die andere, und werde alsdann meine Hand von euch zurücknehmen wegen eurer Ungerechtigkeit, werde euch ergreifen und vertilgen, hernach mit Donner und Blitz und zweischneidigen Schwertern auf die Erde herabfahren, damit ihr erkennt meinen Zorn in der göttlichen Gerechtigkeit, weil ihr Sonntags arbeitet. Aus väterlicher Liebe habe ich euch bisher geschont, sonst wäret ihr längst wegen eurer Ungerechtigkeit verdammt worden.

Ich befehle euch, sowohl Jung als Alt, daß ihr deshalb fleißiger in die Kirche gehet und eure Sünden bereut; bei der Buße müßt ihr von euren Nächsten beleidigt werden. Hütet euch vor Unterdrückung der Armen, sonst helft den Dürftigen.

Wer an diesen Brief nicht glaubt, der soll die ewige Seligkeit nicht erlangen; wer ihn aber bei sich trägt und andern zum Lesen oder Abschreiben giebt, der mag Sünden auf sich haben wie Sterne am Himmel oder wie Sandkörnchen am Meere, so sollen ihm seine Sünden vergeben werden; wer aber diesen Brief hört, ihn nicht abschreibt und in seinem Hause nicht hat, der hat keinen Segen, wer ihn aber nicht zum Lesen oder Abschreiben giebt, der soll verdammt werden.

Jetzt befehle ich euch, daß ihr meine Gebote haltet, wie Jesus Christus gelehrt. Im Namen Gottes des Vaters, (†) des Sohnes (†) und des heiligen Geistes. (†) Amen.

Wer diesen nachbeschriebenen Segen bei sich trägt, wird von einem jeden geladenen Gewehr keinen Schaden leiden, denn es sind Worte, die das Göttliche bekräftigen und wofür man sich nicht zu fürchten braucht. Dieser Brief schützt vor Alles: Geschoß, Feinde, Diebe, Räuber und alle Beschwerlichkeiten durch folgende Worte und durch den Namen unsers Herrn Jesu Christi und mit Gott können damit alle Beschwerden, als Schwerdt, Gewehre und alles Geschütz besprochen werden.

1) Steht still alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre, damit ihr nicht auf mich losgeht, durch den Befehl unseres Herrn Jesu Christi, der von Johanni in dem Fluß Jordan getauft worden ist.

2) Steht stille alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre und Waffen durch die Angst unsers Herrn Jesu Christ, der mich und dich erschaffen hat.

3) Steht still alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre und Waffen durch die heilige Taufe, der für uns gestorbene und gemarterte Gott sei uns als allmächtiger Gott gnädig.

4) Steht still alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre und Waffen, damit ihr nicht auf mich losgeht, durch den Befehl des heiligen Geistes. Im Namen Gottes des Vaters, (†) des Sohnes (†) und des heiligen Geistes. (†) Amen.

Wer vielleicht vorstehenden Worten keinen Glauben beimessen will, der darf sie nur auf einen Zettel schreiben und denselben einem Hunde um den Hals hängen, sodann nach ihm schießen und er wird ihn gewiß nicht treffen.

Im Namen Jesu, so wahr als dies geschrieben, so wahr als Chri-

stus gestorben und auferstanden ist, kann, der an diesen Brief glaubet, keinen leiblichen Schaden leiden.

Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen bei dem lebendigen Gott des Vaters, (†) des Sohnes (†) und des heiligen Geistes, (†) sowie alle Heiligen, daß mich heute kein tödtliches Gewehr verwundet und tödtet. Gott der Vater sei zwischen allen Kugeln. Amen.

Graf Philipp von Flandern, der einen Ritter hatte und diesem eines Verbrechens halber den Kopf abhauen lassen wollte, vermochte es durch seinen Scharfrichter nicht, denn er konnte ihn weder verwunden noch enthaupten. Dies erregte große Verwunderung bei dem Grafen und den Anwesenden. Der Graf ließ ihn hierauf vorfordern und brachte ihn zum Geständniß, mit welchen Dingen dies zuginge, worauf er ihm das Leben schenkte, und der Ritter zeigte ihm sogleich den Brief mit folgenden Buchstaben: Z. (†) K. (†) B. (†) D. (†) Z. (†) W. (†) K. (†) Der Graf ließ diesen Brief sogleich abschreiben.

Wenn Jemandem die Nase blutet, oder wenn er sonst verwundet wird, der lege nur diesen Brief darauf, so wird sich das Blut sogleich stillen, oder wer es nicht glauben will, der schreibe vorstehende Buchstaben auf ein Messer und steche ein Thier damit, es wird gewiß nicht bluten.

Bin (†) Kestus (†) Bestus (†) Nornen (†) Sibusch (†) Muanonement (†) Jesus (†) Maria (†) Joseph. (†)

Dieses kräftige, für alle Menschen heilsame Gebet zum heiligen Kreuze Christi wurde im Jahre 1504 auf dem Grabe unsers Herrn und Heilandes gefunden. Als Kaiser Karl zu Felde zog, erhielt er es vom Papste zum Geschenk als er in Frankreich einzog, der es auf ein Schild in goldnen Buchstaben aufdrucken ließ. Wer dieses Gebet täglich betet oder beten hört und damit das Vaterunser aus Christi Leiden verbindet, wird keines unnatürlichen Todes sterben, auch nicht durch Gift umkommen. Eine Frau in Kindesnöthen wird leicht entbunden werden, und wenn der Mann das Kind neugeboren der Mutter zur rechten Seite legt, wird es von Unglück befreit sein. Auch wer dies Gebet von Haus zu Haus trägt, wird gesegnet, der es aber verspotten wird, verflucht werden. Auch wird das Haus, wo es sich befindet, nicht vom Ungewitter getroffen werden, auch zuletzt, wer dieses Gebet betet oder beten hört, wird drei Tage vor seinem Sterbetage ein Zeichen vom Himmel sehen. Amen.

Zu haben bei Ignaz Stift, Alservorstadt Nr. 127 in Wien.

Druck von C. Ueberreuter.

Beilage i.

Bericht von den sechs heiligen Messen.

Erstlich mag ein jeder Mensch bei einem Gott geweihten Priester für Lebendige oder Abgestorbene diese sechs heiligen Messen lesen lassen, so wird unfehlbar diejenige Seele, für welche die sechs heil. Messen aufgeopfert werden so bald auch der schmerzlichen Gefangenschaft erlöst werden.

Dieses hat durch Offenbarung ein geehrter Priester der Gesellschaft Jesu und Doktor der Theologie dem Volke öffentlich gepredigt, daß wenn man sechs heil. Messen für eines Verstorbenen Seele lesen läßt, wird solche Seele aus dem Fegfeuer erlöst, und sollte sie auch bis auf den jüngsten Tag haben leiden müssen

Dieses haben sehr bald erfahren zwei Frauen, welche in der Predigt gewesen, und solches gehört vom bemeldeten Prediger, haben diese und bald einander versprochen, so eine vor der andern sterbe, so wollten sie für ihre Seele auch alsobald die sechs heil. Messen lesen lassen, welches auch geschehen.

Sobald die eine gestorben, hat die andere die sechs heiligen Messen lesen lassen und für die Frau aufgeopfert.

Bald darauf in der Nacht ist diese Frau der im Schlafe erschienen, da hat sie nicht Wunder genug sagen können, mit welcher Klarheit die Frau gewesen, und was für eine schöne Gestalt sie ist gewesen vermochte sie nicht genug zu sagen.

Aus solchem Gesichte ist diese Frau vor der allzugroßen Lieblichkeit in eine Verzukung gefallen, darin ist sie gelegen drei Tage und drei Nächte ohne Genießung einer Speise, gleichsam außer sich selbsten gewesen.

Da sie sich in etwas wieder erholt hatte, so verlangte sie nichts als zu sterben, diese hat hernach, weil sie noch am Leben war, allsobald diese sechs heiligen Messen lesen lassen, und da solche sechs Tage nacheinander jeden Tag eine gelesen war, ist diese am siebenten Tage gestorben und beerdigt worden.

Bald darauf ist diese Frau ihrem Manne wieder erschienen, und hat diesem auch geoffenbaret, daß ihre Seele, hätte sie nicht die sechs heil. Messen lesen lassen, bis auf den jüngsten Tag müßte leiden, und keine baldige Erlösung zu hoffen wäre.

Hiernach ist der Mann zu seinem Beichtvater gegangen, und ihm solches geoffenbaret, und auch für sich selbst die sechs heil. Messen lesen lassen, dieses hat der Priester mit aller Andacht verrichtet.

Auch bald darauf ist der Mann krank geworden und gestorben, und hat gesagt, ich, die Seele, für welche du die sechs heil. Messen zu lesen hast, so sei Gott mit dir höchsten Dank gesagt, daß ich von großer Pein bin erlöst worden, die ich auch bis auf den jüngsten Tag leiden sollte, und nun bin ich in der ewigen Freude bis in Ewigkeit.

Zu bemerken aber ist, daß diese h. Messen von einem Priester, und mit nachfolgender Intenzion müssen gelesen werden.

Die erste heilige Messe soll zu Ehren unsers Herrn Jesu Christi unschuldigem Gefängniß aufgeopfert werden, daß diese Seele aus ihrer Pein und Gefangenschaft solle erlöset werden, für welche diese Messe aufgeopfert worden, und daß ihr Gott wegen ihrer Sünden die sie auf der Welt begangen, gnädig sein soll.

Die andere soll gelesen werden zu unsers Herrn Jesu Christi unschuldigen Gericht, so er für uns und über ihm habe ergehen lassen, damit er die arme Seele für das strenge Gericht Gottes, worin sie sich mit ihrem eigenen Willen ergeben hat, von ihrer Pein erlöset werden möchte, und zur Seligkeit eingehen lassen.

Die dritte soll gelesen werden zu Ehren unsers Herrn Jesu unschuldiger Verspottung, die er sein ganzes Leben und auch sonderlich in seinem heiligen Leiden, so er am Stamme des heil. Kreuzes gelitten hat, aufgeopfert werden, damit er die arme Seele von peinlichen Verfolgungen und Strafe Gottes, so sie wegen ihren Sünden billig verdienet hat, erledigen wolle.

Die vierte soll zu Ehren unsers Herrn Jesu Christi heiligen Wunden, Schmerzen und Tod, so er am Stamme des heiligen Kreuzes gelitten hat, aufgeopfert werden, damit er die arme Seele von allen ihren tödtlichen Sünden, so sie verdient hätte, die ewige Verdammniß durch diese heil. Messe aber wollte sie Gott durch seinen schmerzlichen Tod in seine heil. Wunden einschließen, und verzeihen alle ihre Mißethaten, in die ewige Glückseligkeit einführen, und sie genießen lassen mit allen Auserwählten die ewige Glorie.

Die fünfte soll gelesen werden zu unsers Herrn Jesu Christi Begräbniß, daß er die arme Seele vor aller Sünde und Mißhandlungen in seine unendliche Barmherzigkeit ewig begraben wolle, und alle verdienten Strafen gnädiglich nachsehen wolle, und wolle sie genießen lassen die ewige immerwährende Seligkeit.

Die sechste heilige Messe soll gelesen werden zu Ehren unsers Heilandes Umstand und Himmelfahrt, auf daß er die arme Seele von dem Schatten des Todes, an das ewige Licht bringen wolle, eine fröhliche und glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt mittheilen wolle, wofür diese Seele Gott ein ewiges Alleluja in dem Himmel ausrufen wolle, und für uns den lebendigen Gott bitten, daß er uns einst auch mit ihr die ewigen Freuden in Himmel genießen lassen wolle.

Hiebei ist zu bemerken, daß Niemand aussprechen kann, wie große Verdienste derjenige bei Gott hat, der die vorgemerkte Andacht der sechs heiligen Messen offenbaren thut, und was Gestalten man sie solle lesen lassen, diesen Bericht und Erklärung man in die ganze Welt solle ausgehen lassen, damit verschafft sich der Mensch weit größere Verdienste, als wenn er gleich die ganze Welt mit Wohlfahrten ausgehen wollte.

Auch hat der Mensch große Verdienste, wenn er nicht selbst die heiligen Messen lesen kann, daß er es andern Menschen zu wissen machen, und dazu ermahnen, daß sie der armen Seelen gedenken sollen, die auf diese Art durch die sechs heiligen Messen aus ihren Peinen können erlöset werden.

Auch Menschen, die noch am Leben sind, können diese heiligen Messen für sich selbst lesen lassen, um den ewigen Peinen zu entgehen, denn man erlangt dadurch nicht nur Verzeihung seiner Sünden, sondern auch große Glorie in dem Himmel.

Denn, wenn auch der Mensch bei Gott in Ungnade stehen soll, so kann er durch die Kraft dieser sechs heiligen Messen zur Erkenntniß der Reue seiner Sünden kommen, und also der ewigen Verdammniß entgehen.

Diese Andacht hat ein frommer General, welcher sonst wohl bekannt und berühmt ist, und ein sonderliches Lob der Andacht, Mitleiden gegen die armen Seelen hat vor einigen Jahren in Neapel, wo sich gedachter General damals befunden, geschrieben welcher diesem Doktor der Theologie, von welchen oben gemeldet worden, recht wohl bekannt und ein

Mann von Ruf und Heiligkeit war. Es ist auch diese Andacht von dem heil. Papst Klemens den Zwölften anempfohlen worden.

Durch diese Andacht hat eine fromme Matron große Gnaden von Gott erlangt, daher solche abgeschrieben, zur schuldigen Dankbarkeit im Druck bekannt machen, und empfahl sich allen, die diese Andacht verrichten werden, ihrer mit einem Vater unser und Ave Maria eingedenk zu sein, und alle, die diese heiligen Messen werden lesen lassen, alle Lebenden und Todte in solche einzuschließen, auf daß alle mit dieser Seele, für welche die heiligen Messen gelesen werden, auch einst in die ewige Herrlichkeit eingehen, und Gott mit allen Auserwählten im Himmel ansingen möchten mit einem ewigen Alleluja.

Beilage k.

Das Leben der geistlichen Hausmagd. Eine sehr schöne Geschichte, wie eine fromme Hausmagd das bittere Leiden Christi betrachtet und verehrt.

Es dient Gott dem Herrn in einem Walde ein Einsiedler 40 Jahre lang. Dieser dachte einmal: ich möchte wohl wissen wem ich an Verdiensten gleiche? Da kam ein Engel zu ihm und sprach: Komm, ich will dir eine Magd zeigen, welche dich an Verdiensten von Gott weit übertrifft. Da ging er mit dem Engel in die Stadt und in das Haus, wo die Magd war. Er fragte sie über ihre Andachtsübungen, da sprach sie:

1. Wenn ich am Morgen aufstehe bitte ich durch Christi Verdienst und Leiden: Gott wolle mich behüten vor Sünden und Lastern, damit er sehe, aller meiner Werke Anfang und Ende.

2. Wenn ich mich ankleide, bedenke ich: wie man dem Herrn Christo ein Spottkleid angezogen.

3. Wenn ich mich umgürte: denke ich wie man den Herrn mit Stricken, Ketten und Banden jämmerlich gebunden hat.

4. Wenn ich die Schuhe anziehe, denke ich: wie der Herr barfuß gegangen und das verlorene Schäflein suchend viele harte Schritte für uns gethan hat.

5. Wenn ich mein Haupt bedecke, denke ich an die Dornenkrone.

6. Wenn ich zur Frühmesse gehe, denke ich: wie Christus für uns zu leiden so willig an den Oelberg gegangen: und wenn ich in die Kirche komme, mache ich gleich das heilige Kreuz, kniee nieder und spreche: Gelobt sei der im allerheiligsten Sakrament des Altars gegenwärtige Erlöser! von Ewigkeit zu Ewigkeit Amen.

7. Bei der heil. Messe denke ich: wie dies unblutige Opfer, das blutige Kreuzopfer bedeute und vorstelle.

8. Bei der Aufhebung der heil. Hostie denke ich: wie Christus am heil. Kreuze erhöhet wurde; und bei Aufhebung des Kelches betrachte ich: wie reichlich das Blut aus den Wunden des Herrn geflossen ist.

9. Beim Pater noster denke ich an die sieben letzten Worte: und beim Agnus Dei an den bittern Tod und spreche: O du Lamm Gottes! das hinnimmt die Sünden der Welt, erbarme dich über uns.

10. Beim Domine non sum dignus denke ich an das Begräbniß Christi und spreche: Herr bin ich nicht Deiner würdig.

11. Zum Segen des Priesters denke ich: wie Christus bei seiner Himmelfahrt seine Jünger segnete und sprach: es segnete euch Gott der Vater †, Gott der Sohn †, und Gott der heilige Geist. †.

12. Wenn ich wieder nach Hause gehe, denke ich an die glorwürdige Erscheinung des Herrn und bitte; daß, gleichwie Christus von den Todten auferstanden, und nicht mehr stirbt, er mich auch in keine Sünde fallen lasse.

13. Wenn man mich hin- und herschickt, denke ich an die schmerzlichen Gänge Christi wie man ihn mit Gespötte, Stössen und Schlägen hin- und herführte.

14. Wenn ich auskehre, denke ich: wie man den gütigen Herrn auf dem Boden herumzog; endlich in ein unsauberes Gefängniß warf.

15. Wenn ich ein Feuer anzünde, bitte ich Gott durch Jesu Liebe und Namen, er wolle in mir anzünden das Feuer der göttlichen Liebe.

16. So wie ich die Töpfe zum Feuer stelle, denke ich: wie Petrus seinem Herrn beim Feuer verläugnete.

17. Wenn ich Holz trage, denke ich: wie der Herr das Kreuz und unsere Sündenlast getragen und vielmal zu Boden gefallen sei.

18. So oft, als ich ein Messer, Axt und dergleichen sehe oder brauche, denke ich: wie des Herrn Seite mit dem Speer durchstochen und Blut und Wasser herausgeflossen ist.

19. So oft als ich ein Scheitchen Holz auf den Herd lege, denke ich: Gott bewahre mich durch seine Marter und Barmherzigkeit vor dem höllischen Feuer.

20. Wenn ich das Essen auftrage, denke ich: wie der Herr unsere Seelen mit seinem Fleische und Blute im hochwürdigen Sakrament speiset.

21. Beim Essen denke ich an Christi Abbruch und Fasten, und wenn ich trinke, denke ich an die Galle und Essig, die der Herr am Kreuze getrunken, und genieße mit Dank die Speisen und Trank.

22. Wenn ich aufstehe bitte ich Gott: er wolle mich von allen Sünden waschen und durch Jesus Blut rein, heilig und seilig machen.

23. Wenn ich mein Bett mache, denke ich an das harte Kreuzbett Jesu.

24. Wenn ich die Kleider früh ausklopfe, so denke ich an die schmerzlichen Schläge und Geißlung des Herrn.

25. Wenn ich Andere im Leiden und Kreuz sehe, da bitt ich Gott: er wolle sie trösten und stärken. Ich lobe Gottes Gütigkeit gegen mich und wünsche vom Herzen, daß ich allen Menschen helfen könnte, ihr Kreuz tragen; denke an die bittern Leiden Jesu, welche doch größer als alle die unsrigen sind.

26. Wenn ich Abends meine Kleider ausziehe, da denke ich: wie unbarmherzig man dem Herrn seine Kleider abzog bei der Kreuzigung, so daß alle seine Wunden aufs Neue verletzt wurden.

27. Wenn ich mich niederlege, denke ich an das harte Kreuzbett Jesu, woran er genagelt wurde.

28. Endlich lege ich meine Hände kreuzweis zusammen und denke: Ach! wie wird es um meine Seele stehen, wenn mein Leib wird im Grabe liegen, und spreche: O Jesu! durch dein heil. Kreuz und Leiden erbarme dich meiner und aller Menschen Seelen, jetzt und dort in Ewigkeit.

Und so richte ich mein Thun und Lassen, mein Leiden, Bitten und Begehreung, zur Verehrung des bittern Leidens meines Erlösers ein, und bitte Gott der Herr wolle mir im Glück und Unglück, im Leben und Tode wegen Jesu Christi gnädig sein.

Da nun solches der Einsiedler hörte dachte er bei sich selbst: Ach Gott ich bin im Walde allein und Niemand hindert mich, dennoch denke ich da nicht an alles, was diese Magd täglich bei ihrer Arbeit betrachtet. Er fällt daher das Urtheil, daß sie viel größere Belohnung als er habe, und im Himmel größere Belohnung zu gewärtigen hätte. Lerne daraus, mein Christ! wie oft du an das bittere Leiden Jesu Christi denken sollst, und es dem himmlischen Vater für dich, für Andere, für Lebendige und Todte aufopfern sollst.

Sprich alle Tage!

Allmächtiger ewiger Gott! ich sündiger Mensch empfehle jetzt und ewig meine arme sündige Seele deiner grundlosen Barmherzigkeit. Erbarme dich ihrer wegen des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi, deines eingebornen Sohnes, der mit dir und dem heil. Geiste lebet und regieret, von Ewigkeit zu Ewigkeit Amen.

Lencks Druck in Znaim.

Erklärungen und Verdeutschungen.

S. 3. *In floribus*, wörtlich: in der Blüthe, so viel als im höchsten Glanze.

- 4. *ad integrum restituiren:* in seinen ersten Zustand wieder herstellen.

- 8. *jurare in verba etc.:* auf die Worte seines Lehrers schwören, d. h. ihm nachsprechen.

- 8. *dogma:* ein von der Kirche aufgestellter Glaubenssatz — *Dogmatik*: Lehre und Begründung aller Glaubenssätze.

- 9. *comme chez nous:* wie bei uns.

- 11. *Secundiz:* die Jubelmesse eines Priesters nach fünfzig Jahren; die erste gleich nach der Weihe heisst *Primiz.*

- 12. *Infulation:* Weihe zur bischöflichen Würde; *infula*: die Bischofsmütze.

- 14. *Definition:* nähere Bestimmung eines Begriffs, einer Vorstellung etc.

- 18. *ad majorem etc.:* zur grösseren Ehre Gottes.

- 21. *Orthodoxie:* Rechtgläubigkeit. — *Utrum filius Dei etc.*: ob der Gottsohn nicht gekonnt oder nicht gewollt habe, die Menschen als ein Gott erlösen, ohne vorher Mensch zu werden.

- 22. *ascetisch:* was der Lehre von der sinnlichen Abtödtung (*Ascesis*, Askese) entspricht.

- 27. *angelicus*: engelhaft. *subtilis*: im Kleinsten genau. *solemnis:* feierlich.

- 28. *an corpus domini etc.:* Ob der Leib unseres Herrn auch in den Excrementen verbleibe, verwandelt oder ausgeschieden werde?

- 30 *celebrare*: feiern. *facere* und *agere*: verrichten *dicere*: lesen. *tenere*: halten. *mitto etc.*: schicken *transmittit fideles etc.:* sie sendet die Gläubigen zu Gott. *Catechumenen:* die (erwachsenen) Täuflinge der urchristlichen Zeit.

S. 33. *Directorium:* eine Art Kirchenkalender, nur für die Geistlichkeit eingerichtet und Vorschriften für die Wahl der Gebete, für Ceremonien etc. enthaltend.

- 36. *Alumnen* sind Priesterzöglinge des bischöflichen Seminars im Gegensatze zu den Clerikern der Klöster und Stifter.

- 36. *Spiritual:* der Dirigent geistlicher Uebungen, Andachten etc.

- 39. *Sæculare* und *Regulare*: Geistliche, die in der Welt (*sæculum*) ohne Gelübde und Klosterregel und solche, die in Klöstern darnach leben.

- 39. *Si non caste etc.*, so viel als: Wenn nicht ganz säuberlich, so doch wenigstens vorsichtiglich.

- 40. *Vesper:* Abendgottesdienst. *Exhorte:* Mahnrede, Predigt.

- 41. *Subdiacon*, genau nach dem Ursprung des Wortes: Untergeordneter (Kirchen- oder Priester)-Diener, die fünfte der sieben geistlichen Würden.

- 41. *Alba*: das bis an die Fersen herabreichende, weisse, mit einem Strick (*Cingulum*) von weisser Baumwolle um die Lenden gebundene Chorhemde.

- 41. *Manipel*, s. S. 29.

- 42. *Rituale:* ein Buch, in dem die *ritus* oder Ceremonien nebst den betreffenden Gebeten umständlich angegeben sind. — *Presbyterium:* der für den fungirenden Priester abgetheilte Raum einer Kirche.

- 42. *Ego sum lux mundi:* ich bin das Licht der Welt.

- 43. *ad titulum etc:*: die bischöflichen Zöglinge auf den Rechtstitel der Kirche oder irgend eines (besonderen) Patronats — die klösterlichen Cleriker auf den Rechtstitel der Mönchen-Armuth.

- 43. *Ut hos electos etc.:* dass du diese Auserwählten segnen mögest.

- 43. Paten, *patena:* ein kleines, metallenes, vergoldetes Tellerchen.

- 44. *Accipe manipulum etc.:* Nimm das Schweisstuch in Empfang, wodurch die Frucht guter Werke bezeichnet wird — habe die Macht, in der Kirche zu lesen für Lebende und Verstorbene.

- 51 u. 52. *Diacon:* ein geistlicher Würdenträger, der

über dem *Subdiacon* steht; sein Amt besteht in Diensten besonders und genau bezeichneter Art; *Archidiacon*: ein höherer Grad desselben.

S. 52. *Reverendissime Pater, postulat etc.*: Ehrwürdigster Vater! Die heilige Mutter Kirche verlangt, dass Ihr die hier Anwesenden zum Amte des Diaconates weihet. *Scis illos esse dignos? etc.*: Weisst du, dass sie dessen würdig sind? — So viel menschliche Gebrechlichkeit zu wissen erlaubt, weiss ich sowohl als ich auch bezeuge, dass sie dessen würdig sind.

- 53. *ad Leviticum ordinem promovendos*: die zum Stande der Leviten (im biblischen Sinne) zu Befördernden.

- 53. *Accipe spiritum etc.*: Nimm hin den heiligen Geist zur Stärkung und zum Widerstande gegen den Teufel und seine Versuchungen.

- 54. *Stolam candidam etc.*: Die weisse *Stola* (ein Stück der Messkleidung) von der Hand Gottes. *Dalmatica*: ein eigenthümliches Kleidungsstück für den sog. Levitischen Dienst in der Kirche. *Accipe potestatem etc.*: Nimm hin die Macht, das Evangelium zu lesen.

- 54. *Ecce homo,* nach den evangelischen Berichten Worte des Pilatus: Sehet ein Mensch. Gewöhnlich wird damit die den mit Dornen gekrönten, entkleideten Heiland darstellende Figur bezeichnet.

- 57. *Casula,* s. die Erklärung S. 29.

- 58. *Accipe jugem Domini*: Empfange das Joch des Herrn.

- 58. *Veni Creator spiritus*: Komm o Schöpfergeist!

- 58. *Gremiale*: Schoosstuch, eine mit Gold und Silber reich gestickte, seidene Decke, mit welcher bei grossen Ceremonien der Schooss des Bischofs, wenn er eben sitzt, zugedeckt wird.

- 59. *Consecratio* ist im Deutschen wörtlich genau nicht wieder zu geben. Es bedeutet jenen Moment der heiligen Messe, in welchem Brod und Wein durch das evangelische Wort des Priesters verwandelt werden.

- 59. *Offertorium*: die Opferung, ein Theil der Messe.

- 59. *Ordinirte*: Geweihte. *Ordinatio*: die Weihe.

- 59. *Osculum pacis*: Friedenskuss.

S. 59. *Pax tecum — et cum spiritu tuo!* Friede sei mit dir — und mit deinem Geiste.

- 59. *Accipe spiritum etc.:* Empfange den heiligen Geist; wem du die Sünden vergeben wirst, dem werden sie auch im Himmel verziehen etc.

- 60. Wir *Neomysten in corpore,* so viel als: sämmtliche Neugeweihte.

- 66. *Quinam sunt defectus etc.:* Welche sind die Gebrechen, die eine Feier der hochheiligen Messe verhindern würden? *defectus materiæ — formæ:* Gebrechen sachlicher — formaler Art; *ministri:* am Diener; *in ministerio ipso:* im Dienst selber. — *defectus in dispositione corporis:* Gebrechen der körperlichen Verfassung.

- 67. *Conficitur etc.:* Das Sacrament wird zwar vollbracht, aber der Priester sündigt schwer.

- 67. *Transsubstantiation:* Die Umwandlung von Brot und Wein nach kirchlicher Lehre.

- 67. *Casuisten:* jene Art der theologischen Gelehrten, welche sich vorzüglich mit Lösung schwieriger Fälle *(casus)* beschäftigen. — *casuistisch:* was sich auf solche Lösung bezieht.

- 67. *benediciren:* segnen.

- 68. *Intention:* Meinung, Zweckgedanke des opfernden Priesters. — *intentio generalis:* die Hauptabsicht der Kirche.

- 68. *Utique etc.:* allerdings, wenn er kein Aergerniss zu befürchten hat.

- 69. *jejunus:* nüchtern.

- 69. *Transsubstantiation:* siehe oben.

- 70. *Sufficit:* es genügt, genug!

- 70. *Verbum audimus etc.:* Wir hören das Wort, wir fühlen die Bewegung, wir kennen die Art und Weise nicht, aber wir glauben an das Dasein.

- 70. *Exorcismen:* Beschwörungen und Bann böser Geister.

- 71. *Ii ipsi, qui introduxerunt etc.:* Jene (Männer), welche die (neue) Gewohnheit eingeführt haben, sündigten, indem sie derselben fröhnten: wer aber dieselbe schon als eingeführt vorgefunden hat, kann sich ihr anbequemen. Denn am gemeinsamen Mahle muss

man theilnehmen. Was von der Arbeit, gilt von der Nahrung.

S. 73. *Non tenetur etc.*: Ist nicht gehalten, die Pflicht zu leisten.

- 74. *Filius, qui ex matre etc.*: Ist ein Sohn, der von der sterbenden Mutter erfährt, dass er nicht rechtmässig sei, gehalten, die Güter desjenigen zurückzustellen, welcher bisher für seinen wirklichen Vater gegolten hat? — Allerdings ist er gehalten, es zu thun. — Ja, aber mit der Vorsicht, dass er seinem guten Rufe nichts vergebe! Denn der gute Ruf geht vor.

- 75. *casus reservati* sind die Beichtfälle, deren Verzeihung sich der Bischof vorbehalten hat und von denen ein gewöhnlicher Priester nur dann lossprechen darf, wenn der Beichtling in Todesgefahr schwebt.

- 80. Stiftsbader, Stiftsarzt, eigentlich nur Barbier, Chirurg.

- 85. *Agnus Dei*: O Lamm Gottes — der vorletzte Theil einer Messe beginnt mit diesen Worten.

- 85. *Absit a humano etc.*: Fern bleibe der Wassertrank von einer menschlichen Gurgel.

- 87. *in vino veritas*: im Wein ist Wahrheit.

- 93. *Hebdomadarius*: Wochner, d. h. jener, der eine Woche lang ein gewisses Amt hat.

- 95 u. 96. *Tu autem etc.*: Du aber, o Herr! habe mit uns Erbarmen.

- 97. *Matutinum*: Morgen-Chorgebet, das eine Stunde dauert und an grossen Festen gewöhnlich schon am Vorabend (dem altjüdischen Morgen) in der Weihnacht aber kurz vor Mitternacht verrichtet zu werden pflegt.

- 98. *Monstranz*: ein kunstvoll in edlen Metallen gearbeitetes, mit Pretiosen aller Art reich verziertes, gewöhnlich ein bis zwei Fuss hohes Gestell, in welchem die geweihte Hostie zur Anbetung ausgesetzt und womit schliesslich dem Volke der Segen ertheilt wird.

- 104. *forum* des Abtes, d. i. vor dessen Richterstuhl.

- 115. *Habeat sibi*, so viel als: mag sein, oder: lasst ihr die Freude.

- 120. Zu viel Schmu, so viel als: zu viele Unterschleife.

S. 131. *Mutatis mutandis*, so viel als: unter gegebenen Aenderungen.

- 136. *Mundus non vult decipi etc.*: Hierin will die Welt nicht betrogen sein, wird aber doch auch betrogen.

- 139. *commendatio animæ*: Anempfehlung der Seele.

- 140. *Ora* oder *orate pro eo*: Bitte oder bittet für ihn.

- 140. *in pleno*: alle zusammen.

- 140. *Ab ira tua etc.*: Von deinem Zorne — befreie ihn, o Herr!

- 144. *Gloria in excelsis*: Ehre sei Gott in den Höhen.

- 145. Draussen im *sæculum*: in der Klostersprache: draussen in der Weltlichkeit.

- 145. Gregorianische Messen, d. i. Messopfer, die nach Anordnung eines Pabstes Gregor durch dreissig Tage für das Heil eines verstorbenen Priesters dargebracht werden müssen.

- 145. *custos bibliothecæ*: Hüter der Büchersammlung, Bibliothekar.

- 145. *bona fide*: im Vertrauen, auf guten Glauben.

- 149. *Te Deum laudamus*: Anfangsworte des Ambrosianischen Hymnus: Grosser Gott, wir loben dich.

- 152. Jause: der Name eines in Oesterreich üblichen Nachmittagsmahles.

- 156. *mirabilis Deus etc.*: Wunderbar ist Gott in seinen Heiligen.

- 163. *Ut degradatum etc.*: Dass er den Entweihten nach Gefallen in sein Gewahrsam übernehmen solle.

- 164. *restitutio in integrum*: vollständige Wiederherstellung zu aller Schuldlosigkeit.

- 164. *qui si opus erit etc.*: der je nach Bedürfniss oder Gefallen die protocollarische Verhandlung der Entweihung vorliest.

- 165. *In nomine etc.*: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes. Amen. Da wir, durch Gottes und des Apostolischen Stuhles Gnade Bischof N. auf dem Wege der Anklage (Anzeige, Untersuchung) über das Verbrechen N. gegen den Priester N. Kenntniss erhalten und gefunden haben, dass er dieses Verbrechen begangen habe etc., so erklären

wir, dass derselbe nach Ueberlieferung kirchlicher Satzungen zu entweihen sei.

S. 165. *Amovemus etc.*: Wir nehmen von dir die Befähigung, Gott das Opfer darzubringen.

- 165. *Pronunciamus etc.*: Wir erklären öffentlich, dass das weltliche Gericht diesen aller geistlichen Würden und Vorrechte entkleideten und entweihten Menschen in ihr Gewahrsam übernehmen kann.

- 166. *in margine* des *canons*, am Rande jener Blätter des Messbuchs, auf welchem die Gebete vorgedruckt sind, die den *canon*, d. i. den heiligsten Theil des Messopfers, bilden.

- 171. *Asperges*-Seppel, d. h. Asperges-Joseph. Das Besprengen mit Weihwasser an Sonntagen wird mit dem Psalm: *Asperges me hysopo etc.*: Besprenge mich mit Hysop, eröffnet und wird die Ceremonie von dem ersten Worte des Gebetes Asperges genannt.

- 171. *Zelus Domini comedit me*, wörtlich: der Eifer für den Herrn zehrte mich auf.

- 187. *Administration* der *Temporalien*: Verwaltung der wirthschaftlichen Angelegenheiten — *in spiritualibus*: in Angelegenheiten, die nur die Seelen betreffen.

- 192. *Sanctissimum* wird das Allerheiligste des Abendmahls genannt.

- 204. *Aspergile*: der Borstenkolben, womit die Gläubigen etc. mit Weihwasser besprengt werden.

- 205. *sub sigillo confessionis pr.*: unter dem Siegel der Beichtverschwiegenheit.

- 209. *Intention*, s. oben Erklärung zu S. 68.

- 210. *altare privilegiatum*: ein Altar, dem ein Vorrecht (vom Pabste) zuertheilt ist.

- 211. „Godl“: Taufpathin, „Göd“: der Taufpathe.

- 213. *Missale*, Messgebetbuch.

- 214. *Pericopen*: Abschnitte des Evangelien-Textes, welche vorzulesen sind, oder über welche zu predigen ist.

- 225. *Missa Papæ Marcelli*: eine Composition, die dem Pabst Marcell gewidmet war.

- 231. *Prædicatores bibaces etc.*: Die Mitglieder des Predigerordens sind Säufer, Minoriten verkappte Heuchler, Prämonstratenser aufgeblasen, Cisterzienser

geizig, aber ein Jesuit hat alle diese Eigenschaften zugleich an sich.

S. 232. *Si non caste etc.*, v. oben zu S. 39.

- 258. *Ite missa est*: Gehet davon, die Messe ist zu Ende. *Benedicamus Domino*: Lobpreisen wir Gott — zwei Mahnungen, von denen immer die eine oder die andere am Schluss der Messe, bei einem Hochamte singend, an das Volk gerichtet werden.

- 259. *decretum*: Verordnung.

- 260. *canones*: Kirchengesetze.

- 265. *Veni sancte etc.*: Komm heiliger Geist!

- 267. *Habemus Abbatem N.*: Wir haben einen Abt, den N.

- 270. *per nuntios*: durch Boten, Gesandte.

- 270. *Sic me Deus adjuvet etc.*: So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.

- 271. *Dominus vobiscum*: der Herr sei mit euch.

- 271. *Graduale*: jenes Gebet, das zwischen Epistel und Evangelium einer Messe gesprochen wird.

- 272. *Ut sis in corrigendis etc.*, wörtlich: damit du bei Bestrafung von Fehlern fromm wüthend seist und wenn du erzürnt gewesen, der Barmherzigkeit eingedenk seiest.

- 272. *signaculum fidei etc.*: als ein Glaubenszeichen, wie das eines Verlobten der Kirche. — *Offertorium*: Opferung.

- 272. *stallum*: der Standort eines Mönches während des Chorgebetes.

- 273. *ad multos annos!* Auf viele Jahre!

- 273. *Te Deum laudamus*, s. oben zu S. 149. — *mitra*: Bischofsmütze.

- 274. *Sext* ist der Name einer Gebetabtheilung, welche der Chor alter Zeiten gewöhnlich um die sechste Morgenstunde zu verrichten hatte.

- 275. *qui omnia sinunt etc.*: die Alles gehen lassen, wie es eben geht.

- 276. *Directorium*, s. oben S. 33.

- 276. *Infel* oder *mitra*: Bischofsmütze.

- 282. *Temporalien*, s. oben zu S. 187.

- 286. *Requiescat etc.*: er ruhe im Frieden, wie er ihn in dieser Welt nicht hat finden können.

- 304. *Semel Prior nunquam Abbas!* Wer einmal Prior gewesen, wird niemals zum Abt erwählt.

S. 305. *Ut nobis semper:* Dass es uns in unsern Lebenstagen immer wohl ergehen möge!

- 308. Eisernes Büchel, s. Bd. I., S. 247.

- 311. *Humidum non rumpit jejunium:* Nässe bricht nicht das Fastengebot.

- 335. *Minimus minorum ordinum*: der Geringste aus den niedern Orden.

- 335. *Hic ordo etc.*: Dieser Orden ist erprobt und bestätigt, in Liebe gegründet, nicht von Heiligen, wohl aber von Gott selbst gestiftet.

- 345. *Idcirco autoritate etc.*: Deshalb belege ich ihn in Kraft des allmächtigen Gottes, des Vaters, Sohnes und h. Geistes, der h. Apostel Peter und Paul und aller Heiligen durch dieses Schreiben und so lange mit dem Bann, bis er erfüllt haben wird, was ihm geboten ist, damit seine Seele am Tage des Gerichtes errettet werde.

- 346. *Fiat*: So soll es geschehen!

- 347. *Restitutio in integrum*, s. S. 164.

- 347. *Eo ipso*: Schon durch die blosse Thatsache an sich.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

In **Carl Heymann's Verlag** (**Julius Imme**) in **Berlin** ist ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Wunderbau des Weltalls oder **Populäre Astronomie** von Professor Dr. **J. H. von Mädler,** Kaiserlich Russ. wirkl. Staatsrath, Ritter etc. etc. Mit dem Portrait des Verfassers. Nebst einem **Atlas:** Astronomische Tafeln, Abbildungen und Sternkarten enthaltend. Sechste Auflage. gr. 8. broch. Preis: 2 2/3 Thlr.; elegant gebunden Preis: 3 Thlr.

Die musterhafte Oekonomie-Wirthschafterin, oder **Vollständiger Unterricht über den ganzen Umfang des weiblichen Wirkungskreises auf dem Lande.** Nach vieljährigen Erfahrungen herausgegeben von **Louise Wilhelmi,** Gutsbesitzerin (früher Ober-Wirthschafterin auf den Fürstlich Reussischen Gütern). Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite Auflage. gr. 8. broch. Preis: 1 Thlr. 20 Sgr. Geschenk-Ausgabe auf Velinpapier in Prachtband. Preis: 2 Thlr. 8 Sgr.

Jean Dufresne — Paul Morphy's Schachwettkämpfe nebst Beigabe der besten Partien des Pariser Schachturniers (pour le prix de l'empereur) vom Jahre 1867. Mit zahlreichen Diagrammen. Zweite Aufl. 8. broch. Preis: 22 1/2 Sgr.

Der Schachfreund. Lehrbuch des Schachspiels an praktischen Beispielen. Für Anfänger und Geübtere. Herausgegeben von **Jean Dufresne,** mit Beiträgen von **A. Anderssen.** Mit zahlreichen Diagrammen. gr. 8. broch. Preis: 15 Sgr.

Astronomische Jugendabende von **S. Seiffart.** Mit ca. 30 Sterntafeln in Holzschnitt, 5 theils colorirten Steindrücken und diversen Holzschnitten. In elegantem Callico-Einband mit Steindrucktitel. Preis: 1 Thlr.

Dr. E. A. Favreau's vollständiges Fremd- und Sach-Wörterbuch. Ein Handbuch für Jedermann. Dritte Auflage, vermehrt und verbessert von Professor **E. G. von Hieronymi.** 2 Theile, 120 Halb-Bogen in gebrochenen Columnen, also gegen 2000 Spalten stark. Preis: 2 Thlr.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Häusler.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, A. E.

Aus dem österreichischen Klosterleben Ein Beitr. zur Sittengeschichte d. 19
. Jahrhunderts

Bd.: 2.

Berlin 1870

H.mon. 598 p-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11006704-1